

HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN
VOM
HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

110. JAHRGANG



1992

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Zuschriften, die den Aufsatzteil betreffen, sind zu richten an Herrn Prof. Dr. Klaus FRIEDLAND, 2305 Heikendorf, Kreienholz 1. Besprechungsexemplare und sonstige Zuschriften wegen der Hansischen Umschau an Herrn Dr. Volker HENN, Universität Trier, Fachbereich III, Postfach 3825, 5500 Trier.

Manuskripte werden in Maschinenschrift erbeten. Korrekturänderungen, die einen Neusatz von mehr als einem Zehntel des Beitragsumfanges verursachen, werden dem Verfasser berechnet. Die Verfasser erhalten von Aufsätzen und Miscellen 20, von Beiträgen zur Hansischen Umschau 5 Sonderdrucke unentgeltlich, weitere gegen Erstattung der Unkosten.

Die Lieferung der Hansischen Geschichtsblätter erfolgt auf Gefahr der Empfänger. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Eintritt in den Hansischen Geschichtsverein ist jederzeit möglich. Der Jahresbeitrag beläuft sich z. Zt. auf DM 40 (für in der Ausbildung Begriffene auf DM 20). Er berechtigt zum kostenlosen Bezug der Hansischen Geschichtsblätter. – Weitere Informationen gibt die Geschäftsstelle im Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1–3, 24 Lübeck.

HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

110. JAHRGANG



1992

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

REDAKTION

Aufsatzteil: Prof. Dr. Klaus Friedland, Kiel

Umschau: Dr. Volker Henn, Trier

Für besondere Zuwendungen und erhöhte Jahresbeiträge, ohne die dieser Band nicht hätte erscheinen können, hat der Hansische Geschichtsverein folgenden Stiftungen, Verbänden und Städten zu danken:

POSSEHL-STIFTUNG ZU LÜBECK
FREIE UND HANSESTADT HAMBURG
FREIE HANSESTADT BREMEN
HANSESTADT LÜBECK
STADT KÖLN
STADT BRAUNSCHWEIG
LANDSCHAFTSVERBAND WESTFALEN-LIPPE
LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND

Inhalt

Eröffnungsrede und Schlußwort

- zur letzten Tagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft in der DDR. Von Eckhard Müller-Mertens (Berlin) V

Aufsätze

- Musik an Bord im hansischen Raum. Von David V. Proctor (Rochester) 1
- Zur Bildung des Kaufmanns und Seefahrers in Nordeuropa. Zwei Texte des 13. Jahrhunderts. Von Gerhard Rösch (Kiel) 17
- Wismar, Rostock und Heinrich II. von Mecklenburg 1310/4 nach der Reimchronik Ernst von Kirchbergs (1378). Von Werner Knoch (Preetz) 43

Bericht

- Zur Rückführung der Lübecker Archivbestände aus der ehemaligen DDR und UdSSR 1987 und 1990. Von Antjekathrin Graßmann (Lübeck) 57

Hansische Umschau

- In Verbindung mit Norbert Angermann, Detlev Ellmers, Antjekathrin Graßmann, Rolf Hammel-Kiesow, Elisabeth Harder-Gersdorff, Erich Hoffmann, Petrus H.J. van der Laan, Herbert Schwarzwälder, Hugo Weczerka und anderen bearbeitet von Volker Henn.
- Allgemeines 71
- Schiffahrt und Schiffbau 88
- Vorhansische Zeit 100
- Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Regionen 109
- Westeuropa 153
- Skandinavien 161
- Osteuropa 172
- Autorenregister für die Umschau 187

Mitarbeiterverzeichnis für die Umschau	188
Für die Hanseforschung wichtige Zeitschriften (Abkürzungsverzeichnis)	193
Nachrichten vom Hansischen Geschichtsverein	
Satzung des Hansischen Geschichtsvereins	195
Jahresbericht 1991	198
Aussprache über die Vorträge bei der 107. Jahresversammlung	201
Liste der Vorstandsmitglieder des Hansischen Geschichtsvereins	203

ERÖFFNUNGSREDE UND SCHLUSSWORT
ZUR 35. (LETZTEN) JAHRESTAGUNG DER
HANSISCHEN ARBEITSGEMEINSCHAFT
IN DER DDR¹ ZUGLEICH DER ERSTEN
GESAMTDEUTSCHEN HISTORIKERTAGUNG
NACH FALL VON MAUER UND GRENZEN

von

ECKHARD MÜLLER-MERTENS

ERÖFFNUNG

Geehrte und liebevolle Teilnehmer der Hansischen Tagfahrt 1990
nach Magdeburg, meine Damen und Herren!

Die 35. Jahrestagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft steht unter dem Generalthema „Hanse – Verfassung und Recht“. Sehr herzlich begrüße ich den Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg, Herrn Dr. Polte. Ein besonderer Gruß gilt unseren ausländischen Gästen, Vortragenden und Teilnehmern aus Lettland, den Niederlanden, Österreich, Norwegen, Polen und Schweden. Mit Freude begrüße ich Teilnehmer aus ganz Deutschland, insbesondere Vorstandsmitglieder und Mitglieder des Hansischen Geschichtsvereins.

Die 35. Jahrestagung ist die erste Hansetagung oder die erste Tagung von Historikern überhaupt, auf der sich Historiker aus dem ganzen Deutschland ohne Mauer und ohne staatliche Grenzen begegnen und zusammen das wissenschaftliche Programm einer Tagung gestalten.

Mit der Beendigung der Zweistaatlichkeit Deutschlands entfallen die Bedingungen, Erfordernisse, Zwänge für eine gesonderte Organisation für hansische Geschichte in der DDR, wie sie in der Hansischen Arbeitsgemeinschaft seit 1955 bestanden hat bzw. besteht. Im Umstand der neuen staatlichen Einheit Deutschlands nach 45 Jahren, des deutschen Vereinlichungsprozesses und des Prozesses der europäischen Einigung stellt sich die Frage und hat sich die Frage gestellt nach einer entsprechenden Wiederherstellung, einer entsprechenden Erneuerung und Neugestaltung der hansegeschichtlichen Vereinstätigkeit in ganz Deutschland, mit einem inzwischen traditionellen, zu forcierenden europäischen Bezug.

¹ Die Tagung fand vom 31. Oktober bis 2. November 1990 in Magdeburg statt.

Die Hansische Arbeitsgemeinschaft war zuletzt 1980 in Magdeburg versammelt. Sie handelte über die progressiven Wirkungen der städtischen Autonomie und ihre Grenzen, ein Thema, das mit dem diesjährigen korrespondiert. Verfassungs- und rechtsgeschichtlichen Fragen waren seitdem die Tagungen 1982 in Berlin „Hansestädtisches Bürgertum – Landstände – Reichsstände“ und 1988 in Rostock „Städtehanse – Territorialfürstentum – Reichsgewalt im Mittelalter und früher Neuzeit“ gewidmet.

Magdeburg war 1965 Schauplatz der 81. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins. Die gesamtdeutsche Pfingstversammlung 1965 in Magdeburg wird wahrscheinlich künftig in viel stärkerem Maße oder überhaupt erst als ein denkwürdiges Ereignis in der Geschichte der deutschen Geschichtsvereine und historischen Verbände erscheinen, als es gegenwärtig im Bewußtsein ist. Ich wüßte nicht, daß nach dem Mauerbau 1961 irgendeine historische Vereinigung eine gesamtdeutsche Tagung in einem gemeinsamen organistorischen Rahmen und im wissenschaftlichen Konsens durchgeführt hätte.

Der Hansische Geschichtsverein hat in seiner Geschichte vorher nur ein einziges Mal in Magdeburg getagt. Das war im Jahre 1903. Ich möchte die Tagung mit dem Wunsch eröffnen, daß der Hansische Geschichtsverein alsbald wieder eine Pfingstversammlung in Magdeburg durchführt und in der alten Hansestadt und neuen Landeshauptstadt einen freundlichen Gastgeber und Partner findet.

Magdeburg, am 31. Oktober 1990

Eckhard Müller-Mertens

SCHLUSSWORT

Verehrte Damen, meine Herren!

Die 35. Jahrestagung wird die letzte Jahresversammlung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft gewesen sein. Mit der Auflösung der Historiker-Gesellschaft der DDR wird die Hansische Arbeitsgemeinschaft aufhören zu bestehen. Nach dem Umbruch in der DDR und der staatlichen Vereinigung Deutschlands wird der traditionelle, 1870 gegründete Hansische Geschichtsverein allen Interessenten offen stehen, wird der Hansische Geschichtsverein auf der Vereinsebene die deutsche Hanseforschung bzw. hansische Vereinstätigkeit wieder insgesamt repräsentieren. Was seitens der Hansischen Arbeitsgemeinschaft als Substanz, als Innovation, Struktur oder als Empfehlung eingebracht werden kann oder könnte, darüber wird abschließend noch zu verhandeln, zu beraten und zu vereinbaren sein.

Es ist unter den immer schwerer und bedrückender werdenden politischen Umständen der Jahre 1968 bis 1970 nicht gelungen, die gesamtdeutsche Vereinsstruktur zu wahren oder den gesamtdeutschen Zusammenhalt mittels einer gemeinsamen internationalen Organisation zu erhalten. Die schließlich am 17. März 1970 durch Dekret erzwungene Trennung* – sicher nicht zufällig zwei Tage vor dem Treffen von Willi Brandt und Willi Stoph in Erfurt – war mit einer Verletzung der Partner im Hansischen Geschichtsverein durch uns verbunden, die ich sehr bedauere. Sie war zugleich verbunden mit der eigenen, mit unserer Demütigung, Verletzung, Maßregelung, so lange an der besonderen innerdeutschen Beziehung festgehalten, immer weiter ein gesamtdeutsches Vereinsverhältnis vertreten zu haben.

Die Hansische Arbeitsgemeinschaft, die 1955 bis 1970, also fünfzehn Jahre, im Rahmen und als Glied des Hansischen Geschichtsvereins bestand, sich seit 1970, also zwanzig Jahre, als Fachverband der Historiker-Gesellschaft fortsetzte, bedarf ihrer künftigen forschungsmäßigen Darstellung und Würdigung. Unter den deutschen historischen Vereinen und Gesellschaften der Nachkriegszeit nimmt sie eine besondere, jedenfalls zeitweise, wenn nicht im ganzen einzigartige Stellung ein. Diese stellt sich komplex und differenziert dar, insbesondere auch, weil die Hansische Arbeitsgemeinschaft in ihrer Tätigkeit und ihren Verhältnissen von 1955 bis 1990 von sehr verschiedenen gleichzeitigen, sich sowohl überschneidenden wie einander entgegengesetzten politischen Intentionen, Interessen und Motivationen bestimmt erscheint.

* Vgl. die „Dokumentation“ HGBll. 89, 1971, 266 ff. (Hinweis der Red.)

Es liegt mir bei der Verabschiedung am Herzen, über Aspekte und Intentionen zu sprechen, die meiner eigenen Tätigkeit als Vorsitzender in den letzten beiden Jahrzehnten zugrunde lagen, über persönliche Aspekte und Intentionen, die sich im übrigen in der gehandhabten Praxis wie in der Positionierung und Präsentation der Hansischen Arbeitsgemeinschaft äußern, verfolgen und feststellen lassen.

In der zwanzigjährigen Tätigkeit im Rahmen der Historiker-Gesellschaft wurde die Hansische Arbeitsgemeinschaft in Distanz zur Historiker-Gesellschaft gehalten. Es wurde bewußt und gewollt Distanz praktiziert, Autonomie in Anspruch genommen und in einem entscheidenden Maße behauptet und betrieben. Das führte wiederholt zu Auseinandersetzungen mit dem Büro, das heißt der Leitung, dem Präsidenten und zuständigen Vizepräsidenten der Historiker-Gesellschaft, zum Teil heftigen Streitfällen und Behauptungskämpfen. Es bestanden dauerhafte Unstimmigkeiten in der Sache.

Nachdrücklich wurde auf eine vereinsrechtlich demokratische Verfassung der Arbeitsgemeinschaft Wert gelegt. Die Hansische Arbeitsgemeinschaft hatte eine eigene Satzung, sie hatte eine Mitgliederversammlung, welche den Vorstand wählte, welcher die Tagungsvorhaben und die Veröffentlichungen zur Beschlußfassung vorgelegt wurden und welcher der Vorstand alljährlich Rechenschaft ablegte. Diese Prozedur und die in den achtziger Jahren nur wenig besuchte Mitgliederversammlung mochten in den gegebenen Umständen viele als formalen Akt und Floskel verstanden haben. Sie waren für mich und für andere Vorstandsmitglieder unverzichtbare Akte der unabdingbaren demokratischen Legitimation. Darüber wurde wiederholt eigens und entschieden auf Mitgliederversammlungen und auf Vorstandssitzungen gehandelt.

Entschieden und unablässig war die Hansische Arbeitsgemeinschaft auf Internationalität bedacht. Sie wurde in ständigen Auseinandersetzungen und Reibereien durchgesetzt und behauptet, da die Hansische Arbeitsgemeinschaft den bestehenden Organisationsstrukturen nach nicht für die internationale Arbeit zuständig war und sein sollte. So war von Tagung zu Tagung die internationale Beteiligung, die Beteiligung auch aus der Bundesrepublik neu zu verhandeln. Die Beteiligung aus der Bundesrepublik wurde überhaupt erst 1979 wieder genehmigt und von da an kontinuierlich Jahr für Jahr in stark zunehmenden Maße praktiziert. Auf den zwanzig Tagungen der Jahre 1970 bis 1989 wurden nach Programm 224 Vorträge gehalten. Davon wurden 107 von Referenten aus der DDR erbracht, 117 – also mehr als die Hälfte – von Vortragenden von außerhalb der DDR bestritten. 64 von ihnen kamen aus sozialistischen Ländern, 53 aus dem westlichen Ausland und der Bundesrepublik. Internationalität und offener West-Ost-Dialog bestimmten das geistige und wissenschaftliche Klima der Tagungen. Einbezogen in die Tagungen wurden Studenten, ganz wesentlich mit der erzieherischen Absicht, sie an diesem Klima teilhaben zu lassen.

Für die Vorträge, auch für die Vortragenden aus der DDR galt wissenschaftliche Meinungsfreiheit, wurde wissenschaftliche Meinungsfreiheit gehandhabt und verteidigt. So wurden die Tagungen auch durch den Meinungsstreit zwischen marxistischen Historikern bestimmt, kamen kontroverse Auffassungen von DDR-Historikern zum Vortrag, bestand ein Forum für Kontroversen innerhalb der Geschichtswissenschaft der DDR. Für mich selbst darf ich auf meinen Magdeburger Vortrag 1980 über die bürgerlich-städtische Autonomie in der Feudalgesellschaft verweisen, welcher die politische Freiheit als bestimmendes Wesensmerkmal herausstellte¹. Wenn die politischen städtebürgerlichen Freiheiten prononziert als entscheidender Fortschrittshebel und als bestimmendes Moment für die Dynamik der okzidentalen Feudalgesellschaft bis hin zur Französischen Revolution angesprochen wurden, so schwang darin – vom Gefühl und vom Willen bestimmt – das ganz aktuelle Motiv und Thema der politischen Freiheit in der eigenen Gegenwart.

Die Vorträge sind zum größeren Teil in den „Hansischen Studien“ gedruckt. Daneben stehen in der Reihe „Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte“ von der Hansischen Arbeitsgemeinschaft geförderte Monographien. Insgesamt verbindet sich mit den Tagungen und der Forschungsförderung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft von 1955 bis heute ein wissenschaftliches Werk, welches aus der Hanse- und Stadtgeschichtsforschung der letzten Jahrzehnte nicht wegzudenken sein wird.

Die Hansische Arbeitsgemeinschaft und mich selbst als langjährigen Vorsitzenden kann ich in dieser Gewißheit verabschieden. Ich möchte in dieser Gewißheit und durchaus im Wissen um die eigenen Unvollkommenheiten und Widersprüche ein Gefühl der Genugtuung und des Stolzes nicht verhehlen. Es gründet sich auf die wissenschaftliche Bemühung und Leistung und mit dieser, oder entschiedener gesagt, es gründet sich mehr noch auf die Autonomie, die opponierende Eigenständigkeit und Selbstbestimmung, die Demokratie im Vereinsleben der Arbeitsgemeinschaft, ihre Internationalität, die wissenschaftliche Meinungsfreiheit, denen die Anstrengung, der Einsatz galt, die im Ausmaß des Möglichen behauptet, die tatsächlich praktiziert wurden.

Magdeburg, am 1. November 1990

Eckhard Müller-Mertens

¹ In: Autonomie, Wirtschaft und Kultur der Hansestädte. Hansische Studien VI (Abhandlungen z. Handels- u. Sozialgesch. 23, 1984 = Festschr. Johannes Schildhauer z. 65. Geburtstag).

MUSIK AN BORD IM HANSISCHEN RAUM

von
DAVID V. PROCTOR

Musizieren auf See war zu unwichtig, als daß die Teilnehmer es für wert gehalten hätten, darüber zu berichten, es sei denn, es handelte sich um eine große Festlichkeit wie etwa eine religiöse Zeremonie, die Ankunft eines Königs oder die Vorbereitungen für die Unterzeichnung eines Vertrages. Dies gilt besonders für das Mittelalter. Erst seit dem 16. Jahrhundert finden wir einigermaßen detaillierte Berichte über Musik, die auf See gespielt wurde, sowie über die Instrumente, die dabei benutzt wurden. Selbst dann werden oft nur die Instrumente und vielleicht noch die Namen von dem einen oder anderen Musiker erwähnt.

Die Hanse wird in unserem Rahmen geographisch und kulturell begriffen, und insofern das hansische Wirtschaftssystem auch die nordeuropäischen Partnerländer anging, werden diese gleicherweise zu berücksichtigen sein.

Das gemeinsame Interesse im Fernhandel sowie der Sinn für Geschäfte ging weitgehend mit der Bereitschaft einher, sich für kulturelle Einflüsse offenzuhalten. Das hing mit dem Warentransport von Land zu Land zusammen, der zwar auch auf dem Festland, möglichst aber auf dem sicheren, für schwere Güter oft unumgänglichen Wasserwege erfolgte. Und mit der Ladung reiste ein Stück Kultur, Kultur der Fernhändler und ihrer Auftraggeber, Kultur der Mannschaft und der Mitreisenden, das mochten Kaufleute, Adelige, einfaches Volk, Musiker oder Pilger sein.

Alle brachten ihre Kenntnisse der Musik mit, ob primitiv oder auf einem hohen Niveau, ob professionell oder laienhaft, etwas, das man in der Kneipe gehört hatte, in der Kirche, am Hofe eines Adligen oder auch im Hause eines reichen Kaufmanns.

Anfänge musikalischer Tradition, die die Seefahrer begleitete, ergeben sich aus Steinskulpturen der Zeit um 3000 vor Christus, die im Süden Schwedens und an der Grenze nach Norwegen gefunden worden sind. Diese zeigen nicht selten Menschen, die entsprechend der Jahreszeit an Festlichkeiten teilnehmen, Zeremonien, die den Fischfang betreffen, das Meer oder ein Schiff. In einer Tanzszene werden die Tänzer von Musikanten begleitet, die die Leier spielen und dazu ein Instrument aus Bronze, das einem langgezogenen Horn ähnelt. Eine Leier der hier dargestellten Art verfügt über einen verhältnismäßig großen Tonumfang und über weiche, anhaltende Klänge, was sie besonders für Festlichkeiten und Zeremonien

geeignet macht. Man hat viele solcher Instrumente gefunden, oftmals paarweise. Im dänischen Nationalmuseum finden sich etliche Stücke dieses Typs. Andere Instrumente sind in den Schiffsgräbern der Wikinger gefunden worden, z.B. eine Flöte im Gokstad-Schiff aus dem 9. Jahrhundert (Wikinger-Schiffsmuseum in Oslo), desgleichen eine Leier bei den Ausgrabungen des Sutton-Hoo-Schiffs in England in der Nähe von Woodbridge, wahrscheinlich Grabstätte eines bedeutenden Königs von East Anglia (Raedwald, † 624 oder 625). Eine „Falsterflöte“ ist kürzlich bei einer prähistorischen Schiffswerft, auf der Insel Falster, gefunden worden. Diese Flöte, die auf das Jahr 1080 zurückgeht, ist von doppeltem Interesse, erstens, weil sie das älteste uns bekannte Rohrblatt-Blasinstrument ist, das in Skandinavien gefunden wurde, zweitens, weil sie möglicherweise auf See gespielt worden ist .

Des Weiteren gibt es jetzt auch frühskandinavische Belege für Klänge an Bord, die, wie es zunächst scheinen könnte, nichts mit Musik zu tun hatten. Es handelt sich um den rhythmischen Sprechchor oder Gesang, dessen man sich auf großen Wikingerschiffen bediente, damit die Ruderer den Takt einhielten. Diese Schiffe konnten zwar bei günstigem Wind unter Segel gut Kurs halten, aber die meiste Zeit hing zuverlässige Fortbewegung von der Kraft der Ruderer ab. Dies galt besonders bei einer Landung oder auf der Flucht, wenn nach einem Überfall auf ein Gemeinwesen der Feind zur Verfolgungsjagd ansetzte. Ruderer waren unersetzlich für die Sicherheit einer Reise über lange Entfernungen, zum Beispiel nach Island, sie waren unersetzlich bei ungünstigem Wind. Jedoch anders als ihr modernes Gegenstück, der Dieselmotor, bedurften die Ruderer der Erholung und Rast. Außerdem bedurften sie der Führung und Aufsicht, um den korrekten Takt einhalten zu können, der für verlässliches Manövrieren erforderlich war. Nachforschungen in den Sagas haben gezeigt, daß die Ruderoffiziere (*skalds*) besondere Sprechgesänge einleiteten, die von den Ruderern wiederholt wurden und ihnen halfen, den Takt zu halten (*drott kvaett*). Andere Gesänge dienten besonderen Manövern, etwa das Tempo zu beschleunigen, besonders in einem Notfall. In größeren Schiffen gab es möglicherweise zwei *skalds*, je einen an beiden Enden des Schiffes, die dafür sorgten, daß man sie im Brausen des Windes und Rauschen des Wassers hören konnte.

Diese Sprechchöre hatten noch eine andere wichtige Funktion. Sie dienten, solange es weder auf See noch überhaupt mechanische Zeitmesser gab, der Bemessung von Strecke und Zeit und insbesondere der Zeitspanne, die ein Ruderer arbeiten mußte. Man zählte in Achtergruppen von Einheiten, die den acht Strophen des *drott kvaett* entsprachen, addierte durch Wiederholung der Strophen und kam so auf 960 bis 1280 Ruderschläge als Arbeitseinheit eines Ruderers. Der Ruderer selbst konnte an den acht Fingern, die oben das Ruder umfaßten, mitzählen.

Diese Maße, eigentlich Zeiteinheiten, konnten auch für Entfernungen verwendet werden. Die Maßeinheit war *Vikas*. Hier gab es gewisse Unter-

schiede. In Island entsprach eine *Vikas* im 13. Jahrhundert etwa 9,25 Kilometer. Es ergaben sich also keine Schwierigkeiten, aus der Anzahl der Ruderschläge eine *Vikas* zu errechnen.

Diese Sprechgesänge, die als Arbeitsmusik dienten, haben über die Zeit der Wikinger und über den Gebrauch an Bord ihrer Schiffe hinaus Bedeutung für den mündlich-deklamatorischen Stil der mittelalterlichen Harfenspieler und Minnesänger und spielen daher auch für unser Thema eine Rolle. Diese übergreifende Bedeutung wird unter anderem darin erkennbar, daß die Sprechgesänge nicht nur Worte und Laute enthielten, die sich auf den jeweiligen Arbeitsgesang bezogen. Sie gehörten etwa in Zusammenhänge mit Handlungen, bei denen einzelne Menschen eine Rolle spielten, so zum Beispiel in Lobgesängen auf Heerführer oder König, von denen sich Krieger einen Teil des erbeuteten Schatzes erhofften. Diese Gesänge hatten beschreibenden Charakter, oft mit lyrischem Einschlag, wie das folgende Beispiel zeigt:

Die Wogen waschen die hohen Bänke der Ruderer.
Der Kiel bricht die Wellen.
Die böse See hat es auf die Zerstörung des schönes Schiffes abgesehen.
Der Glanz des Goldes umgibt den holden Prinzen.
Der nachgiebige Kiel tanzt auf kalten Wellen.
Gleitende Ruder treiben das Schiff vorwärts.

Über diese Gesänge hinaus mag es auf skandinavischen Schiffen der Wikingerzeit auch Instrumentalmusik gegeben haben; diese Vermutung jedenfalls ist nach den Funden knöcherner Kernspaltflöten (natürlich gewachsene Vorgänger der Blockflöte) des 9./10. Jahrhunderts an den Hafenplätzen Birka und Haithabu nicht auszuschließen.

Obgleich die Wikinger als Seefahrer weithin bedeutend waren und ihre musikalische Kultur für unser Thema einen guten Ausgangspunkt hergibt, müssen wir auch an andere europäische Völker denken, die auf See und Fluß reisten. Zum Beispiel finden wir in dem um 370 entstandenen Gedicht „Mosella“ des Prinzenerziehers Ausonius ein Spottlied, das ein Binnenschiffer auf der Mosel singt. Venantius Fortunatus hat um 588 ein Gedicht über eine Moselfahrt geschrieben, worin er Gesang, ein Saiteninstrument und eine Flöte erwähnt. Zwar sind an deutschen Ufermärkten Spielsteine häufiger entdeckt worden als Musikinstrumente, doch darf man annehmen, daß die in Lübeck gefundene Maultrommel der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts auch an Bord hansischer Schiffe gespielt worden ist.



Olaus Magnus, Carta Marina, Ausschnitt mit Lübecker Schiffstropfeter, Holzschnitte 1539 München, Bayerische Staatsbibliothek.

Aus: Ulrich Pietsch, Die Lübecker Seeschifffahrt vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Lübeck 1982, S. 17.

Nach alledem kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie musikalische Kultur zu Lande und zur See Verbreitung fand – ein kontinuierliches Geschehen, das sich über lange Zeiträume erstreckt und sich bis in unsere Zeit fortsetzt. Walter Salmen hat dargelegt, wie mittelalterliche Musiker mit unterschiedlicher Begabung lange Seereisen unternahmen, wie sie zur Unterhaltung ihrer königlichen oder adeligen Herren spielten, und wie hoch man etliche von ihnen in der Gesellschaft, in der sie lebten, einstuft. Als Beispiele seien genannt: Wilhelm von der Normandie, legendärer Minnesänger, Teillefer, der im Jahre 1066 bei der Invasion von England dabei war, dann Henricus Versificator und Magister Ricardus Citharita, die 1251/52 den englischen König Heinrich III. begleiteten, außerdem Walter von der Vogelweide und Perdigo, der ein Fischerssohn war. Das Lebensbild des großen Minnesängers Tannhäuser, der Dänemark bereiste, gibt einen Eindruck von ihrer Lebensweise. Musiker der oberen Klassen reisten auf eigene Kosten. Die Kreuzzüge, die um 1095 begannen, gaben Gelegenheit, auf ausgedehnten Reisen Kenntnis von Musik und Instrumenten auszutau-

schen. Aus dieser Zeit wiederum liegen Beschreibungen von Musik und Instrumenten vor, die bei besonderen Gelegenheiten gespielt wurden. Es gibt eine bekannte Abbildung, die die Landung des französischen Königs Ludwig IX. in Damiette im Jahre 1249 darstellt. Sie zeigt Trompeter auf dem Achterkastell des Schiffes, die die Ankunft des Königs ankündigen.

Von einem anderen Kreuzfahrer, dem englischen König Richard Löwenherz (1189–1199), wird berichtet, daß Trommeln und Trompeten seine Ankunft in Sizilien ankündigten. „Er kam mit vielen *buccas*, anderen großen Schiffen und Galeeren“, so heißt es, „mit solchem Pomp und festlichen Gepränge, daß die schmetternden Trompeten und Hörner die Herzen der Bürger mit Angst und Bangen erfüllten“.

Die Flotte des Vierten Kreuzzuges (1202) wurde bei ihrer Abreise von Venedig von dem Dogen Enrico Dandolo in seiner prächtigen Galeere persönlich angeführt. „Vier Silberhörner (Trompeten) und Beckenteller spielten auf festliche Weise im Bug der Galeere. In den verschiedensten Schiffen waren paarweise an die hundert Hörner (Trompeten), die einen aus Silber, andere aus Kupfer, und alle spielten bei der Abfahrt, und außerdem so viele Beckenteller, Trommeln und andere Instrumente, daß es wundervoll anzusehen war“. Wir wissen, daß die Musiker auf den staatlichen Schiffen Venedigs als Berufsmusiker angestellt waren. Die Statuten der Stadt Venedig von 1172 legten fest, daß ein Schiff geringerer Tonnage zwei Trompeter mit sich führen müsse, Schiffe größerer Tonnage einen Trompeter, eine Trommel und zwei Kesselpauken.

Durch die Kontakte mit dem mittleren Osten, während der Kreuzzüge, lernten die Europäer eine ganze Reihe von Schlaginstrumenten kennen, so Becken, Tamburin, Triangel und „Naggara“ – eine Art kleiner Kesselpauken, die meist paarweise montiert waren. Die Kenntnis des „Cymbala“, eines kleinen Glockenspiels, hatte schon früher über Byzanz und die christliche Kirche Verbreitung gefunden. Es erfreute sich großer Beliebtheit, besonders durch das kunstvolle Zusammenspiel mit dem Läuten der Kirchenglocken, in flämischen Kirchen. Diese Instrumente waren aus Metall, Kupfer, Messing oder Bronze und als solche typische Produkte arabischer Kunstfertigkeit. In wieweit diese Entwicklung dazu beitrug, daß man nun auch Glocken auf Schiffen installierte, um die Stunden zu zählen, wäre noch zu erforschen. Erwähnenswert ist das Replikat (ein Nachbau also) eines russischen „Pomor Kotch“, eines Handelsschiffes aus dem 16. Jahrhundert, das im Norden und Westen Skandinaviens Handel trieb, aber auch in den baltischen Gewässern und Flüssen. 1990 erbaut, machte es eine Rundreise von Archangelsk und zurück über die Flüsse. Dieses Schiff hatte ein Glockenspiel an Bord, das im Hafen am Mastbaum befestigt wurde.

Diejenigen Musikanten, die in Berichten des frühen Mittelalters und noch bis zum 17. Jahrhundert am meisten Erwähnung finden, sind die Trompeter. Dasselbe gilt für Abbildungen, die das Leben an Bord darstellen. Trompeter finden wir auf den Miniaturen von Manuskripten, auf frühen

Wandmalereien, Skulpturen, auf den amtlichen Siegeln der Hafenautoritäten, so auf dem von Winchelsea (1281), dem von Rouen, von Yarmouth aus dem Jahre 1280, ferner auf Zeichnungen, Kupferstichen, Grisailen und Ölgemälden. Über den Ursprung der Trompete wissen wir so gut wie nichts. Wir wissen jedoch, daß die Ägypter und Römer Trompeten benutzten, um an Land oder auch auf See militärische Signale weiterzugeben. Aus diesem Grund war ihr Gebrauch streng reguliert und beschränkt und Personen von hohem Rang vorbehalten, entweder ihnen selbst oder ihrem Herold oder ihren Musikanten. In einem kaiserlichen Erlaß Karls V. aus dem Jahre 1528 wurden Regeln für den Gebrauch der Trompete festgelegt. Sie wurden im Rahmen von Ordnungen 1623 für die kaiserlich-höfischen Gilden, die Feldtrompeter und die militärischen Kesselpauker auch auf die Kesselpauken ausgedehnt. Die hierbei verwendeten Trompeten waren ein großer Typ, wie wir ihn heute noch kennen; er löste die oben erwähnten kleineren, die paarweise gebraucht wurden, ab. Der Platz für den Trompeter war gewöhnlich auf dem Heck des Schiffes in der Nähe des Kapitäns, und der Gedanke liegt nahe, daß während einer Schlacht rivalisierende Trompeter sich gegenseitig musikalische Herausforderungen entgegenbliesen.

Das Leben eines Trompeters war mit großen Gefahren verbunden. Eine lebendige Vorstellung davon gibt uns die Beschreibung der Schlacht von Zieriksee, die 1304 stattfand.

Pedroque, dessen Schiff von der Flut abgetrieben wurde, benutzte diesen Umstand, um die „Orgeuilleuse von Brügge“ anzugreifen. Mit zwei schweren Armbrüsten von geringer Reichweite, die er an Bord seines Flaggschiffs hatte, überschüttete er den Gegner mit einem Hagel schwerer Bolzen; eine Kanonade dieser Bolzen schlug in die Galerie des Hecks ein, wo Trompeter silberne Trompeten bliesen. Und so groß war die Wucht der Geschosse, daß einem der Musikanten der Arm abgerissen wurde, ein zweiter erhielt einen Bauchschuß, und seine Eingeweide breiteten sich, als seien sie so leicht wie die Luft, über die Palisade des Hecks aus.

Der Chronist Guiart berichtet, daß in Pedroques Schiffen Trommeln, Trompeten und Pfeifen Musik machten, um die Mannschaft zu ermutigen.

In der Menge des niederen Volkes, das auf Handelsreisen und militärischen Expeditionen mitreiste, befanden sich oft Stadtmusikanten und Artisten (Jongleure), deren Benehmen manches zu wünschen übrig ließ, und außerdem Amateure, die Musik und Rezitationen als reine Unterhaltung betrieben. So wissen wir von Paul Heinsius, daß auf hansischen Schiffen des 13. Jahrhunderts das Nibelungenlied rezitiert wurde.

Man glaubte auch an therapeutische, zauberische Eigenschaften der Musik. Diese spielte eine wichtige Rolle im Glauben der Seereisenden und fand ihren vornehmsten Ausdruck in den religiösen Zeremonien, die zum Beispiel die Ausfahrt eines Hanseschiffs begleiteten. Die Befehle des Kapitäns

wurden „im Namen Gottes“ gerufen, gestützt und begleitet aber wurden sie häufig durch Musik – dies, um die weniger christlichen, eher abergläubischen Matrosen zu beeindrucken.

Der bedauernwerte Zustand des seekranken Passagiers ist von jeher Zielscheibe für den derben, aber gutmütigen Humor des Seemanns gewesen, so auch im 15. Jahrhundert, wie aus einigen Versen aus der Zeit König Heinrichs VI. von England (1422–1471) hervorgeht. Von einem unbekanntem Seemann verfaßt, verdeutlichen sie die grobe Art, mit der der Kapitän die Pilger behandelte, die auf seinem Schiff nach Santiago de Compostela in Nordspanien reisten .

Schnell, Bootsmann, räum' das Schiff auf,
damit unsere Pilger sich entspannen können,
denn noch vor Mitternacht höchstwahrscheinlich
werden einige krank sein und stöhnen.
An die Buline,
lockere das Segel,
Koch, eil Dich mit dem Essen.
Unsere Pilger haben nicht die Absicht,
minderwertiges Zeug zu essen.

Ich bitte Gott, er möge ihnen eine ruhige
Nacht gewähren.

Was uns der Autor nicht erzählt, zum Beispiel wie sich die Pilger die Zeit vertrieben und ob sie Musikinstrumente bei sich hatten, findet Beantwortung in den herrlichen Skulpturen über dem Eingangsportal von Santiago de Compostela, der sogenannten „Portico de la Gloria“, deren Bau 1188 begonnen wurde. Diese zeigen genaue Einzelheiten der Instrumente, die die Pilger mit sich führten. Obwohl es sich bei diesen Skulpturen um Instrumente des 12. und 13. Jahrhunderts handelt, wurden dieselben Instrumente auch im 15. Jahrhundert noch benutzt, unter ihnen Fiedeln oder Viellen (Violas) von einem Typ, der birnenförmig ist und eine Einbuchtung hat, einer Zither ähnlich, die entweder gezupft oder mit einem Bogen gespielt wurde; außerdem Harfen, keltische Harfen, ferner ein Psalter, der einer horizontalen Harfe mit Resonanzkörper ähnelt, auch Lauten und endlich ein Organistrum (Drehleier). Dieselben Instrumente erwähnt Geoffrey Chaucer (c. 1340–1400) in seiner wundervollen Beschreibung von Pilgern im 14. Jahrhundert; er erwähnt außerdem Blockflöten und Dudelsack, beides beliebte Instrumente in ganz Europa. Wir wissen, daß die Hansestädte im Jahre 1361 eine Flotte ausrüsteten, um mit dem König Waldemar von Dänemark Krieg zu führen, und daß jedes Schiff außer Seeleuten und Soldaten auch einen Arzt, drei Köche und drei Fötenspieler an Bord hatte. Flötenspieler hieß in diesem Fall Blockflötenspieler.

Eine besonders festliche Begebenheit war der Staatsbesuch des Königs von Dänemark in Venedig im Jahre 1424. Eine zahlreiche Deputation von

Edelleuten wurde entsandt, den Gast zu begrüßen, und der Doge holte ihn persönlich in seiner Staatsgaleere, dem Bucentauro, ab, während ein Orchester an Deck musizierte. Eine riesige Flottille großer und kleiner Boote, beflaggt mit Wimpeln und goldenen Bannern, folgte dem Bucentauro auf dem Grand Canal.

Die Reise zur See war ein gefährvolles Unternehmen. Außer mit den Risiken einer noch unvollkommenen Navigation und den natürlichen Gefahren wie Sturm und hohem Seegang mußte man mit dem Angriff von Piraten oder anderen Feinden rechnen. Die Erleichterung, die Pilger und andere Passagiere bei ihrer glücklichen Ankunft im Hafen gefühlt haben müssen, die Art und Weise, wie dies im Gesang Ausdruck fand, ist recht gut beschrieben in einer Notiz der lothringischen Weinflotte, die 1100 in London ankam. Sobald sie New Wear (in der Nachbarschaft von Yantlett Creek) erreicht hatten, begannen die Leute an Bord eines der Weinfässer anzuzapfen. Dieser Wein hieß der „Zapfwein“. Dann hißten sie die Flagge und sangen nach alter, frommer Weise ihr Kyrie Eleison, bis sie London Bridge erreichten.

Singen war sehr beliebt. Man lernte von Minnesängern und Troubadours, ebenso wie von der Kirchenmusik, die sich aus dem vom Papst Gregor (590–604) kodifizierten cantus planus entwickelt hatte. Eins der ältesten deutschen Lieder hat den Charakter eines Seefahrerliedes und zugleich Gebets und gibt einen klaren Ausdruck der Nöte und Ängste von Seefahrern: „In Gotes namen fara wir, seiner genaden gara (begehren) wir, nu helf uns die Goteskraft und das Heilig Grab, da Got selber inne lag, kyrieleis“.

Leider wissen wir nur wenig über Musik, die als reine Unterhaltungsmusik gelten könnte. Man muß annehmen, daß die erwähnten Gruppen von Menschen diejenige Musik, die allgemein auf dem festen Lande üblich war, auch auf See spielten und hörten. Aber wir haben Beispiele aus hansischer Zeit, so „Es kommt ein Schiff geladen bis an sein höchsten Bord, trägt Gottes Sohn voll Gnaden, des Vaters ewigs Wort“. Für die Kreuzfahrer finden wir „Wer das Elend bauen will, der mach sich auf und zieh dahin wohl auf Sanct Jacobs Straßen. Zwei Paar Schuch die muß er han, ein Schüssel bei der Flaschen“. Für hansische Matrosen, die die Segel hissen und das Bratspill drehen mußten, waren Lied und Musik anspornende Kräfte. Sie gaben ihnen Stärke, sich in ihrem harten Dasein zu behaupten, und ermöglichten es ihnen, sich in ihren Mühen bei der Arbeit zu vereinigen. Ohne Zweifel war der Klang ihres mehrstimmigen Gesangs manchmal nicht sehr anmutig, aber er war ein wichtiger und notwendiger Ansporn ihrer Willenskraft. Man muß bedauern, daß für die ältere Zeit nur wenig über solche Arbeitsgesänge überliefert ist. Seit dem 15. Jahrhundert jedoch finden wir Bemerkungen, die auf ihre Existenz hinweisen, und im „Complaynt of Scotland“ von 1548 finden sich auch einige Texte zu solchen Liedern. Es handelt sich um zwei Ankerlieder, ein „bowline shantie“ und drei Gesänge, die das Aufziehen der unteren Rahe begleiteten.

Das späte 15. und das 16. Jahrhundert waren das Zeitalter der Expansion, der großen Entdeckungsreisen, in der die europäischen Herrscher die Stärkung ihrer Macht auf nationalem sowie auf finanziellem Gebiet im Handel zur See suchten, und zwar in Schiffen, die ihnen selbst unterstanden. Um neue Seewege in den fernen Osten und zu den damals noch wenig bekannten nord- und südamerikanischen Kontinenten zu finden, verlangten diese Unternehmungen bedeutende staatliche Investitionen. Zu den eigenen Geldmitteln borgten sich Fürsten und Herren große Summen von den süddeutschen Bankiers. So ausgerüstet, mit Schiffen von entsprechender Größe und Stärke, mit erfahrenen, gutausgebildeten Kapitänen und unter der Führung von Edelleuten und Armeeoffizieren stachen sie in See auf der Suche nach Reichtümern oder schlicht nach Gold.

Uns ist, durch Luis de Cadostomo, ein amüsanter Zwischenfall überliefert, durch den man etwas über die Musik erfährt, die bei solchen Reisen gemacht wurde. Ein Seemann hatte sein Musikinstrument mitgebracht. Und da er aus den Gebirgsregionen Portugals stammte, war dieses Instrument natürlich ein Dudelsack. Dies doch einigermaßen seltene Instrument übte eine erstaunliche Wirkung auf die Eingeborenen aus:

Sie staunten über die Töne, die der Dudelsack von sich gab. Das Instrument, mit bunten Bändern geschmückt, wurde von einem unserer Seeleute gespielt. Die Zuhörer hielten es für ein lebendes Tier, das mit verschiedenen Stimmen sang. Sie waren sehr davon angetan, aber gleichzeitig erstaunt. Um ihnen zu zeigen, daß es nur ein einfaches Musikinstrument war, gab ich es einem von ihnen in die Hand, ohne es aufzupumpen. Da erst sahen sie ein, daß es künstlich (von Hand gemacht) war, sie sagten aber, daß das Spielen so göttlich schön sei und daß Gott das Instrument gewiß selbst gemacht habe, weil es mit so unterschiedlichen Stimmen so lieblich spiele. Sie schworen, sie hätten niemals Schöneres gehört.

Nordeuropäische Traditionen sind zum Teil erst spät aufzugreifen, aber sie reichen gewiß weiter zurück. Im Jahre 1610 hatte die Musikkultur in der Flotte des dänischen Königs Christian IV. bereits einen hohen Stand erreicht.

An Bord des Königsschiffes befanden sich zwölf Musikanten, auf einer gewöhnlichen Fregatte mindestens drei. Die Instrumente der Musikanten waren Fagott, Krummhorn, Posaune, Schalmei, Laute und Trommeln, die in verschiedenen Tonlagen zusammenspielten. Die wichtigste Aufgabe der Musiker war, bei Nebel die Trompete zu blasen. Auch spielten sie Hymnen, um bei Nebel den anderen Schiffen in der Flotte ihre Position anzugeben. Beim Auslaufen aus fremden Häfen riefen die Trompeter die Leute an Bord. Die Musikanten spielten auch beim Gottesdienst und am Ende der Reise, wenn das Schiff in den Hafen von Kopenhagen einlief, ein Lied zum Danke Gottes.

Weitere Einzelheiten finden wir in einem Reisebericht Christians IV., als er sich 1622 in seinem Schiff „Justinian“ einschiffte, um eine Versammlung in Bergen zu besuchen.

Bei Mittag- oder Abendessen spielte man Kesselpauken, vier Mann bliesen Trompeten . . .

Auf unserem Schiff waren 28 Leibwächter und zwölf Musikanten. Diese beiden Gruppen hatten je eine große Kabine.

Man kann in der Zusammensetzung dieser musikalischen Ensembles zwei Typen feststellen, eines mit Trompeten und Trommeln für Militär- und Marineparaden und ein anderes zur reinen Unterhaltung, mit Instrumenten, die sanftere Töne produzieren. Darin ähneln sie in hohem Maße den Ensembles der Musiker bei der königlichen Marine von heute, außer daß sie nicht mehr als Nebelhörner fungieren müssen.

Inzwischen haben wir auch aus einem anderen europäischen Land, nämlich Schweden, schlüssige Beweise für die Art der Instrumente, mit denen an Bord der Kriegsschiffe Musik gemacht wurde, Entdeckungen, die wir der Meeresarchäologie verdanken. Die Belegstücke wurden 1980/81 auf einem Flaggschiff gefunden, einem besonderen Typus von Kriegsschiff. Es handelt sich um die „Kronan“, die in einer Seeschlacht mit Dänemark an der Küste der Insel Öland am 1. Juni 1676 versenkt wurde. Unter den vielen tausend Funden befanden sich auch eine Reihe von Musikinstrumenten: Violinen, Trommeln, Trompeten, Baßgamben, eine Flöte und Teile selbstgemachter Geigen. Eine der Trompeten stammt aus Nürnberg, einer Stadt, die für den Bau derartiger Instrumente berühmt war. Sie war datiert und signiert mit dem Namen „Michael Nagel 1654“. Wir wissen, daß auch Kesselpauken mitgebracht wurden, möglicherweise auch andere Instrumente, wie Querflöte, Posaune, Theorbe, Blockflöte, Contrabaß. Ein Cembalo mag zumindest im Hafen an Bord gewesen sein, obwohl Überreste bisher nicht gefunden worden sind.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die „Kronan“ ein besonders wichtiges Schiff war und deshalb eine größere Anzahl von Musikern an Bord hatte; gleichzeitig aber müssen wir feststellen, daß dieselbe Kombination von Musikinstrumenten an Bord des dänischen Flaggschiffes vorhanden war. Einige von ihnen wurden hauptsächlich bei Flottenparaden und kriegerischen Unternehmen eingesetzt, andere wiederum dienten der Unterhaltung bei Anwesenheit von Gästen.

Eingehende Nachforschungen in Archiven in Südschweden und Schonen geben ein Bild von der Art der Musik, die höchstwahrscheinlich an Bord gespielt wurde. Sie bewegt sich in einem weiten Rahmen und erstreckt sich von Liedern, Tanzmusik, also Gavotten und Allemanden bis zu Sonaten und Chaconnen. Die Möglichkeit für ein derartiges Repertoire waren durchaus vorhanden.

Ein weiter Sprung, und zwar in das 19. Jahrhundert, bringt mich zu den Erben der Tradition, Musikinstrumente auch auf Seereisen mitzunehmen. Da können wir feststellen, daß schon 1828 Seeleute mechanische Instrumente mitnahmen.

Von der Reise eines dänischen Schiffs, der Bark „Alexander“ wird aus späterer Zeit berichtet:

Am 15. November 1828 hatten wir bereits die Region der Passatwinde erreicht und ein paar Tage später die heißen Zonen. Wir feierten in dünnen Kleidern zu den Klängen der Drehorgel.

An die 75 Jahre später besaß der Bootsmann der Fünfmastbark „Preussen“, übrigens eines der schönsten und größten Segelschiffe, die je gebaut wurden, ein Instrument, das entweder eine Drehorgel oder ein Grammophon war, möglicherweise das letzte:

Am Samstag von vier bis sechs machten wir Musik und tanzten auf dem Vordeck, denn wir hatten den Musikapparat, der dem Bootsmann gehörte.

1912 erzählte der Rudergänger der Viermastbark „Adelaide“, daß er nicht umhin konnte, unwillkürlich ein paar Tanzschritte zu den Klängen des Grammophons seines Kapitäns zu machen (jig-Guigue).

Der Alte hat ein wundervolles Grammophon oder wie man son Ding nennt, und am Abend spielt er zu unserem Vergnügen. Letzte Nacht, als ich einige Zeit am Ruder stand, spielte die Maschine plötzlich ‚Caroline‘. Ich wäre beinahe auf- und abgesprungen, beschränkte mich aber darauf, mit dem Fuß den Takt zu schlagen, ein seliges Lächeln auf dem Gesicht.

Wenn richtige Musikinstrumente nicht zur Hand waren, zeigten Seeleute oft eine erstaunliche Erfindungskraft, wenn es sich darum handelte, eine Musikkapelle zusammenzustellen. So an Bord der Fünfmastbark „Copenhagen“, auf ihrer Jungferreise von Panama nach San Francisco:

In dieser Zeit absoluter Windstille hatte unser Akordeonvirtuose, Seemann Guldenkrone, angefangen, eine Musikkapelle zusammenzustellen. Sie bestand aus einer Violine, zwei Akkordeons, einer Trommel, die an Bord gemacht worden war, einer Art Hupe, die aus einem Zapfhahn hergestellt worden war, einem Triangel und einer Säge. Die acht Herren dieses wirklich faszinierenden Ensembles spielten oft für uns, und das mit ganz präzisem Rhythmus, in den ruhigen Abendstunden, wenn der Mond hoch am Himmel stand, so daß uns ganz rührselig zumute war. Wir konnten stundenlang zuhören.

Ähnlich im Jahre 1862, während des amerikanischen Bürgerkrieges an Bord der „St. Thomas“ aus Kopenhagen:

Heute geht's hoch her im Vorderkastell. Ein Konzert mit Singen und Tanzen! Erste und zweite Violine spielten recht gut, geschmackvoll begleitet von

einem Triangel, gefertigt aus einem Eisen, das sonst die Lunte hielt, die die Kanone abfeuerte (linstock), einer leeren Blechdose und einer Kinderflöte, auf der ein bärtiger Mann mit tierischem Ernst spielte. Sie tanzten Walzer und „sextours“ [ein dänischer Volkstanz für sechs Personen], außerdem „Warum sollte ich nicht heiraten“, [ein beliebtes Lied der damaligen Zeit], begleitet von einem lustigen Tänzchen, das die Offiziere als Zuschauer anlockte. Dann leitete die Musik über in den Yankee Doodle. Die Tänzer sind unermüdlich, selbst die Langsamsten machen mit. Endlich hört das Tanzen auf und man beginnt zu singen. Einige unter uns, mit mehr Erfahrung, gehörten daheim einem Gesangverein an, und wenn wir zufällig einige gute Stimmen an Bord haben, dann macht das viel Spaß, und du hörst nicht nur Seemannslieder, sondern auch wunderschöne, patriotische Gesänge, vierstimmig gesungen.

Man muß hier natürlich einen Unterschied machen zwischen den Liedern, die auf See gesungen wurden, und den „shanties“, den eigentlichen Seemannsliedern. Die einen sang man zur Unterhaltung, die „shanties“ dagegen, um bei der Arbeit zu helfen, beim Hieven, Brassen und der Arbeit an der Winde oder dem Spill. Obwohl andere Seeleute auch singen konnten, waren die Waliser doch die besten. Folgendes erfährt man über einen Neujahrsabend im Golf von Mexico:

Plötzlich hörte man, von der Mitte des Hafens kommend, Akkordeonmusik und Gesang von zwei Seeleuten, die von Bord des Schiffes „Superior“ ausgerissen waren. Der eine spielte sein Akkordeon auf eindrucksvolle Weise, und der andere hatte diese wundervolle Singstimme. Für eine Stunde machten sie die Runde in ihrem kleinen Boot, spielend und singend. Ich war gerührt von Musik und Gesang, und dazu kam die Stille der Nacht über der spiegelglatten See und rings umher die hölzernen Masten all dieser Segelschiffe.

Einige der Männer, die schon Musikkenntnisse besaßen und aus irgend einem Grunde bei der Seefahrt gelandet waren, spielten recht gut, weil sie Musikstunden nahmen, wenn sie im Hafen lagen. Ein solcher Fall war der Seemann des dänischen Zollfahndungskutters No. 4:

Die beiden Seeleute, die von der Insel Njord kamen, hatten verschiedene Interessen. Einer war unverheiratet und musikalisch. Seine Instrumente waren Akkordeon und Gitarre, und solange das Schiff im Hafen lag, nahm er Unterricht im Gitarrespielen.

Während die Waliser am besten singen konnten, hatten die deutschen Schiffe wahrscheinlich die besten Musikkapellen. Frits Lemmeke vom Segelschiff „Alsterthal“ schreibt um 1900 in seinem Tagebuch:

Ein deutsches Schiff ohne Musik wäre heutzutage undenkbar. Auch wir hatten ein kleines, einfaches Orchester. Wenn wir mal wieder etwas brauchten, um uns ein bißchen Auftrieb zu geben, dann marschierten wir über Deck zu der Kapitainskajüte. Nachdem wir ein paar Nummern gespielt hatten, bekamen wir eine Flasche mit entsprechendem Inhalt.

Vielleicht wollte der Kapitän mit dem Alkohol nur soviel bewirken, daß diese Musik möglichst bald ein Ende fand.

Auf dem Segelschiff „Flotbek“ hatten die Mitglieder der Musikkapelle sogar eine Art einfacher Uniform:

Zu dieser Zeit gehörte es zur Tradition, daß die Mannschaft auf deutschen Segelschiffen ein Orchester zusammenstellte, es bestand in diesem Falle aus zwei Akkordeons, einer Flöte, einer Mundharmonika, einem Triangel, einer großen Trommel, einem Mehrfaß, das an beiden Enden mit Segeltuch bespannt und dann verziert worden war. Eine kleine Blechdose, ebenfalls mit Segeltuch überzogen, diente als Kesselpauke, außerdem Kastagnetten. Ein alter Rock, auf den Haarschwänze und Metallknöpfe aufgenäht wurden, diente dem Tambourmajor als Uniform, und als Zubehör ein Pardestab mit Knauf und Quasten, den der Schiffszimmermann anfertigte. Als wir den Äquator erreichten, hatte sich das Orchester gut eingespielt. Wir spielten meistens auf der großen Luke, während der 2-Stunden-Wache, wenn das Wetter es erlaubte.

Es wird heute oft behauptet, daß die Seeleute diese Art des Zeitvertreibs aufgegeben hätten, als die große Zeit der Segelschiffe zu Ende ging. Das stimmt nicht, obwohl der Rückgang in der Anzahl der Schiffe auf eine Minderung hinauslief. Zu bemerken wäre, daß ein norwegischer Schiffsbesitzer, der 1930 einen neuen Tanker mit Namen „Kim“ in Newcastle in Auftrag gab, darauf bestand, daß gleichzeitig auch eine Reihe von Musikinstrumenten besorgt werden sollten, damit die Mannschaft musizieren könne. Obwohl es natürlich nicht Bedingung war, daß ein Seemann ein Instrument spielen könnte, so wurden doch genügend fähige Musikanten angeheuert, damit eine Musikkapelle beim Auslaufen aus einem Hafen oder bei der Ankunft im Hafen und bei gesellschaftlichen Anlässen, an nationalen und öffentlichen Festtagen, ähnlich wie die königliche Marinekapelle, spielen konnte. Das Schiff wurde 1935 verkauft, die Musikinstrumente an Land gebracht und später der städtischen Musikkapelle von Bergen geschenkt. Der Tanker, der später den Namen „James Hanson“ erhielt, hatte Glück, er überlebte den zweiten Weltkrieg und stand noch bis 1959 im Dienst.

Gerade in den letzten paar Jahren hat eine deutsche Linie, deren Fähren zwischen England und dem holländischen Hafen Vlissingen verkehren, wieder Musikanten angestellt, die bei Mahlzeiten zu Tanz und Unterhaltung aufspielen. Die Tradition der fahrenden Musikanten des 15. Jahrhunderts lebt noch.

Das mag weit von unserem Thema entfernt erscheinen. Und doch wird man nicht umhin können, die langhin wirksame Tradition der Musik an Bord von früh her über hansische Zeiten bis in die Gegenwart im Auge zu haben.

Angefangen hatte es mit den von der Leier, in unserem Zusammenhang ältestnachweisbaren Instrument, begleiteten Rudergesängen der Wikinger,

einer Musikausübung zu praktischen Zwecken, die aber doch epische und ästhetische Elemente enthielt und in ihren Texten den Gesängen der fahrenden Sänger und Troubadours verwandt war. Von den Rudergesängen führt eine direkte Verbindung zu den Sprachgesängen auch bei anderen Arbeitsvorgängen und zu den „sea shanties“ des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die Hanse hat im weiten Bereich ihrer Fernhandelsaktivitäten, auf eigenen Schiffen und solchen ihrer Partner, unter Seeleuten sehr verschiedenartiger Sprache und Herkunft, für Kommunikation musikalischer Gepflogenheiten an Bord Gelegenheit geboten. Ähnliches gilt für Pilger und Kreuzfahrer, die ja oftmals Hanseschiffe benutzten.

Die Hanse ist dadurch, obwohl sie eine eigenständige, „hansische“ Musik gewiß nicht entwickelte, zum Vermittler und Förderer der Musik auf See geworden. Solche Funktionen haben im 15. und 16. Jahrhundert reiche Bürger und Bankiers weitergeführt, die die Musikanten bezahlten, und sie wurden auf hoher Ebene von Königen und Fürsten, auf niederer vom Interesse und Talent einfacher Seeleute unterstützt.

Der Handel der Hanse wurde durch nationalwirtschaftlichen Handel abgelöst, die weiterführenden Reisen auf den Weltmeeren der Neuzeit machten andersartige Formen der Finanzierung erforderlich. Die Tradition der Musikausübung an Bord ist demgegenüber kaum bedeutenden Veränderungen unterworfen gewesen. Die Seeleute der großen deutschen Segelschiffe des 19. und 20. Jahrhunderts sind ihre würdigen Erben.

Der Anführer auf einem Wikingerschiff, der – wo es gut und sinnvoll war – in den Rudergesang und Arbeitsrhythmus einzustimmen pflegte, und der Kronprinz von Dänemark, der sich als Kapellmeister der Marinekapelle zugesellte – sie haben über viele Jahrhunderte hinweg mancherlei gemeinsam.

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Musik

- van Acht, R J M, *Volksmuziek en Volksinstrumenten in Europa*, Haags Gemeentemuseum 1983
- Arndt, W. Ed., *Henrici Chronicon Lyroniae* MSS XXIII, Vol XIX–6 und S. 198 ff., Hannover 1874
- Baring-Gould, S., Sheppard, H. F. and Bussell, F. W., *Songs of the West*, London 1913
- Brade, Christine, *Knöcherner Kernspaltflöten aus Haithabu*. Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu. 12 pp. 23–45, Neumünster 1978
- Cooke, Deryck, *The Language of Music*, Oxford 1959 and 1962
- Creighton, Helen, *Maritime Folk Songs*, London 1979
- Friedland, Klaus, *Gilde und Korporation in den Nordeuropäischen Städten des späten Mittelalters*, Quellen u. Darstellungen zur Hans. Geschichte, Neue Folge, Vol. XXXIX, Köln-Wien 1984
- Geiringer, Karl, *Instruments in the History of Western Musik*, London 1978
- Hottois, Isabelle, *L'Iconographie Musicale dans les Manuscrits de la Bibliothèque Royale Albert I*, Brussels 1982
- Hugill, Stan, *Songs of the Sea*, McGraw Hill, Maidenhead 1977
- Karolyi, Otto, *Introducing Music*, Penguin 1981
- Klusen, Ernst, *Deutsche Lieder*, Insel ²1981
- Müller-Blattau, Joseph, *Deutsche Volkslieder*, Königstein im Taunus 1966
- O'Brian, Grade, *The Golden Age of German Music and its Origins*, London 1953
- Palmer, Roy, *Oxford Book of Sea Songs*, OUP. 1986
- Perkins, R., *Viking Chants and Rowing Chants Saga Book*, Vol. 21 p. 155, London 1982/5
- Raynor, Henry, *A Social History of Music*, London 1972
- Reese, Gustave, *Music in the Middle Ages*, London 1941
- Reese, Gustave, *Music in the Renaissance*, New York 1959
- Rudolph, Wolfgang, *Maritime Kultur der Südlichen Ostseeküste*, Rostock 1983
- Salmen, Walter, *Die Schichtung der Mittelalterlichen Musikkultur*, Kassel 1954
- Salmen, Walter, *Der fahrende Musiker im Europäischen Mittelalter*, Kassel 1960

Seefahrt

van Beylen, Jules, *Zeilvaart Lexicon*, Weesp 1985

Cadamosto, Luis de, *Documentos sobre a Eypansão Portuguesa*, 3 Vols., Lisbon 1943–1956

Debenham, Frank, *Discovery and Exploration*, London 1960

Gelling, Peter and Davidson, Hilda Ellis, *The Chariot of the Sun*, London 1972

Penrose Boies, *Travel and Discovery in the Renaissance*, Havard 1960

de la Roncière, Charles, *Histoire de la Marine Française*, Vol. 1, Paris 1909

Scammell GV, *The World Encompassed. The First European Maritime Empires c. 800–1650*, London 1981

Villain-Gandossi, C, *Le Navire Médiéval à travers les Miniatures*, CNRS Paris 1985

Villanueva, Carlos, *El Portico de la Gloria*, Santiago Art de Compostella 1988

Weibull, Knut, *Deep Sea Sailors*, Stockholm, Nordiska Museum English Ed. 1976

ZUR BILDUNG DES KAUFMANNS UND SEEFAHRERS IN NORDEUROPA

Zwei Texte des 13. Jahrhunderts

von
GERHARD RÖSCH

Im ersten Band seiner monumentalen „Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft“ führt Aloys Schulte Klage darüber, daß wir vor allem in den älteren Jahrhunderten des Mittelalters zwar manchmal Kaufleute in Urkunden erwähnt finden, über ihr Leben und ihre Ansichten jedoch so gut wie nichts wissen¹. Erst im 14. und 15. Jahrhundert finden wir häufiger Quellen, die den Kaufmann selbst zu seinem „Berufsbewußtsein“ Stellung nehmen lassen². Außer kirchlichen Anweisungen zur rechten Lebensführung³, deren theoretische Abhandlungen wenig über das tägliche Leben des Kaufmanns aussagen, besitzen wir aus dem frühen und hohen Mittelalter nur ein Handbuch für den Kaufmann aus dem arabischen Bereich⁴. Nun hat zwar noch Schulte diese Lehren aus einem anderen Kulturkreis mit dem Inhalt der Ravensburger Rekordanzen verglichen und manche Übereinstimmung entdecken können, doch soziale Stellung, Einteilung der Handeltreibenden und Praxis lassen das Trennende überwiegen.

¹ A. Schulte, Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1–3 (Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit 1–3), Stuttgart 1923, hier 1, 1 ff.

² E. Maschke, Das Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Fernkaufmanns, in: Ders., Städte und Menschen. Beiträge zur Geschichte der Stadt, der Wirtschaft und Gesellschaft 1959–1977, (VSWG Beihefte 68), Wiesbaden 1980, 380–419. Vgl. auch F. Irsigler, Kaufmannsmentalität im Mittelalter, in: C. Meckseper/E. Schraut (Hg.), Mentalität und Alltag im Spätmittelalter, Göttingen 1985, 53–75. E. Engel, Zum Alltag des deutschen Kaufmanns im Spätmittelalter, in: P. Dinzelbacher/H. D. Mück (Hg.), Volkskultur des europäischen Mittelalters, Stuttgart 1987, 89–108.

³ Vgl. etwa Theodulf von Orleans, Capitula Nr. 35, PL 105, Sp. 202 CD: *Quid cavere mercatores debeant qui negotiantur*. Ebd. Sp. 217: *De usuris*. Rather von Verona, *Praeloquiorum libri sex* I tit. 5, PL 136, Sp. 159–160. Bonizo von Sutri, *Liber de vita christiana* VIII, 1 (ed. E. Perels), Berlin 1930, 252 f.

⁴ H. Ritter, Ein arabisches Handbuch der Handelswissenschaft, *Der Islam* 7 (1917) 1–91 (Deutscher Text). Ein Teil ist in englischer Übersetzung wiedergegeben bei R. S. Lopez/I. R. Raymond, *Medieval Trade in the Mediterranean World*, New York 1955, Nr. I/3, 24 ff. Die Datierungsvorschläge für den Text schwanken zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert.

Auch für den italienischen Kaufmann, den R. S. Lopez als den Träger der „kommerziellen Revolution des Mittelalters“ bezeichnet hat⁵, setzen die Belege für Handbücher erst im späteren 13. Jahrhundert ein, wobei das älteste Stück wohl aus dem Jahre 1278 stammt und in Pisa entstanden ist⁶. Nach einer ansprechenden These von F. Borlandi soll auch die erste Fassung des Werkes von Marco Polo eine kaufmännische Aufzeichnung sein⁷. Neben Fragmenten zu nennen sind das Werk eines Anonymus⁸, ein Handbuch aus dem Umkreis der venezianischen Familie da Canal, das auch für die Geschichte des kaufmännischen Rechnens von Belang ist⁹, das bekannte Handbuch des in Brügge lebenden Florentiners Pegolotti¹⁰, die Handbücher der Firmen Datini¹¹, de 'Ricci¹², ein weiterer Anonymus¹³, und Giovanni Antonio da Uzzano¹⁴. Selbst das älteste Kaufmannbuch mit Fragmenten einer Buchhaltung stammt erst aus dem Jahre 1211¹⁵, während im Bereich der Hanse gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Überlieferung einsetzt¹⁶. Handbücher für die Kaufmannspraxis hat das Mittelalter im Bereich der Hanse nicht hervorgebracht. Und erst sehr spät setzen Beispiele für Anleitungen in der schwierigen Kunst des Rechnens

⁵ R. S. Lopez, *The Commercial Revolution of the Middle Ages*, Princeton N.J. 1971, 63 ff. Ders., *Italian Leadership in the Medieval Business World*, Supplemental Issue of the *Journal of Economic History* 8 (1948) 63–68.

⁶ R. S. Lopez, *Un text inédit: le plus ancien manuel italien de technique commerciale*, *Revue Historique* 243 (1970) 67–76. Bibliographische Zusammenstellungen bei A. Saporì, *Le marchand italien au Moyen Age*, 2. Aufl. Paris 1952, Teil 2 (Bibliographie) 11.

⁷ F. Borlandi, *Alle origini del libro di Marco Polo*, *Studi in onore di A. Fanfani* 1, Milano 1962, 107 ff.

⁸ *Tarifa zoè Noticia dy pexi e mexure di Luogi e tere che s'adovra mercadantia per el mondo*, Reale Istituto Superiore di Scienze Economiche e Commerciali di Venezia (ed. V. Orlandi, introduzione R. Cessi), Venezia 1925.

⁹ A. Stussi, *Zibaldone da Canal, manoscritto mercantile del secolo XIV*, Venezia 1967.

¹⁰ Pegolotti Francesco Balducci, *La pratica della mercatura*, ed. A. Evans, Cambridge/Mass. 1936.

¹¹ *La „pratica di mercatura“ datiniana*, ed. C. Ciane, Milano 1936.

¹² A. Borlandi, *Il manuale di mercatura da Saminiato de 'Ricci*, Genova 1936.

¹³ A. Borlandi, *El libro di mercantie et usanze de 'paesi*, Torino 1936.

¹⁴ G. F. Pagini della Ventura, *La pratica della mercatura scritta de Giovanni Antonio da Uzzano, della decima e delle altre gravezze*, Lissabon-Lucca 1766.

¹⁵ P. Santini, *Frammenti di un libro di banchieri Fiorentini*, *Giornale storico della letteratura italiana* 10 (1887) 161–196.

¹⁶ G. Korlén, *Kieler Bruchstücke kaufmännischer Buchführung*. *Niederdeutsche Mitteilungen* 5 (1949) 102 ff. A. von Brandt, *Ein Stück kaufmännischer Buchführung aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts*. *Aufzeichnungen aus dem Detailgeschäft eines Lübecker Gewandschneiders*, *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 44 (1964) 5–34. F. Rörig, *Das älteste erhaltene deutsche Kaufmannsbüchlein*, in: Ders., *Wirtschaftskräfte im Mittelalter*, 2. Aufl. Köln-Graz 1971, 167–215. Einen Überblick über das deutsche Schriftgut des Spätmittelalters gibt W. von Stromer, *Das Schriftwesen der Nürnberger Wirtschaft vom 14. bis zum 16. Jahrhundert*, in: *Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs* 2, Nürnberg 1967, 752 ff.

ein. Allein Hilfswerke dieses Typs kennt Italien sehr viel früher als Nordwesteuropa.

Frühe Texte, welche die Praxis des Seefahrers und Kaufmanns ansprechen, dürfen deshalb besondere Beachtung beanspruchen, zumal wenn sie aus dem Norden Europas stammen, wo wir über die Person des Kaufmanns nur durch ganz wenige Quellen unterrichtet sind¹⁷. Und sie gewinnen um so mehr Gewicht, wenn sie zeitlich älter sind als vergleichbare Quellen aus dem Mittelmeerbereich. Beide hier zu besprechenden Texte entstammen noch dem Zeitalter des fahrenden Kaufmanns, bevor die Kontorführung, Schriftlichkeit und Buchhaltung das Kaufmannsleben revolutionierte. Ein Scholion zum Geschichtswerk des Adam von Bremen zeichnet eine Beschreibung der Seeroute von Ribe in Dänemark nach Akkon im Heiligen Land auf, und der norwegische Königsspiegel aus dem 13. Jahrhundert enthält einen Dialog, den man durchaus als Kaufmannspegel ansprechen kann.

I

Im Bereich der Mittelmeerschifffahrt vollzogen sich im 13. Jahrhundert grundlegende Veränderungen, die F. C. Lane dazu bewogen haben, von einer „nautischen Revolution“ des Mittelalters zu sprechen¹⁸. Es kamen neue Schiffstypen in Gebrauch – darunter auch die nordeuropäische Kogge, die Navigation mit dem Kompaß wurde allgemein üblich und erlaubte völlig neue Formen der Seefahrt. Mit der Carta Pisana setzt die Überlieferung der Seekarten ein, und etwa gleichzeitig beginnt die Überlieferung der italienischen Portulane, jener Beschreibungen der Küsten und Häfen, die bald zum Handwerkszeug des Steuermanns gehören sollten¹⁹. Dies sind nicht zuletzt auch die technischen Voraussetzungen dafür, daß Genua und Venedig zu Beginn des 14. Jahrhunderts die regelmäßigen Fahrten über die Säulen des Herakles hinaus bis Brügge und London wagen durf-

¹⁷ So etwa Ottar in der altenglischen Version des Orosius von König Alfred dem Großen: *The Old English Orosius*, Early English S. 6, ed. J. Bately, Oxford-London-New York-Toronto 1980, 13. Des weiteren Thorolf Kveld Ulfsson, *Egils saga Skalla-Grímssonar*, Islenzk Fornit 2, ed. Nordal, Reykjavík 1933, C. 9–17, 27 ff. Und vor allem die *Vita des heiligen Godric von Finchale*, vgl. W. Vogel, Ein seefahrender Kaufmann um 1100, *HGbl* 39 (1912) 239–248. Zu den Quellen ansonsten F. Irsigler, *Kaufmannstypen im Mittelalter*, in: *Stadt im Wandel* Bd. 3, Stuttgart 1985, 389.

¹⁸ F. Lane, *Seerepublik Venedig*, München 1980, 186 ff. Ders., *Economic Meaning of the Invention of the Compass*, *American Historical Review* 68 (1963) 605–617; Ders., *Venice and History*, Baltimore 1966.

¹⁹ K. Kretschmer, *Die italienischen Portulane des Mittelalters. Ein Beitrag zur Geschichte der Kartographie und der Nautik*, Berlin 1909. T. Fischer, *Sammlung mittelalterlicher Welt- und Seekarten*, 1886. M. de la Roncière/M. Mollat, *Portulane. Seekarten vom 13. bis zum 17. Jahrhundert*, München 1984, dort 273 ff. eine ausführliche Bibliographie.

ten²⁰. Die Schifffahrt mußte nicht mehr – wie seit der Antike üblich – im Winter eingestellt werden, die Navigation bedurfte nicht mehr der nahen Küste zur Steuerung, was eine Verdoppelung der jährlichen Fahrleistung der Schiffe zur Folge hatte. Das Aufkommen einer neuen Technik in der Seefahrt ging einher mit der Verbreitung schriftlicher Hilfsmittel für den Navigator. Dagegen hat sich im Bereich des hansischen Handels als Hilfsmittel allein das Seebuch erhalten²¹, während sonstige Handbücher für den Kaufmann erst dem 16. Jahrhundert entstammen²².

Dabei hat gerade Walter Vogel Verbreitung und Verwendung des Seebuches nur als marginal angesehen²³. Jene wohl noch im 14. Jahrhundert in Brügge entstandene Sammlung, die in Lübeck in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts überarbeitet wurde, enthielt wohl die für den Steueremann eines Hanseschiffes notwendigen Beschreibungen von Kursen entlang der Küste und Angaben für das Einlaufen im Hafen, doch waren diese insgesamt dürftig. Außerdem ist bei den Schiffsführern der damaligen Zeit die „Übung der schweren Kunst des Lesens“ kaum in Gebrauch gewesen. Dazu kamen freilich auch technische Unterschiede in der Seefahrt, die eine Einführung der Neuerungen des Mittelmeerbereichs unnötig erscheinen ließen. Während sich im Mittelmeer das Navigieren mit Kompaß und Seekarte seit dem späten 13. Jahrhundert durchgesetzt hat, erlauben Nord- und Ostsee die Navigation mit dem Lot, wie sie uns mittelalterliche Quellen verschiedentlich schildern. Die technischen Hilfsmittel und die schriftlichen Zusammenstellungen, die der Schiffer des Mittelmeeres benötigte, waren deshalb in den nördlichen Gewässern entbehrlich.

Beschreibungen der Seerouten hat es seit der Antike gegeben, wo uns verschiedene der Periploi auch in Fragmenten erhalten sind. Aus dem Früh- und Hochmittelalter haben sich keine Routenbeschreibungen des Mittelmeers erhalten, und setzen dann erst mit den technischen Neuerungen des 13. Jahrhunderts wieder ein. Bei diesem Befund muß es einigermaßen erstaunen, daß die älteste lateinische Routenbeschreibung der mittelalterlichen Seefahrt an einer Stelle zu finden ist, wo sie niemand so recht

²⁰ Vgl. A. A. Ruddock, *Italian Merchants and Shipping in Southampton 1270–1600*, Southampton 1951. R. Doehaerd, *Les relations commerciales entre Gênes, la Belgique et l'Outremont d'après les archives notariales génoises au XIII^e et XIX^e siècles*, Bruxelles 1941. A. Schaube, *Die Anfänge der venezianischen Galeerenfahrten nach der Nordsee*, HZ 101 (1908) 28–89. R. Cessi, *Le relazioni commerciali fra Venezia e le Fiandre nel secolo XIV*, Nuovo Archivio Veneto Nuova Serie 27 (1914).

²¹ K. Koppmann, *Das Seebuch*, Bremen 1876. Vgl. dazu ausführlich W. Vogel, *Geschichte der deutschen Seeschifffahrt 1. Von der Urzeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, Berlin 1915, 524 ff.

²² Vgl. P. Jeannin, *Das Handbuch in der Berufsausbildung des hansischen Kaufmanns*, HGBll. 103 (1985) 101–120.

²³ Vgl. Vogel, *Seeschifffahrt* (wie Anm. 21), 518 ff. Zur Navigation im Norden U. Schnall, „wa schneident aber die we sich . . .?“ Zur Navigation auf Hanse-Koggen, in: K.-P. Kiedel/U. Schnall (Hg.), *Die Hanse-Kogge von 1380*, Bremerhaven 1982, 68–72.

vermuten würde: In einem Scholion zur Kirchengeschichte Adams von Bremen²⁴. Der gelehrte erläuternde Zusatz zu Adams Geschichtswerk gibt Anweisung, wie man von Dänemark aus über Gibraltar, Spanien und Italien Akkon im Heiligen Land erreichen konnte. Im Jahre 1909 machte Konrad Kretschmer in seinem Standardwerk zu den italienischen Portulanen des Mittelalters erstmals auf diesen Text aufmerksam und sah in ihm ein erstes Beispiel jenes Typus des italienischen Portulans des Mittelalters, dem seine Untersuchung galt²⁵. Da die meisten Scholien zur Kirchengeschichte Adams von Bremen aus der Feder des Autors selbst stammten, erklärte er den Text zu einer Seeroutenbeschreibung des 11. Jahrhunderts aus der Feder des Geschichtsschreibers. Er brachte vor allem den Ausgangspunkt der beschriebenen Seeroute, Ribe in Dänemark, in Zusammenhang mit dem Aufenthalt Adams von Bremen in diesem Lande, wo er vielleicht von einem Kapitän die Angaben erhalten haben könnte.

Dies fand sogleich den entschiedenen Widerspruch Walter Vogels, der darauf verwies, daß gerade die ältesten Handschriften des Adam von Bremen das Scholion nicht aufweisen, weshalb er es zu einem späteren Zusatz erklärte²⁶. Erst in einer Handschrift aus Kopenhagen, die wohl 1220–1230 entstanden ist, finde sich der Zusatz, der kaum sehr viel früher entstanden sein mag. Außerdem bezweifelte er – und dies wohl zu Recht –, daß es sich bei dieser Quelle um den Typus des Portulans handle, wie er aus der Mittelmeerwelt bekannt ist. Dazu sind die Segeltechniken im Mittelmeer und in der Nordsee zu verschieden. Außerdem fehlen alle Angaben, die eine italienische Hafenbeschreibung für das Navigieren erst nützlich werden ließen. Mit diesem Verdikt, das freilich übersah, daß damit unsere Quelle immer noch eine der älteste Seeroutenbeschreibungen des Mittelalters bleibt, wurde eine Rezeption der Quelle in der hansischen Forschung verhindert. Nur in den nordischen Quellen finden sich vereinzelt Routenbeschreibungen, die auf die Techniken der Navigation bei den

²⁴ Vgl. dazu W. Wattenbach/R. Holtzmann/F.-J. Schmale, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter 2, Darmstadt 1967, 563 ff. F.-J. Schmale, Art. Adam von Bremen, in: Lexikon des Mittelalters 1, München-Zürich, Sp. 107.

²⁵ K. Kretschmer, Die italienischen Portulane des Mittelalters (wie Anm. 19), 195 ff., Text ebd. 235 = Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte (ed. B. Schmeidler) Scholion 99, MGH Script. rer. ger., Hannover-Leipzig 1917, 288 f.

²⁶ Besprechung des Werks von Kretschmer in HGBll. 1910, 631–634, wo Vogel auch auf eine schwedische Routenbeschreibung aus der Zeit um 1270 hinweist. Das Scholion findet sich in den Handschriften der C-Klasse, deren älteste die Handschrift aus Kopenhagen ist, welche auf 1220–1230 datiert wird. Vereinzelt ist die Überlieferung in der Hs. 41 der königlichen Bibliothek Stockholm aus dem 14. Jahrhundert. Aus einer Handschrift der C-Klasse übernahm die Routenbeschreibung auch Albert von Stade in seinen Annales Stadenses (MGH SS 16, 340). Vgl. dazu die Bemerkungen von B. Schmeidler in seiner Edition des Textes (wie Anm. 25).

Wikingern Rücksicht nehmen²⁷. Ansonsten ist das Scholion zu Adam von Bremen ein Einzelstück. Daß es sich um eine technische Segelanleitung handle, wird man nicht behaupten dürfen. Der Text gibt nur die einzelnen Etappen der Fahrt wieder, ohne auf Untiefen, markante Landmarken oder ähnliches einzugehen. Um sich von Punkt zu Punkt zunächst ins Mittelmeer und dort von Hafen zu Hafen ins Heilige Land vorzutasten, kann man den Text jedoch als eine wertvolle Richtschnur nutzen.

Da sich nach der Überlieferung nur ein *Terminus ante quem* durch die Datierung der Handschrift sicher ausmachen läßt, stellt sich die Frage nach der Herkunft des Textes. Das Ziel der Reise, Akkon im Heiligen Land, läßt vermuten, daß die Niederschrift im Zusammenhang mit einer Kreuzfahrt zu sehen ist, zumal regelmäßige Handelsverbindungen auf dem Seeweg zwischen dem Mittelmeer und der Nordsee vor Ende des 13. Jahrhunderts auszuschließen sind²⁸. Dabei ist die Aufzählung sicher skandinavischer Ursprungs wie die Namensgebung *Narvese* (Njörvasund) für die Straße von Gibraltar beweist. Auch dies läßt sich gegen den vermuteten Ursprung des Textes in einem mediterranen Portulan einwenden. Die Route von Ripen zum Skinfal in Flandern, über Prawl-Point und Pointe de Saint Mathieu nach la Coruña, Lissabon, Gibraltar, Tarragona, Barcelona, Marseille, entlang der Tyrrhenischen Küste nach Messina und Akkon entsprach der gängigen Route der Mittelmeerschiffahrt, bevor in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die direkte Fahrt Sizilien – Mallorca – Gibraltar durch neue Techniken üblich wurde.

Die Seeroutenbeschreibung ist demnach irgendwann zwischen dem 11. und dem beginnenden 13. Jahrhundert entstanden, wobei die klare Zielrichtung Akkon weniger auf einen Beutezug als auch ein Kreuzzugsunternehmen hindeutet. Und im Zusammenhang der Kreuzzüge hören wir immer wieder davon, daß sich einzelne Flotten aus Nordwesteuropa auf den beschwerlichen Weg gemacht haben. Bereits der erste Kreuzzug wurde durch überraschend auftauchende Seeräuber aus dem Norden unterstützt²⁹. Und im 12. Jahrhundert wird immer wieder über diese Pilgerfahrten berichtet, wobei auch ausdrücklich dänische Teilnehmer erwähnt werden³⁰.

Endgültige Sicherheit in der Datierung wird sich nicht finden lassen, doch sei auf eine Kreuzfahrt der Jahre 12717/18 hingewiesen, die somit

²⁷ Vgl. U. Schnall, *Navigation der Wikinger* (Schriften des deutschen Schiffahrtsmuseums 6), Oldenburg-Hamburg 1975, 63 ff. und 129 ff.

²⁸ Vgl. Anm. 20.

²⁹ Albert von Aachen III, 14, 59; V, 24; VI, 55 (*Recueil des Historiens des Croisades, Historiens occidentaux* 4), Paris 1866, 348–349; 447; 500–501. Daraus auch Wilhelm von Tyrus III, 24 (olim 23) (ed. R. B. C. Huygens) *Corpus Christianorum* 63, Turnholti 1986, 226 ff.

³⁰ Vogel, *Seeschiffahrt* (wie Anm. 21), 125 ff.

zeitlich in unmittelbarer Nähe zur ältesten handschriftlichen Überlieferung liegt. Der Brief eines Anonymus schildert die Fahrt einer Flotte aus Flandern und Friesland nach Akkon³¹ und mithin eben jene Route, die auch das Scholion wiedergibt. Und diese Fahrt zeigt dann auch, wozu man kundige Führer und Helfer auf dieser gefahrvollen Reise brauchte: Die Flotte verirrte sich im Mittelmeer, verfehlte Sizilien um 300 Seemeilen und wäre in Tunis gelandet, hätte nicht ein genuesischer Pirat sie vor Lampedusa aufgehalten. „. . . am Tage Mariae Verkündigung (25. März 1218) setzten wir die Segel und segelten glücklich einen Tag und eine Nacht weiter, wurden aber dann durch Gegenwinde in den Hafen von Civita Vecchia zurückgetrieben. Noch am gleichen Tag, am Dienstag (27. März) liefen wir aber wieder aus; der Nordwind schwellte unsere Segel, wir ließen die Tibermündung, Gaeta, Baja, Neapel, den Prinzipat, Apulien, Kalabrien, Sizilien, wohin wir unseren Kurs gerichtet hatten, zur Linken, und gelangten endlich am 6. Tage, montags (2. April), von vielen Gefahren erschöpft, durch Unwissenheit des Führers, aber mit Christi Hilfe, nach einer Insel namens Lampedusa, die fünfzig Meilen von der Berberei entfernt liegt. Dort fanden wir glücklicherweise genuesische Korsaren in einer Galeere, die nach Plünderung der Berberei durch Sturm gezwungen worden waren, mit ihren sarazenischen Gefangenen diesen Hafen aufzusuchen, wo sie die von ihnen abgekommenen Gefährten erwarteten. Von diesen wurden wir hinreichend über unseren Irrtum und die drohende Gefahr aufgeklärt, und richteten unseren Kurs am Donnerstag nach Sizilien, das wir 300 Meilen hinter uns gelassen hatten. Nachdem 120 Meilen zurückgelegt waren, kamen wir zur Insel Malta. Wir passierten sie an Steuerbord und erreichen glücklich am Freitag (6. April) Sarragossa, jetzt Syrakus genannt, 160 Meilen von Malta gelegen“³². Diese Episode zeigt deutlich den Wert, den eine Beschreibung der Seeroute, mochte sie auch noch so vage sein, für derartige Unternehmen gehabt hat. Wie diese Routenbeschreibungen ausgesehen haben, darüber unterrichtet das Scholion bei Adam von Bremen. In mündlicher Tradition werden sie bei vielen Seeleuten bekannt gewesen sein, die schriftliche Überlieferung verdanken wir der gelehrten Adnotation eines Anonymus.

II

Und beim völligen Schweigen der Quellen zu den Handelsgrundsätzen, zur Handelskunst und ihren Regeln vor dem Ende des 13. Jahrhunderts

³¹ Dazu ausführlich mit Karte Vogel, Seeschiffahrt (wie Anm. 21), 138 ff. Brief eines anonymen Teilnehmers. MG SS 23, 478–483. R. Röhrich, *Quinti belli sacri scriptores minores* (Publications de la Societé de l’Orient latin), 1879, 59 f.

³² Übersetzung aus Vogel, Seeschiffahrt (wie Anm. 21), 144 ff.

im Mittelmeerraum muß es erstaunen, daß ausgerechnet in Norwegen kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eine Quelle ausführlich über den Beruf des Kaufmanns spricht. Im Bereich der Hanse hat sich außer dem wenig beachteten „Kopenschaft to voren“ aus dem 15. Jahrhundert zu den Verhaltensweisen eines ehrlichen Kaufmanns überhaupt kein Traktat erhalten³³. Allein die Hanserezesse haben immer wieder Grundsätze für das Verhalten aufgestellt, wenn sie, was überaus häufig vorkam, die Taten von Kaufleuten oder Städten zu rügen gezwungen waren. Die Darstellung des norwegischen Kaufmanns in der Literatur zur Hansischen Geschichte, der ob seiner Rückständigkeit von den Kaufleuten der deutschen Hanse eben damals aus den Märkten verdrängt wird³⁴, kontrastiert eigenartig mit dem Bild, das der Königsspiegel (Konungsskuggsjá) zeichnet. Freilich blieb dem norwegischen Kaufmann noch für Jahrzehnte der Handel mit der britischen Insel, bevor auch hier die deutschen Kaufleute vordringen und ihn verdrängen. Die Regeln des Königsspiegels richten sich also an einen Kaufmann, der auf eine blühende Vergangenheit zurückblicken konnte und gleichzeitig am Ende seiner internationalen Geltung stand. Dies bedingte auch, daß die Aussagen über den Kaufmann nur am Rande rezipiert wurden. Für den Handel der Wikingerzeit ist die Quelle reichlich spät, und danach verlor der norwegische Kaufmann international an Gewicht. Was die Quelle so einmalig werden läßt, ist der Nachweis kaufmännischer Praxis, wie wir sie sonst erst im Spätmittelalter und an anderem Ort nachweisen können. Hier finden sich bereits viele Elemente, die wir erst aus den Handlungsbüchern und Ratgebern in Italien und Flandern kennen. Man findet aber auch erstaunliche Entsprechungen in den Regeln und Ratschlägen zur Verfahrensweise der Lübecker Kaufleute des 13. und 14. Jahrhunderts, sodaß dem *Speculum regale* für die Geschichte des mittelalterlichen Kaufmanns weit über den skandinavischen Raum hinaus Bedeutung zukommt. Der Königsspiegel ist die älteste Quelle, die wir über Regeln des Kaufmannslebens besitzen, die nicht auf kirchlichen Erörterungen beruht, sondern praktische Probleme des täglichen Lebens regeln will. Bei allen praktischen Ratschlägen gleicht er doch nicht den italienischen

³³ W. Stammer, Mittelniederdeutsches Lesebuch, Hamburg 1921, 64f. Nr. 41.

³⁴ Am krasssten hat dieses Urteil F. Röhrig, Mittelalterliche Weltwirtschaft. Blüte und Ende einer Wirtschaftsperiode, in: Ders., Wirtschaftskräfte im Mittelalter, 2. Aufl. Wien-Köln-Graz 1971, 368 zum Ausdruck gebracht: „Um die Wende des dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, da echte, aber auch rücksichtslose Unternehmerkräfte in Lübeck vielleicht stärker hervortraten, als je sonst in seiner Geschichte, haben die Lübecker ihre technische Überlegenheit in Schifffahrt und Handel dem zurückgebliebenen Norwegen gegenüber zur vollen Geltung gebracht“. Zur Sache: O. A. Johnsen, Norwegische Wirtschaftsgeschichte, Jena 1939, 91ff. bes. 113ff. Ph. Dollinger, Die Hanse, 4. Aufl. Stuttgart 1989, 59, 598 mit weiterer Literatur. Älteste Dokumente HUB 1 Nr, 389 und O. A. Johnsen, Der deutsche Kaufmann in der Wiek in Norwegen im späteren Mittelalter, HGBll. 53 (1928) 61.

Handbüchern. Während diese Tarife, Rechnungswesen, Zölle und Maße erörtern, widmet sich der Königsspiegel vor allem allgemeinen Regeln, nach denen der Kaufmann vorgehen soll. Seine Ausführungen haben also eher mit der Berufsauffassung und Kaufmannsethik denn mit Einzelheiten der Praxis zu tun. Und in dieser Hinsicht ist die Quelle unvergleichlich. Es soll deshalb im Folgenden versucht werden, die Aussagen unserer Quelle mit jenen Lehren und Verhaltensweisen zu vergleichen, die wir aus derselben oder späterer Zeit in anderen Ländern Europas im Mittelalter kennen.

Der Königsspiegel hat bereits seit dem 17. Jahrhundert immer wieder die Forschung beschäftigt, bietet er doch Landesschilderungen, eine Beschreibung des Hofes, Denkwürdigkeiten, eine Beschreibung der Fischarten, daneben Exempla aus der Bibel für den Herrscher und eben auch eine Beschreibung des Kaufmannslebens³⁵. Dieser Abschnitt über den Kaufmann hat in der Forschung eine seltsame Rolle gespielt. Für die Zustände der großen Zeit des norwegischen Handels liegt die Quelle eher spät und tritt gegen die Saga-Literatur zurück. Und für das Spätmittelalter, in dem der deutsche Kaufmann die führende Rolle spielte, ist die Quelle zu früh angesiedelt³⁶. So hat sie für die Geschichte des mittelalterlichen Kaufmanns nicht jene Bedeutung gefunden, die ihr eigentlich zustehen würde. Der anonyme Verfasser, der sich ausdrücklich aus Furcht vor Neid nicht nennt, muß wohl ein Geistlicher gewesen sein, der dem König Haakon Haakonson nahestand. Es gibt zahlreiche Theorien über die Person des Verfassers, von denen freilich keine allgemeine Anerkennung gefunden hat. Das unvollendete Werk sollte neben den Abhandlungen über den Kaufmann und den Höfling noch Abschnitte über den Bauern und die Geistlichen enthalten, die jedoch nicht mehr geschrieben wurden. Mit anderen Fürstenspiegeln des hohen und späten Mittelalters hat er die Form des Dialogs gemein: Vater und Sohn unterhalten sich über Fragen des Wissens und Fragen der Verhaltensnormen³⁷. Für die Erörterung der Einzel-

³⁵ Die klassische Ausgabe stammt von F. Jónsson, *Konungs Skuggsjá – Speculum regale*, udg. efter Handskrifterne af det Kongelige nordiske Oldskriftselskab, Bd. 1 Einleitungsband, Kopenhagen 1921, Bd. 2 Textband, Kopenhagen 1920 (Für weitere Ausgaben vgl. die folgende Anm.). Den Zitaten im Text liegt die deutsche Übersetzung von R. Meissner, *Der Königsspiegel – Konungsskuggsjá*, Halle 1944 zugrunde. Neben zahlreichen Übersetzungen in moderne nordische Sprachen liegt auch eine Englische vor: L. M. Larson, *The Kings Mirror. Translated from the Old Norwegian*, New York 1917. Als Literatur vgl. neben den weiter unten genannten Werken M. Tveitane (Hg.), *Studier over Konungs skuggsjá*, Bergen 1971.

³⁶ Vgl. etwa E. Ebel, *Kaufmann und Handel auf Island zur Sagazeit*, HGBll. 95 (1977) 1–26 und für den Übergang K. Helle, *Neueste norwegische Forschungen über deutsche Kaufleute in Norwegen und ihre Rolle im norwegischen Außenhandel im 12. bis 14. Jahrhundert*, HGBll. 98 (1980) 23–38.

³⁷ Vgl. W. Berges, *Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters* (MGH Schriften 2), Leipzig 1938, der 159–184 den staatsrechtlichen Teil der Quelle ausführlich bespricht. Ebd. 314 ausführliche Angaben zu Überlieferung, Drucken und Übersetzungen. Als neuere Arbeit sei genannt S. Bagge, *The Political Thought of the Kings Mirror* (Medieval Scandinavia. Suppl. 3), Odense 1987.

heiten wurden die Aussagen des Dialogs systematisiert, um beim Vergleich Wiederholungen zu vermeiden.

Wenn man die Ratschläge betrachtet, die aus Norwegen und dazu noch von einem Geistlichen stammen, so muß man nach möglichen Quellen und Vorläufern fragen. Die Lebensregeln entsprechen nämlich keineswegs dem, was man von einem Geistlichen erwarten darf. Vor allem die Ausführungen über die Grenzen der Friedfertigkeit und zur wohlüberlegten Rache passen nicht recht zu einem Kleriker: „Und wenn du zu einem Handelsplatz kommst und du dort verweilen sollst, da suche dir eine Herberge bei dem Hauswirt, den du als friedfertigsten und beliebtesten sowohl unter den Stadtbürgern wie den Königsmannen erkundest. Halte dich immer anständig mit Tisch und Kleidern, wenn du die Mittel dazu hast, nimm dir niemals streitsüchtige oder beschwerliche Leute zur Tischgemeinschaft oder Gesellschaft, sei du selbst so friedfertig wie möglich aber doch nicht so, daß du dir Kränkungen und schwere Schmähungen aus übergroßer Scheu gefallen läßt. Und wenn notwendige Veranlassungen dich zu einem Streite zwingen, da sei du nicht hastig zur Rache, bevor du siehst, daß sie ausgeführt werden kann, und da trifft, wo es recht ist. Und du sollst nicht drauf los fahren, obgleich du siehst, daß du etwas nicht durchführen kannst, suche du deine Genugtuung zu erlangen, wenn es auch später sei, außer der Gegner biete sie dir an, so daß du damit wohlgeehrt bist“³⁸. Die Anweisung ist ein Stück Laienethik, die sich von der sonst gepredigten Demut und Friedfertigkeit abhebt.

Es werden noch zahlreiche weitere Ratschläge an den Sohn gegeben, die die Lebenshaltung und Einstellung zum Leben betreffen. Diese beschränken sich nicht auf den kaufmännischen Bereich, sondern entsprechen dem allgemeinen Lebensrat der Zeit: Unverzagtheit, die Vermeidung mürrischer Wesensart, Warnung vor Launenhaftigkeit und Zorn, Lob der Verschwiegenheit, Gefahr der üblen Nachrede. Gewarnt wird ausdrücklich vor „Sauferei und Spiel, Dirnen, Zänkereien und Würfeln mit Einsätzen“, die zu nichts Gutem führen³⁹. Auch hier haben wir eines der eher seltenen Beispiele für die Unterweisung von nichtfürstlichen Laien, deren Lebensregeln zwar an kirchliche Vorschriften Anlehnung suchen, die aber eher Ehrerbietung bei den Zeitgenossen und das böse Ende der Handlungen und nicht die kirchliche Verdammung in den Mittelpunkt rücken.

Die Beschreibung der Gefahren des Seemannsberufs ist so lebensnah, daß man als Quelle einen Fahrersmann vermuten möchte, der dies alles aus eigener Anschauung kennt: „Der Mann, der ein Kaufmann sein soll, muß sich mancher Lebensgefahr aussetzen, manchmal auf dem Meere, manchmal in heidnischen Ländern und fast immer unter fremden Völkern. Auf

³⁸ c. IV (ed. Meissner) 40.

³⁹ c. IV (ed. Meissner) 37–38.

dem Meere muß er rasche Entschlossenheit und starken Mut haben. Aber wenn du dich in Handelsplätzen befindest oder wo immer du bist, da zeige dich gesittet und gefällig, das macht den Mann beliebt bei allen guten Leuten“⁴⁰. Aber dieser Eindruck täuscht. Es handelt sich hier um konventionelle Bilder des Kaufmanns, die auch in Erzählungen immer von neuem variiert werden. So schreibt etwa im 12. Jahrhundert Hugo von St. Victor: „Er dringt in die Geheimnisse der Erde ein, bereist nie gesehene Küsten, durchmustert rauhe Wüsten und pflegt mit barbarischen Stämmen in unbekanntem Sprachen freundschaftlichen Handelsverkehr“⁴¹. Gefahr und Aufenthalt in der Fremde werden auch sonst in der Literatur der Zeit immer wieder als Merkmal des reisenden Kaufmanns hervorgehoben.

Bei der damaligen Handelstechnik und den sozialen Verhältnissen in Norwegen im 13. Jahrhundert müssen manche Aussagen befremden, deuten sie doch eher auf Techniken des Mittelmeerbereichs hin. Vor allem scheinen manche Ratschläge wie das Führen eines Kontos für Gott oder den Schutzheiligen und vor allem auch der Rat, seinen Handelsgewinn in Land anzulegen, nicht recht nach Norwegen passen zu wollen⁴². Denn dort fehlt es ja gerade an ausreichenden Reserven an Bauernland. Dies alles deutet auf eine Quelle hin, die für die Verhältnisse Norwegens umgeschrieben wurde und teilweise die Bräuche in einem anderem Teil Europas wiedergibt. Diese Überlegung muß mangels Vergleichsmaterials Spekulation bleiben. Immerhin aber wissen wir, daß der Verfasser des Königsspiegels für die Partien, welche von der Gewalt des Königs handeln, eine spanische Quelle verwendet hat⁴³. Für die Partien über den Kaufmann lassen sich zwar Parallelen in der nordischen Literatur finden, trotzdem sprechen die oben genannten Gründe gegen einen Ursprung der Aussagen in Norwegen⁴⁴. Der gelehrte Verfasser könnte durchaus eine Vorlage aus Spanien oder Italien in seinen Dialog eingebaut haben.

Die Erörterung setzt damit ein, daß der Anonymus das Leben des Kaufmanns schildert, was dem Jungen die nötigen Kenntnisse und Reichtum verschaffen sollte. Der Sohn fragt den Vater: „Weil ich nun im beweglichsten Alter bin, so habe ich Lust von Land zu Land zu reisen, denn ich getraue mich nicht, die königliche Gefolgschaft aufzusuchen, ehe ich zuvor die Sitten fremder Männer kennengelernt habe. Dies also ist mein Wunsch, außer ihr schlägt mir einen anderen Rat vor“. Darauf antwortet der Vater: „Obgleich ich mehr ein Mann des Königs gewesen bin als ein

⁴⁰ c. III (ed. Meissner) 35.

⁴¹ *Eruditionis Didascalicae* II, 24, PL 176 Sp. 761. Übersetzung nach Engel, Kaufmann (wie Anm. 2), 91.

⁴² Vgl. A. J. Gurjewitsch, *Der Kaufmann*, in: J. Le Goff (Hg.), *Der Mensch des Mittelalters*, Frankfurt 1989, S. 271 f.

⁴³ I. Gløersen, *Kongespeilet og Las siete Partidas*, Oslo-Bergen-Tromsø 1972.

⁴⁴ W. Dahl, *Kjøpmannsbolken i Konungs Skuggsjá*, Oslo 1960, 48 ff.

Kaufmann, so will ich doch diese Tätigkeit vor dir nicht herabsetzen, denn diese erwählen sich oft die besten Männer. Aber es kommt sehr darauf an, ob jemand eben denen gleicht, die rechte Kaufherren sind, oder denen die sich den Namen des Kaufmanns zulegen und doch nur Krämer oder gar Betrüger sind, unredlich verkaufen und kaufen“⁴⁵.

Die Tatsache, daß der Gegensatz zwischen Dienst am Hof und dem Beruf des Kaufmanns nicht als unüberbrückbar galt, weist auf Besonderheiten der norwegischen Gesellschaft hin. Nicht nur der Adel, auch die Geistlichkeit beteiligte sich lebhaft am Handel, adlige Standesregeln, wie etwa in Frankreich, stehen dem ebensowenig entgegen wie die Bestimmungen des kanonischen Rechts, nach denen ein Handel treibender Kleriker zu meiden sei wie die Pest⁴⁶. Dennoch spricht auch der anonyme Verfasser des Königsspiegels sofort die Gefahren des Kaufmannslebens an, wie sie seit der Spätantike immer wieder herausgestellt wurden: *homo mercator vix aut numquam Deo placere potest* lehrt das kanonische Recht und es gilt auch der Grundsatz *qui emit et vendit sine mendacio et periurio esse non potest*⁴⁷. Auch Caesarius von Heisterbach erzählt eine Geschichte von Kaufleuten, die feststellen, daß ohne Meineid und Lüge kein Handel zu treiben sei⁴⁸. Im 13. Jahrhundert hat man diese Theorie – auch unter dem Eindruck der neuen städtischen Geldwirtschaft – dahin geändert, daß man nur noch von besonderen Gefährdungen der Kaufleute sprach. Bereits Augustinus hatte gelehrt, daß der Mensch und nicht der Beruf des Kaufmanns der Sünder sei, und dieser Argumentation hatte sich die Kanonistik des 13. Jahrhunderts allgemein angeschlossen. Mithin zeigt sich der Autor des Königsspiegels auf der Höhe der Diskussion seiner Zeit.

Und bei dieser allgemeinen Ermahnung, sich vor falscher Kaufmannschaft zu hüten, bleibt er nicht stehen. „Wenn aber in deiner Ware Verderbnisse entstehen und du diese Ware verkaufen sollst, da verheimliche es niemals dem Käufer, zeige ihm die Fehler, die sich darin finden, und ihr mögt dann euer Geschäft abschließen wie ihr könnt; da heißt du nicht ein Betrüger. Setze auch alle deine Waren zu gutem Preis an und doch so, daß man sie annehmen kann, und nicht übertrieben, da heißt du nicht ein Krämer“⁴⁹. Die Angst des Käufers, mit minderwertiger Ware betrogen zu werden, durchzieht die Klagen über die Kaufleute und auch die Litera-

⁴⁵ c. III (ed. Meissner) 34–35.

⁴⁶ Im Dekret Gratians D. 88, 1–10 (Corpus iuris canonici, ed. Ae. Friedberg, 1, Leipzig 1879, 306 ff).

⁴⁷ Palea *eiciens* D. 88, 11 (ed. Friedberg) 308 f.

⁴⁸ Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach (ed. A. Hilka) (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 43), Bonn 1933–37. Caesarius von Heisterbach, Wunderbare und denkwürdige Geschichten (ed. L. Hoevel), Köln 1968, 61 f.

⁴⁹ c. III (ed. Meissner) 36.

tur während dieser Jahrhunderte. Und wenn man etwa aus den Hanserezenzen einen Katalog von Betrügereien zusammenstellen wollte, wäre dieser lang⁵⁰. Nicht zuletzt die Tatsache, daß das Kaufmannsrecht damals nur sehr erschwerte Möglichkeit kannte, wegen einer später festgestellten Minderwertigkeit einer Sache den Kauf rückgängig zu machen, ließ Vorsicht geraten scheinen⁵¹. Nur der Beweis durch den Käufer, daß zum Zeitpunkt des Kaufs die Minderwertigkeit der Waren objektiv nicht erkennbar gewesen war, erwirkte einen Erstattungsanspruch.

Die zitierte Stelle betrifft auch die Frage nach dem *iustum pretium*, dem gerechten Preis, wie ihn der Königsspiegel hier ebenfalls, wenn auch verschlüsselt, anspricht. Die kirchliche Lehre, daß jeder Ware ein inhaerenter Wert zukomme, der auch als Grundlage des Verkaufspreises zu dienen hätte, wollte man nicht ein von der Kirche verdammtes Geschäft abschließen und sich auf eine Linie mit einem Wucherer stellen, gehört sicherlich zu den kompliziertesten Forderungen, denen sich ein Kaufmann gegenüber sah. Selbst bei Thomas von Aquin sind die Ausführungen dazu alles andere als klar⁵². Wie streng man sich die Beachtung des gerechten Preises in Kirchenkreisen vorstellte, zeigt eine Episode aus der Lebensbeschreibung des Heiligen Gerald von Aurillac: Dieser zeigt in Pavia zwei venezianischen Kaufleuten ein *pallium*, das er in Rom erworben hatte. Als diese seinen preiswerten Kauf bewundern und erklären, das Tuch sei wertvoller als die ganze Stadt Konstantinopel, fürchtet der Heilige, er habe den Verkäufer übervorteilt. Darauf beeilt sich Gerald, die Preisdifferenz dem Verkäufer zukommen zu lassen⁵³. Die kirchliche Seelsorge bemühte sich im 13. Jahrhundert, die Kaufleute vor allem von der exzessiven Ausnützung ihrer Marktmacht abzuhalten. So predigte man etwa in Deutschland, Spesen und Arbeitsleistung dürften gerechterweise in die Kalkulation mit einfließen. Allerdings fehlte niemals der Hinweis, daß man sich vor dem Laster der

⁵⁰ E. von Ranke, Von kaufmännischer Unmoral im 16. Jahrhundert, HGBll. 50 (1925) 242–250. Irsigler, Kaufmannsmentalität (wie Anm. 2), 54 ff.

⁵¹ W. Ebel, Lübisches Kaufmannsrecht vornehmlich nach Lübecker Ratsurteilen des 15./16. Jahrhunderts, Göttingen 1952, 10. H. Planitz, Über hansisches Handels- und Verkehrsrecht, HGBll. 51 (1926) 6.

⁵² S. Hagenauer, Das „*justum pretium*“ bei Thomas von Aquino. Ein Beitrag zur Geschichte der objektiven Werttheorie (VSWG Beihefte 24), Stuttgart 1931. J. W. Baldwin, The Medieval Theories of the Just Price. Romanists, Canonists and Theologians in the Twelfth and Thirteenth Centuries (Transactions of the American Philosophical Society 49/4), Philadelphia 1949. J. Ibanès, La doctrine de l'église et les réalités économiques au XIII^e siècle, Paris 1967, 34 ff. H. J. Schmidt, Arbeit und soziale Ordnung. Zur Wertung städtischer Lebensweise bei Berthold von Regensburg, Archiv für Kulturgeschichte 71 (1989) 261–296 erörtert die Predigten des süddeutschen Franziskaners vor einem städtischen Publikum.

⁵³ Odo von Cluny, De vita Sancti Geraldii Auriliacensis comitis libri IV, PL 133, Sp. 658.

avaritia besonders in Acht nehmen solle⁵⁴. Die Regel des *Speculum regale* entspricht auch hier den Lehren der Kanonistik des 13. Jahrhunderts. Um dem Kaufmann die Lehre vom gerechten Preis überhaupt verständlich zu machen, ermahnte man ihn, in der Festlegung des Preises maßvoll und ehrenhaft zu verfahren oder band im Zweifel die Festlegung an das Urteil von geachteten und erfahrenen Männern guten Rufs.

Läßt die Aussage des Königsspiegels über den Preis kirchliches Gedankengut erkennen, so fehlt dies bei den Ratschlägen zu Kauf und Verkauf völlig: „Bleibe niemals auf deiner Ware sitzen, wenn du sie zum angemessenen Preis loswerden kannst, denn das ist des Kaufmanns rechte Weise, beständig einkaufen und dann schleunigst weiter zu verkaufen“⁵⁵. Gerade das schnelle Kaufen und Verkaufen war den Theoretikern des 12. und 13. Jahrhundert suspekt. Gerechtfertigt wurde der höhere Preis nämlich durch Arbeit und Mühe des Kaufmanns, durch das *stipendium laboris*, oder durch das *Herbeischaffen aus fernen Ländern. Einkauf und sofortiger Wiederverkauf zu einem höheren Preis rückten das Geschäft in die Nähe des kirchlichen Wucherverbots*⁵⁶. Die Theoretiker rechtfertigten den internationalen Handel mit der Notwendigkeit, Bedürfnisse in den einzelnen Ländern auszugleichen, während der Handel am selben Marktort nach wie vor suspekt erschien. Daß hier der Königsspiegel die Realität des 13. Jahrhunderts wiedergibt, kann nicht bezweifelt werden.

Der Königsspiegel geht davon aus, daß der Kaufmann bei Befolgung der Regeln trotz aller Gefährdung Reichtum erwerben wird. Daß Gott zu danken sei, wenn die Geschäfte Erfolg gehabt haben, ist ein Gedanke, der im Bewußtsein des mittelalterlichen Kaufmanns fest verankert war. Die Berufung auf Gott bei seinen Geschäften läßt sich allenthalben beobachten. Es ist göttliche Gnade, wenn man durch Handel zu Reichtum kommt⁵⁷. Auch hier gibt der Königsspiegel klare Regeln für den erfolgreichen Kaufmann: „Immer sollst du den allmächtigen Gott und die heilige Jungfrau Maria einen gewissen Anteil mit dir in der Handelsgemeinschaft haben lassen; ebenso den Heiligen, den du besonders um Fürbitte anrufst. Verwalte das Gut gewissenhaft, das die heiligen Personen mit dir haben, und führe es immer getreulich zu den Stellen ab, für die es von Anfang an gelobt war“⁵⁸. Diese Anweisung, die einem geistlichen Autor auch wohl ansteht, ist die älteste Erwähnung des Brauchs, Gott und Heilige

⁵⁴ H. Fichtenau, Askese und Laster in den Anschauungen des Mittelalters, in: Ders., Beiträge zur Mediävistik 1, Stuttgart 1975, 105 ff. L. K. Little, Pride goes before Avarice: Social Change and the Vices in Latin Christendom, *The American Historical Review* 76 (1971) 16 ff.

⁵⁵ c. IV (ed. Meissner) 38.

⁵⁶ J. Gilchrist, *The Church and Economic Activity in the Middle Ages*, London-Melbourne-Toronto 1969, 53 ff.

⁵⁷ Vgl. dazu ausführlich Maschke, *Berufsbewußtsein* (wie Anm. 2), 402 ff.

⁵⁸ c. IV (ed. Meissner) 40.

Teilhaber einer Handelsgesellschaft werden zu lassen. In der Literatur gilt dieser Brauch, *il conto di messer Domeneddio*, als Erfindung der italienischen Kaufmanns-Bankiers des 14. Jahrhunderts, wo in der Toskana erste Beispiele bei den Geschäften der Familie Bardi nachgewiesen wurden, der dann auch in anderen Ländern sich durchgesetzt hat⁵⁹. Sowohl die Florentiner Peruzzi⁶⁰ wie auch die große Ravensburger Handelsgesellschaft⁶¹ beteiligten die Armen als Vertreter Gottes auf Erden an den Gewinnen des Unternehmens. Daß man mit einer weiten Verbreitung des Brauchs über die uns bekannten Quellen hinaus zu rechnen hat, zeigt der Königsspiegel.

Neben diesen Anleitungen zur gottgefälligen Lebensweise gibt uns der Autor auch den idealisierenden Tagesablauf eines Kaufmanns wieder: „Gewöhne dich daran, am Morgen früh auf zu sein und gehe gleich zuerst zu der Kirche, wo es dir am passendsten erscheint, dem Gottesdienst beizuwohnen und dort nimm teil an allen Horen, höre die Messe gleich nach der ersten Hore und bete unterdessen für dich deine Psalmen und Gebete, die du kannst. Nach dem Gottesdienst gehe du aus und schau dich um in deinem Handel. Und wenn dir der Handelsverkehr in dem Orte unbekannt ist, da achte du sorgfältig darauf, wie die sich in ihren Geschäften verhalten, welche die größten und besten Kaufleute genannt werden. Darauf sollst du auch Acht geben bei aller Ware, die du einkaufst, daß sie durchaus unverdorben und fehlerfrei und vorher untersucht ist, ehe du den Kauf endgültig abschließt. Und bei allen Geschäften, die du eingehst, habe immer einige zuverlässige Leute bei dir, die dafür Zeugen sind, wie dieses Geschäft abgeschlossen wurde. Nun sollst du in deinem Handel tätig sein bis zu dem Vormittagsmahl oder bis zum Mittag, wenn es eben notwendig ist, und dann gehe zu deinem Essen. Deinen Tisch sollst du ordentlich zurichten mit weißem Tuch und reiner Speise und gutem Getränk. Versorge dich gut für deinen Tisch, wenn du es einrichten kannst. Und nach dem Essen tue eins von beiden, ruhe dich eine kurze Zeit aus oder sonst gehe eine Zeitlang aus und suche Unterhaltung und schau dich um, was andere gute Kaufleute treiben und ob irgendeine neue Ware in der Stadt eingetroffen sei, die einzuhandeln dir notwendig ist. Und wenn du in deine Herberge zurückkehrst, da untersuche deine Waren, damit sie

⁵⁹ A. Saponi, *Le marchand italien* (wie Anm. 6), XVIII–XIX; Ders., *La beneficenza delle compagnie mercantili del Trecento*, in: Ders., *Studi di storia economica. Secoli XIII–XIV–XV*, Bd. 2, 3. Aufl. Firenze 1955, 839 ff. Maschke, *Berufsbewußtsein* (wie Anm. 2), 408 f. von Stromer, *Schriftwesen* (wie Anm. 16), 771 f. für die Nürnberger Gesellschaft Gruber. Jacob Fugger führte ein Konto für den Augsburger Stadtheiligen St. Ulrich: Götz Frh. von Pölnitz, *Die Fugger*, 2. Aufl. Frankfurt 1960, 297 f.

⁶⁰ Saponi, *Beneficenza* (wie Anm. 59), 843 ff. Die Bücher sind ediert: *I libri di commercio dei Peruzzi*, a cura di A. Saponi, (Pubblicazioni della Direzione degli „Studi Medievali“ 1), Milano 1934.

⁶¹ Schulte, *Ravensburger Handelsgesellschaft* (wie Anm. 1) 1, 85 u. 221 ff.

nicht nachher Schaden leiden, nachdem sie in deinen Besitz gekommen sind⁶².

Nun entspricht diese Schilderung des Tagesablaufs eines Kaufmanns genau demjenigen, den aufgrund späterer Quellen Goswin Freiherr von der Ropp rekonstruiert und geschildert hat⁶³. Der Handel wurde im Laufe des Vormittags getätigt, der Nachmittag ist dem Umhören und der Suche nach Neuigkeiten gewidmet und der Versorgung der eingekauften Waren. Kauf und Verkauf sind Rechtsakte, die vor Zeugen vor sich gehen und offensichtlich nicht schriftlich festgehalten werden. Überhaupt ist im Königsspiegel von Buchhaltung keine Rede. Allerdings haben sich Reste von Kurzmitteilungen aus Bergen erhalten. Die Warenmarken, die zunächst die Aufgabe hatten, den Besitzer zu nennen, wurden auch dafür verwendet, einem Geschäftspartner kurze Nachrichten zukommen zu lassen⁶⁴. Trotz der Ermahnung, Schreiben, Rechnen und Sprachen zu lernen, zeigen diese Anweisungen das Geschäftsleben noch auf mündlicher Basis organisiert.

Bei der besonderen Wichtigkeit, die der Monarch in den Ausführungen des Anonymus hat, kann es nicht verwundern, wenn er dem fiktiven Sohn die enge Verbindung mit den Vertretern des Königs nahelegt. Diese enge Verbindung des Monarchen mit Handel und Kaufleuten bezeugen auch andere Quellentexte für den Norden, sodaß die Ausführungen wohl der Realität entsprechen⁶⁵: „Wenn du dich an einem Ort befindest, wo Beauftragte des Königs oder eines anderen Gebieters sind, der dort die Herrschaft über das Land hat, wo du bist, so gewinne sie dir zu Freunden. Und wenn sie irgendein notwendiges Aufgebot im Namen des Landesherrn erlassen, da sei du bereitwillig zu allen Aufgeboten und Auflagen, damit du nicht kleines festhältst und großes einbüßt. Nimm dich auch in Acht, daß nicht königliche Gefälle in deinen Beutel kommen, denn du weißt nicht, ob nicht der begehrt wird, der die Sache in die Hand nimmt (für den König), und es ist mißlicher, nachher sich auf Bitten zu

⁶² c. III (ed. Meissner) 35–36.

⁶³ G. Freiherr von der Ropp, Kaufmannsleben zur Zeit der Hanse (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins 3), Leipzig 1907, 35 f.

⁶⁴ Vgl. I. Sanner Johnson, Die Runeninschriften über Handel und Verkehr aus Bergen (Norwegen), In: K. Düwel/H. Jankuhn/H. Siems/D. Timpe (Hg.), Untersuchungen zu Handel und Verkehr in vor- und frühgeschichtlicher Zeit in Mittel- und Nordeuropa 4. Der Handel der Karolinger- und Wikingerzeit (Abhandlungen d. Akad. d. Wiss. in Göttingen 3. F. Nr. 156), Göttingen 1987, 716–744.

⁶⁵ E. Ebel, Der Fernhandel von der Wikingerzeit bis in das 12. Jahrhundert in Nordeuropa nach altnordischen Quellen, in: Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa 4. Der Handel der Karolinger- und Wikingerzeit, hrsg. von K. Düwel/H. Jankuhn/H. Siems/D. Timpe (Abhandlungen d. Akad. d. Wiss. in Göttingen 3. F. Nr. 156), Göttingen 1987, 716–744. 269 ff. über die Beteiligung von König und Geistlichkeit am Handel.

verlegen als von Anfang an genau zuzusehen“⁶⁶. Daß der Kaufmann besonders des Schutzes der Obrigkeit bedürfe, steht in der Forschung fest. Gerade in der Fremde konnte nur auf diese Weise Hab und Gut sowie das Leben geschützt werden.

In dieselbe Richtung geht die Mahnung, sich vor allem um die Kenntnis des Rechts zu bemühen, ohne die ein Kaufmann nicht auskommen kann: „Mache dir alle Rechtsaufzeichnungen bekannt, und wenn du nun ein Kaufmann sein willst, da sollst du mit keinem anderen Rechte dich so vertraut machen wie mit dem Kaufstadtrecht⁶⁷. Wenn du mit den Gesetzen vertraut bist, da wirst du nichts ungesetzliches erdulden müssen, wenn du mit einem Gleichgestellten einen Rechtshandel hast, und kannst in allen Prozessen dich nach dem Gesetz verantworten. Aber wenn ich nun vor allem über Rechtswissen rede, so wird doch niemand vollkommen einsichtig, wenn er nicht gutes Verständnis und guten Sinn für alle Verhältnisse zeigt, je nach dem Ort, wo er sich befindet“⁶⁸. Freilich konnte dieser Rat nur gelten, wo das Geschäftsleben noch nicht ständig komplizierte Rechtsfragen schuf und somit auch für den Laien überschaubar blieb. Es waren ja nicht zuletzt die Bedürfnisse der Kaufleute, welche nach gelehrtem Recht und nach geschulten Notaren verlangten⁶⁹. Wie und wo der Kaufmann die Rechtsaufzeichnungen studieren konnte, die er brauchte, sagt der Anonymus leider nicht. In aller Regel wird der Kaufmann die Rechtsbräuche durch Beobachtung von erfahrenen Kaufleuten bei der Ausübung seines Berufs erlernt haben.

Vor allem aber sind die Aussagen erhellend, die der Königsspiegel über die Ausbildung eines Kaufmanns macht. Die Berufskenntnisse des Kaufmanns erforderten eine ganz andere Bildung und Ausbildung als sie die Zeit kannte. Was man von einem Kaufmann forderte, hat idealtypisch Goswin Freiherr von der Ropp beschrieben: „Neben Warenkunde, Rechenkunst und Buchführung mußte er Sprachen beherrschen, die Rechte, Zölle, Straßen, Münzen und Geschicke der Lande kennen, in die sein Handel ihn führte, Art und Weise der Menschen erkunden, mit denen er geschäftlich Verkehr pflegte, denen er sein Hab und Gut anvertraute. Vieles konnte er davon nur auf Reisen erwerben, und diese erweiterten zugleich

⁶⁶ c. IV (ed. Meissner) 38.

⁶⁷ Das Stadtrecht hat sich aus dem Marktrecht entwickelt. Das ältere Recht heißt Bjärköarecht, wofür jedoch bisher keine befriedigende Erklärung gefunden wurde. Aus der Zeit König Magnus Haakonarson ist das Recht von Bergen erhalten: Norges Gamle Love 1 (ed. R. Keyser u. P.A. Munch), Christiania 1846, 303–346. Zum Handelsrecht grundlegend K. Müller-Boysen, Kaufmannsschutz und Handelsrecht im frühmittelalterlichen Nordeuropa, Neumünster 1990, 117 ff.

⁶⁸ c. III (ed. Meissner) 36.

⁶⁹ Vgl. dazu P. Classen, Die hohen Schulen und die Gesellschaft im Mittelalter, Archiv für Kulturgeschichte 48 (1966) 155–180.

seinen politischen und geistigen Horizont, lehrten ihn mit Fürsten verkehren und nicht zuletzt auf eigenen Füßen stehen. Die einzelne Persönlichkeit gelangte da ganz anders zur Entfaltung und zum Bewußtsein ihrer selbst, als es im Banne der heimischen Zunftstuben möglich war, und sie setzte heimgekehrt auch daheim sich durch“⁷⁰.

Die Bildungsideale des Königsspiegels sind eine Mischung aus Ratschlägen zur kaufmännischen Praxis, die mit Anleitungen versetzt wurden, wie sie ein Geistlicher geben mußte. Vor allem das Lob der Buchgelehrsamkeit paßt mehr zu einem Kleriker als zu einem Kaufmann: „Gewißlich aber sollst du daran denken, daß zu jeder Zeit, in der du dich freimachen kannst, du nicht vergißt, etwas zu lernen; vor allen Dingen aus den Rechtsaufzeichnungen, denn die Erfahrung lehrt, daß an Klugheit alle denen nachstehen, die aus Büchern sich Weisheit aneignen, sie haben die besten Beweise für ihre Kenntnisse, die am besten sich gebildet haben“⁷¹.

„Das sollst du auch immer dir vornehmen, daß dir kein Tag vergeht, ohne daß du irgend etwas lernst, was dir nützlich ist, wenn du klug heißen willst, und tue nicht denen gleich, denen es eine Unehre dünkt, daß ein anderer ihnen Dinge mitteilt und lehrt, bei denen ein großer Gewinn ist, wenn man sie erlernt. Laß es dir vielmehr eine große Ehre sein, dich zu bilden, und zu lernen, wenn du wirklich weise heißen willst“⁷². Dies erinnert stark an die Ratschläge der Rekordanzen der großen Ravensburger Handelsgesellschaft, die voll sind mit Ermahnungen an die Gesellen, sich ständig im Rechnen, Schreiben und allen anderen notwendigen Fähigkeiten weiterzubilden⁷³. Ohne diese Mühen war nach der Ansicht der Kaufleute kein Handel in großem Stil möglich.

Wer all diese Ratschläge beherzige, gelange zu Einkommen, Ehre und Klugheit, wobei die geistlichen Ratschläge nicht nur für den Kaufmann gelten: „Aber halte sie alle wohl im Gedächtnis, die du kennen lernst, ob sie nun gut oder schlecht sind. Gedenke an alle die schlechten Sitten, um dich davor zu hüten, aber alle guten Sitten mache zur Gewohnheit, dir selbst zum Nutzen und allen denen, die von dir lernen wollen“⁷⁴. Und diejenigen, die vor allen anderen von dem Kaufmann lernen sollen, sind die Kinder: „Wenn dir Kinder beschert werden, so laß dein Kind nicht ohne Unterricht aufziehen, denn dann ist am ehesten zu erwarten, daß jemand selbst etwas nach Mannesklugheit oder Kenntnissen strebt, sobald er über sich selbst zu bestimmen hat, wenn er schon einige Einsicht in der Jugend hat, solange er unter der Zucht steht“⁷⁵.

⁷⁰ von der Ropp, Kaufmannsleben, 50f.

⁷¹ c. III (ed. Meissner) 36.

⁷² c. IV (ed. Meissner) 39.

⁷³ Schulte, Ravensburger Handelsgesellschaft (wie Anm. 1) 1, 142 ff.

⁷⁴ c. IV (ed. Meissner) 41.

⁷⁵ c. IV (ed. Meissner) 38.

Daß im Fernhandel nur bestehen konnte, wer in Fremdsprachen bewandert war, stand bereits für die Zeitgenossen fest. Entsprechend lautet auch die Anweisung: „Wenn du also vollkommen in deinen Kenntnissen werden willst, da lerne du alle Sprachen und vor allem Latein und Französisch, denn diese Sprachen sind am weitesten verbreitet, doch sollst du deshalb deine eigene Sprache nicht vernachlässigen“⁷⁶.

Die Anweisungen für den norwegischen Kaufmann sind nun für seine Lage nicht uninteressant. Der Kaufmann gilt in der Literatur als eine Person, die Fremdsprachen versteht, doch scheinen die Kenntnisse nicht allgemein verbreitet gewesen zu sein. In einem Anhang zum Stadtrecht des Königs Magnus Haakonarson für Bergen wird bestimmt: „Der Schiffsführer soll den Lotsen beschaffen (und bezahlen) und alle zusammen den Dolmetscher“. Offenbar legte die Belegschaft des Schiffes zusammen, um einen Sprachkundigen zu bestellen⁷⁷. Latein war die Sprache der Bildung, deren Nutzen freilich für den Kaufmann nicht unumstritten war. Der Florentiner Boncompagni hält Latein für den Kaufmann für weitgehend überflüssig: *Mercatores in suis epistulis verborum ornatum non requirunt, quia fere omnes et singuli per idiomata propria seu vulgaria vel per corruptum latinum ad invicem sibi scribunt et rescribunt, intimando sua negotia et cunctos rerum eventus*⁷⁸. Französisch ist hingegen in weiten Bereichen die Sprache des Handels. Vor allem auf den Champagne-Messen verständigte man sich auf Französisch. Daneben war es aber auch das normannische England, wo vom norwegischen Kaufmann Kenntnis dieser Sprache verlangt wurde⁷⁹. Und dieses war der wichtigste Markt des hier beschriebenen Händlers im 13. Jahrhundert. Aber auch der deutsche Kaufmann der Zeit beherrschte Französisch. Rudolf von Ems läßt in seinem Epos „Der gute Gerhard“ den Kölner Kaufmann und Titelhelden seiner Geschichte französisch sprechen. Als er in der Ferne einen heidnischen Fürsten trifft, können sich beide auf Französisch unterhalten: „dô sprach der furste kurtoys: sagent an, verstât ir franzoys? jâ herre, mir ist wol erkant, beidiu sprâch und ouch daz lant“⁸⁰. Auffällig ist jedoch, daß die Sprache der Hansekaufleute noch nicht zum Lernen empfohlen wird, obwohl diese damals immer stärker in den norwegischen Handel vordringen. Leider verschweigt der Text, wie der Sohn den Rat in die Tat umsetzen soll. Über

⁷⁶ c. III (ed. Meissner) 37.

⁷⁷ Ebel, Fernhandel (wie Anm. 65), 286 f. Germanenrechte NF Bd. 3, Weimar 1950 (ed. R. Meissner), 266 f.

⁷⁸ L. Rockinger, Briefsteller und Formelbücher des 11. bis 14. Jahrhunderts 1, München 1863, 173. Von der Ropp, Kaufmannsleben (wie Anm. 63), 11 f. Anm. 2.

⁷⁹ Ebel, Fernhandel (wie Anm. 65), 286 f. über die Fremdsprachen- und Französisch-Kenntnisse im Norwegen-Handel, ebd. 312 die entsprechenden Quellenstellen.

⁸⁰ Rudolf von Ems, Der guote Gêrhart, hg. J. A. Asher, 3. Aufl. Tübingen 1989, V. 1351–1354.

Möglichkeiten, Sprachen zu lernen, sagt der Text nichts. Man kann an die geistlichen Lateinschulen denken, doch wird das Erlernen einer Sprache damals in aller Regel noch durch praktische Übung erfolgt sein.

Dies gilt auch für den Rat, sich im Rechnen zu üben: „Mache dich auch gewandt im Rechnen, denn dessen bedürfen die Kaufleute besonders“⁸¹. Zwar gehörte das Rechnen zu jenen Künsten, die in den Lateinschulen vermittelt wurden, doch war der Lehrstoff in diesen geistlichen Anstalten mehr auf die Kalenderberechnung als auf kaufmännisches Rechnen gerichtet⁸². Überhaupt regten sich damals erst frühe Ansätze einer neuen Mathematik in Italien⁸³. Nördlich der Alpen setzte sich kaufmännisches Rechnen erst langsam durch. Bei den oberdeutschen Kaufleuten kennt bereits das späte 14. Jahrhundert Ansätze der doppelten Buchführung und im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts gibt es Beispiele für Rechenschulen, im Norden hat die Entwicklung noch länger gedauert. Messen und Wiegen und das Rechnen mit den Münzen, mehr darf man hinter diesen Anweisungen im Norden wohl nicht vermuten.

Die Ratschläge des Königsspiegels für die Seefahrt entsprechen der damaligen nordeuropäischen Praxis, sind aber sehr frühe Beispiele, denen im Hansebereich erst das Seebuch im 14. Jahrhundert folgen sollte⁸⁴: „Mache dich genau bekannt mit der Belichtung der Luft und dem Gang der Gestirne des Himmels, dem Wechsel der Tageszeit und der Einteilung des Horizonts und lerne wohl verstehen, wie die Unruhe des Meeres ab- oder zunimmt, denn das ist ein wertvolles Wissen und muß von denen verstanden werden, die Seefahrer sein wollen“⁸⁵.

Zu einem reicheren Kaufmann gehörte nach den Ausführungen des Königsspiegels wohl der Besitz eines Schiffes. Er erlaubte größere Selbständigkeit bei den Geschäften, legte allerdings dem Eigner auch größere Verantwortung auf. „Wenn du deine Handelsfahrt über See anstellen sollst und ein eigenes Schiff hast, teere dein Schiff wohl zur Herbstzeit und laß es unter dem Teer den Winter über stehen, wenn es angeht. Aber wenn das Schiff so spät auf Rollen kommt, daß man es nicht im Herbst teeren kann, so teere es zu Beginn des Frühlings und laß es dann gut trocknen. Habe auch immer an guten Schiffen Anteil oder sonst nimm dir keinen Anteil.

⁸¹ c. IV (ed. Meissner) 38.

⁸² H.-P. Bruchhäuser, Kaufmannsbildung im Mittelalter. Determinanten des Curriculums deutscher Kaufleute im Spiegel der Formalisierung von Qualifizierungsprozessen, Köln-Wien 1989, 231 ff., 276 ff. und 316 ff. Das Bild, das W. Sombart, Der moderne Kapitalismus 1, 2. Aufl. München-Leipzig 1916, 296 ff. zeichnete, nach dem der Kaufmann nördlich der Alpen kaum rechnen konnte, ist heute überholt.

⁸³ Vgl. die Literatur in voriger Anm. Grundlegend für die weitere Entwicklung wurde das Werk des Leonardo Fibonacci, Liber abbaci (ed. B. Boncompagni), Rom 1857.

⁸⁴ Vgl. oben 20.

⁸⁵ c. IV (ed. Meissner) 38.

Halte auch dein Schiff anlockend, da stellen sich gute Leute dazu ein und es wird dann mit tüchtiger Mannschaft versehen. Mache auch immer dein Schiff klar zu Anfang des Sommers und fahre während der besten Sommerszeit und habe immer tadellosen Segelbedarf auf deinem Schiffe und bleibe niemals zu Herbstzeiten lange auf See, wenn du selbst es zu bestimmen hast. Beachte wohl alle diese Dinge, da ist zu hoffen, daß alles gut geht mit Gottes Gnade“⁸⁶. Was hier als praktischer Ratschlag gegeben wird, regelte ansonsten die Rechtsordnung. In der Frage der Seetüchtigkeit konnte es zwischen den Mitreisenden und dem Steuermann des Schiffes leicht Streit geben, weshalb dafür genaue Bestimmungen vorgesehen waren. Überhaupt hatte die Fahrtgemeinschaft eine starke Stellung bei den Entscheidungen der Schiffsführung, sodaß der Eigner an die Zustimmung der Mitfahrenden gebunden war⁸⁷.

Zuletzt gibt der Vater noch einige praktische Hinweise für die Ausrüstung eines Schiffes. „Es gibt da noch Kleinigkeiten, die man in Acht nehmen muß. Jedesmal, wenn du in See gehst, da nimm du zwei- oder dreihundert Ellen Wadmél mit dir an Bord, die zur Ausbesserung des Segels dienen mögen, wenn es notwendig wird, viele Nadeln und genügend Fäden oder Segelbänder, wenn es auch nebensächlich scheint, so etwas zu erwähnen, so tritt doch oft der Bedarf dafür ein. Viele Nägel mußt du auch immer mit dir an Bord haben und zwar so große, wie für das Schiff passend sind, das du gerade hast, sowohl Spieker als Nietnägel. Gute Lotleinen, Zimmermannsbeile, Hohlmeißel und Bohrer und alle anderen Werkzeuge, die zur Schiffsarbeit nötig sind. Alle diese Dinge, die ich nun genannt habe, die sollst du nicht vergessen an Bord mitzuführen, wenn du auf Handelsfahrten aussegelst und dir selbst das Schiff gehört“⁸⁸.

Zu den wertvollsten Ausführungen des geistlichen Anonymus zählt die typische Beschreibung einer kaufmännischen Karriere: „Wenn dein Vermögen in den Handelsreisen reichlich anwächst, da lege es an mit Handelsgemeinschaft in Orten, wo du selbst nicht hinkommst, doch sei umsichtig in der Wahl der Gesellschafter . . . Wenn du ganz großes Gut in Handelsfahrten erworben hast, da teile es in drei Teile, lege ein Drittel in Handelsgemeinschaft an mit den Männern, die immer in guten Handelsplätzen wohnen, zuverlässig sind und den Handel vollkommen verstehen. Und zwei Drittel verteile du auf verschiedene Stellen und Handelsreisen. Da ist am wenigsten zu besorgen, daß alles zusammen verloren geht, wenn dein Gut gleichzeitig an verschiedenen Stellen sich befindet, vielmehr ist zu erwarten, daß es an einigen erhalten bleibt, wenn auch oft Gefährdung des Vermögens eintreten kann. Und wenn du siehst, daß durch die Han-

⁸⁶ c. IV (ed. Meissner) 38 f.

⁸⁷ Müller-Boysen, Kaufmannsschutz (wie Anm. 67), 138 ff.

⁸⁸ c. IV (ed. Meissner) 39.

delsreisen dein Vermögen in vollem Ernst groß geworden ist, da nimm du zwei Teile heraus und lege sie in gutem Lande an, denn diese Art des Vermögens scheint doch am ehesten sicher zu sein, ob jemand es nun selbst genießen kann oder seine Nachkommen. Und dann kannst du tun, was dir gut scheint, mit dem dritten Teil, dich weiter an Handelsfahrten beteiligen, oder, wenn du willst, das ganze in Land anlegen. Doch wenn du länger dein Gut für Handelfahrten verwenden willst, so höre damit auf, selbst in See zu gehen und auf Kauffahrten von Land zu Land, sobald dein Vermögen zu voller Größe angewachsen ist und du die Sitten der Menschen erforscht hast, so wie es dir gut scheint“⁸⁹.

Diesen Drang des Kaufmanns zu einem immer größeren Geschäft und zu immer neuem Erfolg beschreibt Geiler von Kaiserberg später in einer Predigt idealtypisch folgendermaßen: „Zo dem ersten so treyt er in seinem kram in eynem wenlyn hin und her, strell und spiegel. Wann er etwas überkumpt, so wil er darnach ein gedemly (Laden) haben und wurt darnach ein Kaufmann, und haltet huosz und hört nit uff, er sey denn in einer gesellschaft; noch hört er nit uff als für und für, er wil ein galeen auf dem mer haben“⁹⁰.

Während das Streben nach wirtschaftlichem Aufstieg und Erfolg die individuelle Karriere des Kaufmanns beschreibt, so zielen zwei andere Aspekte auf Allgemeines. Da ist zunächst einmal der Gegensatz zwischen dem fahrenden Kaufmann der Frühzeit und dem in der Stadt ansässigen Kaufmann, der seine Geschäfte schriftlich vom Kontor aus steuert⁹¹. Die neueren Arbeiten über den Kaufmann haben diesen Gegensatz stark hervorgehoben, und Fritz Rörig wollte beim Hansekaufmann, wenigstens in seinen führenden Vertretern, diesen Wandel bereits im 13. Jahrhundert ausmachen. Für Flandern hat man diesen Übergang bereits im frühen 13. Jahrhundert postuliert⁹². Der Königsspiegel legt nun nahe, neben dem zeitlichen auch einen sozialen Aspekt stärker zu betonen. Der fahrende Kaufmann weitete seine Geschäfte aus, handelt schließlich auch mit Gegenden, wo er nicht selbst anwesend sein kann, läßt sich zuletzt ganz nieder und verzichtet auf die Seefahrt. Gleichzeitig wird das Dasein eines Rentiers für ihn eine bedenkenswerte Alternative. Im 13. und wohl auch noch im

⁸⁹ c. IV (ed. Meissner) 40–41.

⁹⁰ von der Ropp, Kaufmannsleben (wie Anm. 63), 5.

⁹¹ Für F. Rörig, Mittelalterliche Weltwirtschaft. Blüte und Ende einer Wirtschaftsperiode, in: Ders., Wirtschaftskräfte im Mittelalter, 2. Aufl. Wien-Köln-Graz 1971, 352 war dies der „tiefgreifendste Einschnitt in der Handelsgeschichte des Mittelalters überhaupt“. Irsigler, Kaufmannstypen (wie Anm. 17), 385 und 389. Allgemein R. de Roover, The Commercial Revolution of the Thirteenth Century, Bulletin of the Business Historical Society 16 (1942) 34–39.

⁹² R. Märtins, Wertorientierungen und wirtschaftliches Erfolgstreben mittelalterlicher Großkaufleute. Das Beispiel Gent im 13. Jahrhundert, Köln 1976, 75.

14. Jahrhundert, wenigstens legen das die wenigen seriellen Quellen nahe, dürfte der reisende Kaufmann im Bereich der Hanse in der Überzahl gewesen sein⁹³. Erst die Spitzen der Kaufmannschaft mit einem erheblichen Vermögen sind zur neuen Form des Wirtschaftens vom Kontor aus übergegangen. Hervorzuheben ist auch, daß der Abschied von der Kaufmannschaft dem Autor keinesfalls als ein Nachlassen der Kräfte, wie es Fritz Rörig interpretiert hat, sondern als ein Gebot der Klugheit erscheint. Zuletzt sei darauf hingewiesen, daß die Aussagen des Königsspiegels, wenn man sie nicht als Karriere eines Einzelnen versteht, auch ein Modell für eine Typologie des Kaufmanns im Norden Europas im 13. und 14. Jahrhundert bieten können⁹⁴. Nach den Ausführungen des Königsspiegels sind vier Stufen zu unterscheiden: 1. Der Wanderkaufmann, der im wesentlichen mit seinem Vermögen Handel treibt und dabei mit seinen Waren auf Reisen geht. 2. Der Kaufmann, der weiterhin selbst auf Reisen geht, jetzt aber bereits mit anderen, vorzugsweise bereits seßhaften Kaufleuten Handelsgesellschaften bildet. Dabei kann er bereits durch die Gesellschaften seine Waren auch an Orten absetzen, die er selbst nicht besucht. 3. Auf dieser dritten Stufe diversifiziert der Kaufmann weiter. Sein Kapital ist bereits so weit angewachsen, daß er es auf ganz verschiedene Handelsrichtungen verteilen kann. Die Sicherung des Vermögens tritt bereits hinter die Gewinnabsichten zurück. 4. Der Kaufmann wird seßhaft und nähert sich dem Rentier und Grundbesitzer an. Die Sicherung des Vermögens überwiegt und der Handel tritt hinter der Verwaltung der Reichtümer zurück.

Diese vier Stufen kaufmännischer Tätigkeit werden sich im skandinavischen Bereich in dieser Zeit nur schwer nachweisen lassen⁹⁵. Der Handel mit Hering, Fischöl und Holz machte es nicht sehr wahrscheinlich, daß der Aufstieg zum internationalen Großkaufmann leicht erfolgen konnte. Vor allem der umfangreiche Erwerb von Grundbesitz ist in einer Gesellschaft, deren Mangel an bebaubarem Ackerland bekannt war, nicht wahrscheinlich und deutet darauf hin, daß der Königsspiegel fremde Quellen benützt hat. Dennoch deuten einige Nachrichten auf das Vorhandensein

⁹³ Vgl. I.-M. Peters, *Hansekaufleute als Gläubiger der englischen Krone (1294–1350)*, Quellen und Darstellungen zur Hanse Geschichte NF 24, Köln-Wien 1978, 4 ff. W. Koppe, *Lübeck-Stockholmer Handelsgeschichte im 14. Jahrhundert*, Abhandlungen zur Handels- und Seegeschichte NF 2, Neumünster 1933, 109.

⁹⁴ Irsigler, *Kaufmannstypen* (wie Anm. 16) entwirft ein differenziertes Bild der verschiedenen Typen des Kaufmanns, ohne auf die Hansekaufleute näher einzugehen. Ältere Gliederungsversuche: K. Gatz, *Kauffahrer, Krämer und Handelsherren*, Hannover 1949, 77 ff. und H. Bechtel, *Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters. Ausdruck der Lebensform in Wirtschaft, Gesellschaftsaufbau und Kunst von 1350 bis um 1500*, München-Leipzig 1930, 136 ff.

⁹⁵ Vgl. Müller-Boysen, *Kaufmannsschutz* (wie Anm. 67), 42 ff. und 64 ff. und die Zusammenstellung der Erwähnungen des Handels bei Ebel, *Fernhandel* (wie Anm. 65), 288 ff.

von Handelsgesellschaften hin. Reginald von Durham berichtet, daß Godric von Finchale Anteile an zwei Schiffen besessen habe⁹⁶. Und die *Gísla saga Súrssonar* berichtet von einem Kaufmann, der einen Teil seines Kapitals in das Geschäft eines anderen Händlers investiert hatte, während er selbst auf Geschäftsreise ging⁹⁷. Außerdem regelt Magnus Haakonarsons *By-Lov* die Formen der Zusammenarbeit bei der Handelsfahrt⁹⁸. Es gab also in Skandinavien Formen des Handels, die dem Bild des Königsspiegels entsprachen.

Vergleicht man mit diesen vier Entwicklungsstufen im Königsspiegel die Praxis des hansischen Kaufmanns des 13. und 14. Jahrhunderts, so stellt man fest, daß das Modell keinesfalls auf Norwegen beschränkt ist. Eine relativ kleine Zahl von Großkaufleuten, die ihren Handel mit vielerlei Waren an den verschiedensten Orten betrieben, bildete die Oberschicht. Ihre weitreichenden Geschäftsverbindungen sind dabei nur eine Seite ihrer Tätigkeit; Landbesitz und Renten spielen eine größere Rolle⁹⁹. Mittlere Ränge der Kaufmannschaft beschränken sich auf einige wichtige Waren und einige der großen hansischen Routen. Die Masse der kleineren Händler ist weiterhin mit ihren Waren unterwegs und konzentriert sich auf ein kleines Segment des Hansegebiets¹⁰⁰. Vor allem als Folge der Diskussion um die Thesen von Werner Sombart hat die Forschung vor allem den Großhändler, dessen Existenz ja bestritten wurde, hervorgehoben, während der kleine Kaufmann, der mit seinen bescheideneren Mitteln auch im Fernhandel tätig war, aus dem Gesichtskreis der Forschung verschwand. Daß Fritz Rörig den Übergang zur Selbsthaftigkeit und zur Kontorführung im 13. Jahrhundert mit aller Vorsicht nur den führenden Kaufleuten zugeschrieben hat, fand wenig Beachtung. Dabei zeigen die Arbeiten über die Sozialstruktur der Stadt deutlich, daß die mittleren und

⁹⁶ Reginald, *Libellus de vita et miraculis S. Godrici heremitaie de Finchale*, Publications of the Surtees Society 20, London-Edinburgh 1847, 30.

⁹⁷ *Gísla saga Súrssonar*, in: *Vestfirðinga sogur*, *Islenzk Fornit* 6, Reykjavík 1943, 28 f.

⁹⁸ Müller-Boysen, *Kaufmannsschutz* (wie Anm. 67), 128 f. Zu den Formen auch Ebel *HGBll.* 95 (1977) 16 f.

⁹⁹ E. Isenmann, *Die deutsche Stadt im Spätmittelalter*, Stuttgart 1988, 236 ff. und 242 ff. eine Zusammenstellung der Literatur.

¹⁰⁰ Vgl. Ph. Dollinger, *Die Hanse*, 3. Aufl. Stuttgart 1971, 209 ff., der seine Einteilung nach H. Reincke, *Hamburgische Vermögen 1350–1530*, Hamburg 1951 vornimmt. Daß das Schema auch für die Hanse Anwendung finden kann, zeigen die Kaufmannsbücher des 14. Jahrhunderts: Vgl. oben Anm. 16 dazu C. Mollwo, *Das Handlungsbuch von H. und J. Wittenborg*, Leipzig 1901. K. Koppmann, *Johann Tölners Handlungsbuch von 1345/50*, Rostock 1885. H. Nirrnheim, *Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen*, Hamburg-Leipzig 1895.

kleinen Fernkaufleute wohl die Masse der Händler gestellt haben¹⁰¹. Mit seinem differenzierten Bild des sozialen Aufstiegs des Fernhändlers beschreibt der Königsspiegel auch den Hansekaufmann, dessen Arbeitsweise sich deutlich von derjenigen oberdeutscher Kaufleute oder auch der Italiener unterscheidet¹⁰². Mit seinen praktischen Anweisungen, die sich von den Ratschlägen kirchlicher Moralisten deutlich abheben, steht der Königsspiegel im mittelalterlichen Schrifttum zum Beruf des Kaufmanns während des 13. Jahrhunderts völlig vereinzelt da.

¹⁰¹ Zusammenfassend zuletzt Isenmann, *Die deutsche Sprache im Spätmittelalter* (wie anm. 99), 254, der in seinem Modell Kaufleute bis in die mittleren Ränge der Mittelschicht setzt. Reiche Literaturangaben ebd. 284 ff. Für Lübeck setzt A. von Brandt, *Die gesellschaftliche Struktur des spätmittelalterlichen Lübeck*, in: *Untersuchungen zur Struktur mittelalterlicher Städte, Vorträge und Forschungen* 11, Stuttgart 1966, 215–240 die Fernhändler insgesamt in die oberste Kategorie der Sozialschicht.

¹⁰² Den Unterschied betonte zuletzt J. Favier, *De l'or et des épices. Naissance de l'homme d'affaires au moyen âge*, Paris 1987, 63 f. Für Italien: A. Saporì, *Le marchand italien* (wie Anm. 6), und Y. Renouard, *Les hommes d'affaires italiens du moyen âge*, 2. Aufl. Paris 1968. Für Oberdeutschland: C. Nordmann, *Oberdeutschland und die deutsche Hanse*, Weimar 1939. W. von Strome, *Konkurrenten der Hanse: Der Oberdeutschen*, in: *Hanse in Europa*, Köln 1973.

WISMAR, ROSTOCK UND HEINRICH II. VON
MECKLENBURG 1310/4
NACH DER REIMCHRONIK
ERNST VON KIRCHBERGS (1378)

von
WERNER KNOCH

1) Quellen. Die Geschehnisse in Wismar und Rostock und die Unternehmungen des Fürsten Heinrich II. von Mecklenburg 1310/4, die ineinander verwoben sind, lassen sich in zahlreichen Urkunden verfolgen (wie es, um ein Musterbeispiel zu nennen, Koppmann vor rund 100 Jahren im Band 56 des Mecklenburgischen Jahrbuchs – im folgenden abgekürzt MJ – getan hat) und sind außerdem – nicht immer fehlerfrei – in Chroniken und Annalen überliefert, in kürzerer Form z.B. in Detmars lübischer Chronik, in den *Annales Lubicensis*, bei Johannes Victoriensis usw., am ausführlichsten jedoch in der Rostocker Chronik und in Ernst von Kirchbergs Mecklenburgischer Reimchronik¹. Die Rostocker Chronik und Kirchberg hängen eng miteinander zusammen, stellenweise stimmen sie so gut wie wörtlich überein. Die Rostocker Chronik (S. 43 f.) beruft sich ausdrücklich auf zwei Quellen, auf *de Lubsche cronica, welcke de baruote monicke bescreuen hefft*, also Detmar, und auf *de cronica . . . dar ik dit ander uthschreff*. Während der Rostocker Chronist bei der erstgenannten Quelle Titel und Verfasser mit ausführlicher Deutlichkeit angibt, läßt er die andere erwähnte *cronica* ebenso deutlich titellos und anonym. Schon die Verschiedenheit in der Zitierung legt die Vermutung nahe, daß der Rostocker Chronist mit der unbestimmt gebliebenen *cronica* nicht Kirchberg gemeint hat, ganz abgesehen davon, daß man sich nicht recht vorstellen kann, wie einem Rostocker Bürger die im herzoglichen Archiv gehütete, nur für den Hof gedachte Prachthandschrift hätte zugänglich sein können. Ausgeschlossen ist, daß Kirchberg, der sein Werk 1379 (MJ 104 S. 5) vollendet hatte, die uns bekannte Fassung der Rostocker Chronik hätte kennen können, weil Detmar nach seinen eigenen Worten (Chroniken d. dt. Städte 19 S. 195) den Auftrag zu seiner Chronik, auf die sich der Rostocker Chronist ausdrücklich bezieht, erst 1385 erhielt. Die Überlegungen führen zu dem Ergebnis: Kirchberg hat die *cronica*, aus der der Rostocker Chronist *uthschreff*, gekannt und für sein Werk benutzt. Kirchberg und die Rostocker Chronik

¹ Ausführlich darüber MJ 104 (vgl. die „zitierte Literatur“ am Ende).

sind nicht voneinander abhängig, aber sie hängen mittelbar über eine gemeinschaftliche Quelle miteinander zusammen².

2) Ereignisse 1310. Den Grundton für das Jahrfünft 1310/4 schlagen zwei Ereignisse im Jahr 1310 an, Heinrichs „großer Hof“ zu Sternberg und das Schutzbündnis der Seestädte. Fürst Heinrich von Mecklenburg, wie der berühmte Welfe „der Löwe“ zubenannt, feierte im Sommer 1310 die Hochzeit seiner Tochter Mechthild mit dem Herzog Otto von Lüneburg. Er hatte den „großen Hof“ in Wismar geplant, mußte ihn aber nach Sternberg verlegen, weil die Wismarer Ratsherren ihn in ihrer Stadt (789, 22 f.) ablehnten mit der Erklärung (beim Friedensvertrag im November 1311, 792, 32 ff.), daß sie

*gemeynlich daz zun heylgen sweren (schwören)
mit munde und mit der rechtin hant
... daz sy im nicht engunden
synre tochtir hochzid gar
in der stad zur Wysmar,
daz sy daz nicht um nyd, um haz
noch um trugene bosheit baz
hetten gantzlich daz getan,
an (außer, sondern) alleyn darum sundir wan,
daz dy stad icht wurde gewant
mit virredery in fremde hant,
dy gewaldiger mere
wan ir herre were,
und daz sy worden gantz beroubit
irs rechtin herren, des geloubit.*

Zwar ist die Abweisung Heinrichs durch die Wismarer urkundlich nicht zu erhärten, und Techen hat nicht daran glauben wollen, vielmehr eine gewiß scharfsinnige, doch nicht stichhaltige Erklärung versucht, auf die nicht weiter eingegangen zu werden braucht; aber offenbar handelt es sich hier um dieselbe Einstellung seitens der Stadt Wismar wie ein Jahr später beim „großen Turnier“ seitens der Stadt Rostock, wo sie urkundlich (MU 3504) festgehalten ist.

Das andere auffällige Ereignis des Jahres 1310 ist am 9. August (MU 3414) der Abschluß eines Schutzbündnisses der Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald.

3) Das große Turnier vor Rostock. Daß Heinrich von der Abweisung durch die Wismarer bei der Hochzeit seiner Tochter *unsprechlich* . . . *irczornet wart* (789, 29) und daß die Nachricht davon auch *dem konig Erich leyd wart* (789, 51 f.), ist verständlich, aber daß *darum*, wie Kirchberg 789, 54 emphatisch betont, der „große Hof“ Erichs vor Rostock abgehalten

² Vgl. Andersson S. 327.

wurde, ist übertrieben; es hätte des Zornes Heinrichs nicht bedurft; zu der großen Demonstration königlicher und fürstlicher Macht wäre es ohnehin gekommen.

Dem *groszin hove zu Rodestock*, wie Kirchberg 789, 54 noch schreibt, haftet nur der Schönheitsfehler an, daß er *vor* Rostock stattfinden mußte, wie es sonst auch immer heißt, *yn dem osten vur der stad . . . czuschin Michelsdorf und Bertoldesdorf* (790, 11 f.). Den Grund für die Verlegung vor die Stadt hat König Erich in seinem Beschwerdebrief an die Stadt Rostock (MU 3504) festgehalten: *Item sidst vi vilde were udi deris by* (Weiter, das letzte Mal, als wir in ihrer Stadt sein wollten), *vilde de icke giffue os leyde* (wollten sie uns nicht Geleit (= Aufenthaltsbewilligung) geben) *uden til it vist antal* (außer nur für eine beschränkte Anzahl Personen). Es war also König Erich bei den Rostockern so ergangen wie Fürst Heinrich bei den Wismarern.

Die Teilnehmer versammelten sich am 12. Juni 1311 (789, 61 ff.).

*Dar quam konig Erich
vor alle vursten lobelich.
Dy herczogin quamen ouch sundir krig
von Sassin und von Brunswig.
Ouch quam ubir kostlich dar
von Brandenburg marcgreve Woldemar.
Dy greven quamen ouch sunder pyn
von Holtzten, Wittenborg, Sweryn.
Ouch quam der wyse wirdiglich
von Mekilnborg Lewe Hinrich.
Der Polenen herczogin ouch dar quamen,
dy vart ouch zu dem hove namen.
Dy wendischin herren, daz ist war,
vil Myssener ouch quamen dar.
Dy edeln von Doringen
vil rittirschaft kunden bringen.
Von Westphalen, Swoben und vom Ryne
quamen yn wirdiglichem schyne
vil edeler zu dem gebrechte
und ouch vil rittir und knechte
. . . Phaffin, burgere und gebure
quamen zu des hoves schure
und der gernden lude so vil,
daz nymant wiste irer czale czil
. . . Da waz von tichtern schonre sang . . .*

Einer von diesen Dichtern war Heinrich von Meißen (Frauenlob). Er hat des Markgrafen Woldemar Schwertleite vor Rostock in einem fünfstrophigen Lobgedicht gefeiert. Er vergleicht das Turnier vor Rostock mit anderen großen Turnieren, die er erlebt hat, z.B. als der König von Böhmen 1286 seine Schwertleite feierte oder als König Rudolf 1278 vor der

Schlacht auf dem Marchfeld Ritter machte oder als der Fürst von Breslau 1278 ein großes Fest veranstaltete oder als Ritterfeste in Kärnten oder Bayern stattfanden, und meint, was man auch je gepriesen habe, an Lobwürdigkeit übertreffe, so wie das Dach das Haus, so das Turnier *vor Rostoc, als man do zalte eilf und drizehen hundert jâr*, alle anderen Turniere. Gerade weil es ein Lobgedicht auf den Markgrafen sein will, mußte sich der berühmte Frauenlob, wollte er nicht das Gegenteil erreichen, an die damals allgemein bekannten Tatsachen halten.

Ericus Danorum rex, Woldemarus marchio Brandenburgensis et multi principes et nobiles Rotstoke congregati celeberrimam curium celebrarunt. Et dictus Woldemarus ibidem factus est miles a dicto rege cum 20 principibus (Ann. Lubic. S. 422). Daß vor Rostock 1700 junge Ritter ihre Schwertleite gefeierte hätten, wie Joh. Victoriensis II 45 meint, dürfte übertrieben sein. Frauenlobs Angabe (Ettmüller 136, 13) *du wurden wol aht hundert degen unt niun unt vünfzig* nennt immerhin noch eine erkleckliche Zahl.

Über der Großartigkeit des „großen Hofes“ vergißt Kirchberg nicht seine politische Bedeutung:

*Dy czid ouch vast zu rade gingen
dy fursten, wy sy mochten twingen
dy stede by der se wart
und ire groszin hochfart*

(790, 44 ff.).

4) Wismar 1311. Rund 4 Wochen nach dem Rostocker Turnier, am 11. Juli 1311 (wie in MU 3476 Anm. nachgewiesen wird), eröffnete Heinrich die Feindseligkeiten mit der Belagerung Wismars. Er errichtete zwei „Burgen“, eine im Osten, heißen Vlote (790, 59), eine im Westen, heißen Halebant (790, 61), die den Wismarern die Landverbindung abschneiden sollten (790, 62). Zur Sperrung zur See sandte König Erich eine Anzahl Koggen (790, 64). Daraufhin schickten die Rostocker dem König den Absagebrief, der ihn besonders empörte (MU 3504), und zusammen mit den Lübeckern und Stralsundern gemäß dem Schutzbündnis von 1310 (s.o. S. 44) eine stärkere Koggenflotte, die Erichs Koggen vertrieb (791, 13). Nun schloß Heinrich die Stadt Wismar enger ein (791, 17) und versuchte sie zu stürmen, wurde aber abgeschlagen (791, 20f.). Die Wismarer wurden sogar so keck, daß sie eines Tages einen Ausfall wagten in der Hoffnung, einen Trupp der Belagerer abschneiden und etwas von ihren Anlagen zerstören zu können (791, 32–38). Das Unternehmen lief aber umgekehrt aus, die Bürger erlitten so schwere Verluste, daß sie an eine Fortsetzung des Kampfes gegen Heinrich nicht mehr denken konnten. Der Frieden wurde am 12. November/15. Dezember 1311 geschlossen. Die Bedingungen werden von Kirchberg 791, 7–793, 7 eingehend beschrieben.

5) Rostock im Herbst 1311. Seit dem Sommer 1311, seit der Vertreibung der dänischen Koggen durch die Rostocker vor Wismar und den

gegenseitigen Kriegserklärungen befanden sich die Rostocker im Kriegszustand mit König Erich und Fürst Heinrich. Am 6. September 1311 (MU 3484) wurde Heinrich vom dänischen König Erich Menved zum „Hauptmann“ über Rostock bestellt (791, 66–792, 2) und begann am 15. September 1311 (793, 51–55) die Belagerung Rostocks mit dem Bau von zwei Sperrburgen, einer rechts und einer links der Warnow, die den Zugang Rostocks zur See unterbanden (793, 55–66). Heinrich bemannte die Burgen (794, 1–8) und begab sich danach wieder vor Wismar (794, 8–13).

Der Rat der Stadt Rostock rüstete vorsorglich für den Kampf, verpflichtete z.B. am 26. September 1311 „Hermann Horn und andere“ als Söldner auf ein halbes Jahr (MU 13868), neigte aber im Gegensatz zur Mehrheit der Gemeinde (794, 25–51) zu Verhandlungen mit Heinrich (794, 51–59):

*sy hettin lieber yn fruntlicheyt
dy nuwen vesten nyder geleyt.*

Schon hier zeigt sich, wie später noch deutlicher, die Schwäche des Rates.

*Dy da in der gemeynde warin
dy wegesten*

(die Maßgebenden, Tüchtigsten) (794, 23 f.), setzten sich durch, sagten sich von Erich und Heinrich los (794, 26–28), riefen Nikolaus das Kind zu ihrem Herren aus (794, 60–64), und

*zur Warnow sy es angriffen
mit gantzir macht zun schiffen
. . . und czogin uf des waszirs unden
vor dy sloz zu Warnemunden*

(795, 11–15) – und feierten einen großen Sieg:

*von Rodestog dy brachen gar
in eyne halbin tage beyde
dy vesten*

Heinrichs (795, 61–63).

Do dyt nach willen al irging (796, 27), drängten die Ratsherren noch nachdrücklicher:

*So denke wir von tag zu tage,
wy wir uns frede machen*

(796, 40 f.). Nach dem berauschenden Erfolg ist aber nur ein Teil der Bürger für Friedensverhandlungen. Kirchberg betont nachdrücklich, daß die Ratsherren die Entscheidung über Krieg und Frieden (oder Eidbruch und Loyalität) ganz allein zu verantworten hatten und sich dieser Verantwortung auch nicht durch Schweigen oder Nachgiebigkeit entziehen konnten.

*Der gemeynde . . . eyn teyl . . . sprachin ouch darzu:
 „man bringe diesen rad nu
 dem gantzin gemeynen vulke vur.
 Dy wollin ouch habin rades kur.
 . . . Waz den behagit, daz musze wir
 tun nach ires rades gir.“
 Virbodet wart dy samenunge
 gemeyn der alde und ouch der junge.
 Dy vordir rede wart in kunt
 von dem rade zu der stunt,
 ob sy wolden kriegen vord
 odir werbin um fredis word.
 Dy radmanne torsten sagin nicht,
 es yn behagite der gemeynde phlicht*

(Die Ratsherren wagten nicht zu sagen, es (nämlich über Krieg und Frieden zu entscheiden) stehe gar nicht im Ermessen der Gemeinde) (796, 46–56).

Kirchberg legt den Rednern der *samenunge* Sätze wie die folgenden in den Mund:

*Unse halbe gut wir wollin virkrygen
 lieber und mit gudem willen
 uf daz wir czemen und stillen
 mugen vurbaz mechtiglich
 von Mekilnborg hern Hinrich.
 Eyn lop (Maß) buttirn, eyn maz von korne,
 dar myde wir tun yn unsem czorne
 dem von Mekilnborg so we,
 wan er uns kan geschaden me
 mit silbirs tusint markin
 an unsir stad vil starkin
 . . . her trug y hobis mudes ram,
 Hinrich der lewe, mache wir in czam!“*

(796, 60–797, 3).

Mit dieser Einstellung setzten die Rostocker den Kampf gegen Heinrich und Erich in das nächste Jahr fort.

6) Textkritische Klärung des Anfangs von Kirchbergs Bericht über Rostock im Herbst 1311 (791, 52–66). Kirchbergs Bericht über das Jahr 1311 geht, unmittelbar nachdem er von der Niederlage der Wismarer erzählt hat, zu den Rostockern über, auffälligerweise ganz abrupt, so abrupt, daß der Text auf den ersten Blick unverständlich ist; nach der Schilderung der Niederlage der Wismarer – *sy vlohin hyn mit allin gahin . . . ir vil irstochin und irslagin worden* (791, 44 ff.) – fährt Kirchberg unmittelbar und übergangslos fort: *dy tad wart muwen hertiglich / den thenischin konig Erich* (791, 52). Dabei hätte doch die endgültige Niederlage der Wismarer den dänischen König nicht nur nicht *heftig erbosen*

(791, 52), sondern höchstens beruhigen können! Verständlich wird die Stelle nur, wenn man sieht, daß *dy tad* (791, 52) sich im Zusammenhang des ganzen Kapitels auf nichts anderes beziehen kann als die Vertreibung der dänischen Koggen durch die Rostocker (791, 8–15). Der Satz *dy tad* . . . erscheint also in der Kirchberg-Handschrift weit weg von dem Satz, auf den er sich bezieht. Fern-Beziehungen wie diese treten bei Kirchberg mehrfach in Erscheinung. Sie sind daraus zu erklären, daß das Werk abschnittsweise geschrieben wurde, ohne daß die einzelnen Abschnitte (so wie es etwa 786, 4f. geschehen ist) jedesmal in die rechte Beziehung zueinander gebracht worden wären. Z.B. 803, 23 meint das Personalpronomen „in“ (ihn) unvermittelt Fürst Heinrich, obgleich von ihm in dem laufenden Kapitel überhaupt nicht und in dem vorangehenden Kapitel das letzte Mal 802, 43 die Rede war, inzwischen nur von den (als Beziehungsworten möglichen) Maseulina Gott, Kaiser (zweimal), Mönch, Mörder, Heinrich Runge, Brief, Rat, Bürger, Eltermann, Hofmann. Ebenso ist *dyt* 796, 27 (*du dyt nach willen al irging*) nicht etwa das, was im Kapitel vorher 795, 66–796, 26 ausführlich berichtet wird, sondern das, was im vorletzten Kapitel 795, 30–65 stand.

Nach dem eben besprochenen Satz *dy tad wart muwen hertiglich / den thenischin konig Erich fährt Kirchberg fort: Her sande briefe ane ufczog / in dy stad zu Rodestog*“ (791, 53–f.). Er meint damit den „Brief“, der die Kriegserklärung Erichs enthält und den er sinnvollerweise an den Anfang des ausführlichen Berichts über die Auseinandersetzung mit Rostock stellt (793, 16–29), und den „Brief“, den er jetzt an dieser Stelle (791, 54–66) anschließt. Die Briefe sind zweifellos „echt“. Der Brief mit der Kriegserklärung ist, wie Kirchberg hervorhebt, übersetzt, der andere Brief gewiß auch. In den Anfangsworten des Absage-Briefs *um daz* (793, 19f.) in der Bedeutung „deshalb, weil; darum, daß“ – ein Wortgebrauch, den es bei Kirchberg sonst nicht und auch im Mittelhochdeutschen allgemein (DWb 11. Bd., II. Abt. Sp. 794) nur selten gibt – meint man das in der dänischen Urkundensprache beliebte (z.B. MU 3504) „fö att“ durchklingen zu hören. Die beiden „Briefe“ sind undatiert. Kirchberg konnte also nur aus dem Inhalt erschließen, an welcher Stelle er sie in seiner Chronik unterzubringen hatte. Das war bei dem Brief mit der Kriegserklärung kein Problem, wohl aber bei dem anderen Brief.

Sein Inhalt steckt in den drei Sätzen: die Rostocker

*solden offenen im (Heinrich) ouch drad
alle porten an der stad,
... sy en solden sundir al virdriszin
nymmer vur im zu gesliszin,
sy solden ouch fru und spade
es halden recht nach syme gebode.*

Das ist also ein nicht unfreundliches „Mahnschreiben“, wie MU 3484 charakterisierend sagt.

Aus dem Inhalt des Briefes geht so viel mit Sicherheit hervor, daß Erich ihn nicht geschrieben haben kann, solange er sich im Kriegszustand mit Rostock befand, d.h. er muß ihn geschrieben haben entweder nach dem Pölchower Frieden vom 7./15. Dezember 1312 (MU 3576, 3577) oder vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, vor der Vertreibung der dänischen Koggen vor Wismar durch die Rostocker im Sommer 1311. Wenn man die Möglichkeiten prüft, ob, wie Kirchberg annimmt, Erich Menved den Brief 1311 geschrieben haben kann, kommt man zu einem eindeutigen Ergebnis. Man braucht sich nur vor Augen zu halten, was 1311 geschah: zu Pfingsten waren König Erich und Heinrich zu ihrem großen Turnier von der Stadt Rostock ausgeschlossen worden, dann erklärten sich Erich und die Rostocker gegenseitig den Krieg, als die Rostocker die dänischen Koggen vor Wismar vertrieben, am 6. September (791, 66–792, 2, MU 3484) war Heinrich von Erich zum „Hauptmann“ über das Land Rostock bestellt, am 15. September eröffnete Heinrich die Belagerung Rostocks mit dem Bau der Sperrburgen an der Warnow. Man kann es ohne Bedenken für ausgeschlossen erklären, daß 1311 König Erich ein nicht unfreundliches Mahnschreiben wie 791, 54–66 an die Rostocker gerichtet haben könnte. Kirchberg hat dieses Mahnschreiben in seiner Chronik an die falsche Stelle gesetzt. Wie unten S. 52 ausgeführt wird, hat Erich das Mahnschreiben erst 1313 ausgehen lassen. Man braucht Kirchberg aus einem Einordnungsfehler keine zu schweren Vorwürfe zu machen, wenn man bedenkt, daß eben dieser Fehler Kirschbergs 1869 der Aufnahme in das MU 3484 gewürdigt und damit sozusagen abgesegnet wurde.

7) Rostock 1312. Zu Ostern 1312 suchten Rostocker Schiffe Dänemark mit Raub und Brand heim (797, 8 ff., Andersson 166 f., 332). Die Zuhausegebliebenen bauten indes aus den Ziegelsteinen des St. Petri-Kirchturms, der dafür abgerissen wurde, einen neuen starken steinernen Befestigungsturm an der Warnow (797, 19 ff.).

Am 19. Februar 1312 hatte Erich Menved in einem Vertrag mit dem Markgrafen vereinbart, daß er zu Pfingsten die Belagerung Rostocks aufnehmen wollte (MU 3515, 13869, Andersson 170 f.). Am 24. Juni 1312 (797, 54) versammelten sich „22 Fürsten“ (798, 9, außerdem urkundlich 30. Juni MU 3545, 5. Juli MU 3547) vor Warnemünde. Die Belagerung des steinernen Turms zog sich erstaunlich lange hin, nicht weniger als 11 Wochen. Erst dann, und auch nur weil sie vom Hunger dazu gezwungen wurden, ergab sich die Besatzung Mitte September 1312.

Die Männer in der belagerten Burg

*hattin sy gehalden gar
dy czid eylf wochin, daz ist war,
und wereten sich gar manlich
wider al dy fursten lobelich.
Dy burg sy hielden sundir wang
manlich an ir allir dang.*

*Daz gebin wer so nicht gedacht,
 hette in ymant spyse bracht.
 Sy hettin dy burg gehalden baz
 lengir vur der vygende haz
 ... Als der runor zur stad so quam
 ... dy geschicht mit groszir macht
 in der stad vil czweytracht bracht.
 Der kryg wart irhabin drade
 czuschin der gemeynde und dem rade*

(799, 41–53). Denn natürlich, wie Detmar S. 417 schreibt, *do spreken some-like, dat were schen mit vulborde derer ratmanne* (im Einverständnis mit den Ratsherren), oder wie die Annales Lubicensis S. 422 schreiben, *ex iussu quorundam consulum de Rotstoke, ut dicitur. Dy gemeynen lude czornig worden, / es ging an eyn heslich morden.* (799, 55 f.).

Die Mörder wurden erst ein knappes anderthalbes Jahr später verfestet (MU 3673). Der Rat wurde neu gebildet (Koppmann MJ 56 SS. 35/57, 33 ff.). Diejenigen von den Ratsherren, die flüchten konnten oder vertrieben wurden, nahmen Verbindung mit Fürst Heinrich auf.

Einen Mann hebt Kirchberg besonders hervor, Heinrich Runge. Er wurde *houbitman der gemeynen sammenunge* (803, 13), der erste Mann in dem neuen Rat (Koppmann MJ 56 S. 35), der Mann, der in der Verfestigungs-Urkunde wegen Umsturzes der Verfassung (MU 3672) an erster Stelle steht, und der Vertreter des Rates, der mit Fürst Heinrich bei seinem Handstreich gegen Rostock in der Nacht nach dem 12. Januar 1314 verhandelte (s.u. S. 54). Er lehnte es am 17. September 1312 ab, für seinen Bruder Volmar, der Ratsherr war, ein gutes Wort einzulegen, um ihn vor der Ermordung zu bewahren, einfach deshalb, weil er Volmars Ratssitz einnehmen wollte (800, 6–21).

Nach dem Fall des steinernen Turmes waren die Tage des rostockischen Widerstandes gezählt. Die Stadt wurde enger eingeschlossen (800, 46). Erich und die anderen Fürsten zogen nach Hause (800, 56–60). Nur Heinrich blieb (800, 57 ff.) und schloß am 7./15. Dezember 1312 mit den Rostockern den Pölchower Frieden (801, 38 f., MU 3576, 3577).

8) Das Jahr 1313. Im Jahr 1313 war Heinrich viel im Ausland. Zunächst wurde er von Erich Menved nach Dänemark gerufen, wo der König einen ausgedehnten Bauern- und Adelsaufstand nur mit Mühe niederschlagen konnte (Danmarks Historia 1 S. 455); dabei wurden auch die Burgen Horsens, Alborg, Viborg gebaut (801, 41–802, 39).

Im August, September, Oktober, November 1313 kommt Heinrich von Mecklenburg in keiner Urkunde vor. Das muß die Zeit gewesen sein, in der er seine Pilgerfahrt nach Rokemadona (802, 40–49) unternahm. In der Kirchbergischen Namensform (bei Detmar z.B. *Ridzemadur*) liegt eine Art Volksetymologie für *Roc(c)amadour* (im Department Lot, Arrond. Gourdon) vor, einen damals vielbesuchten Wallfahrtsort (gleichzeitig Sta-

tion auf der Pilgerstraße nach Santiago de Compostela), wohin z.B. Ende 1311/Anfang 1312 Herzog Erich von Schweden und ein Graf Gerhard von Holstein gezogen waren (Andersson 161 f.).

In des dy gemeyne burgirschafft zu Rodestok . . . worin abir . . . dem rade widervechtig (802, 49 ff.) und setzten in einem neuen *priuiley . . . virsigelt* (802, 65 ff.) eine Verfassungsänderung durch, die niedergelegt wurde *in eyne groszin stogke, dy mit stahle waz besmedet vaste* (803, 1 ff.).

*Da wart es yn irs rechtis kur
eyn groz teyl ergir vil dan vur.
Dy stad hielt becker, becherer
(Pechbrenner) schroder, schuworte (Schneider, Schuhmacher) eben her.
Nymant keyns rechten mochte leben,
im wolde wege vnd helfe geben
ir houbitman Hinrich Runge
der gemeynen sammenunge..*

Das ganze Jahr 1313 hindurch blieb die Haltung der Stadt Rostock auffällig. Der Friede vom 7./15. Dezember 1312 hatte nichts an der Einstellung Rostocks zu Heinrich und den Fürsten geändert. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß, wie Andersson S. 208 f. für das Jahr 1313 zusammenfassend feststellt, „obgleich Friede geschlossen war, man nicht finden kann, daß die Stadt Rostock ihre Tore für die Fürsten geöffnet hätte“. Im Gegenteil, was man finden kann, ist so gut wie eine urkundliche Bestätigung für die ablehnende Haltung Rostocks, und zwar in dem „Brief“ Erichs an die Rostocker, den Kirchberg, wie oben (S. 50) nachgewiesen wurde, in einen falschen Zusammenhang gestellt hat. Erst hier vor dem Hintergrund von 1313 ist zu verstehen, warum sich ein königlicher „Brief“ mit dem Öffnen und Schließen der Stadttore beschäftigt. Der sicher in das Jahr 1313 einzuordnende Brief Erichs an die Rostocker ist eine beredte Urkunde, die die beinahe unglaubliche Hartnäckigkeit der Rostocker bezeugt.

9) Rostock 1314. Wie starr die Haltung Rostocks gewesen sein muß, sieht man am deutlichsten daran, daß Heinrich, als er, der Fürst und Hauptmann über Rostock, am 14. Januar 1314 in seiner Stadt zu Gericht sitzen wollte, es für unumgänglich hielt, sich durch einen wohlvorbereiteten Handstreich in der Nacht nach dem 12. Januar (MU 3672) Zugang zu verschaffen. Kirchberg schildert das Ereignis ganz eingehend, und so dramatisch er kann, 803, 56–805, 23:

*Des fursten rad und al daz dink
heymelich geschach und vur sich ging.
Nach dem guldenen jare vurwar
geschach es in dem vierzehinden jar,
daz waz uf den abint fry
des achten tagis Epyphany,
do nam Dyderich Wiltfang*

zu Doberans syns gewerbis gang;
 der waz bewarer jo zu vor
 zu Rodestok Santi Johannis tor.
 Als du der torewarte
 waz hyn uf heilgir varte,
 der von Mekilnborg hatte eynen vogit
 der stad gesast vur unbetrogit,
 dem ys syn vurstlicheit gebod,
 der waz geheyszin Herman Clod
 mit den synen steyg zu vor
 heymelich uf daz selbe tor.
 Mit den synen bleyb her da.
 Des abindes quam zuhant darna
 eyn undirvoyd, hiez Parkentyn,
 und warb dy bodeschefte syn
 an swertfegere Conrade
 – daz waz in der nacht vil spade –,
 dem warin bevolin jo zu vor
 dy sluszele zu dem selbin tor.
 Her sprach: „Hy sint czwene wagin,
 dy sollin balde spyse tragin
 dem von Mekilnborg hern Hinriche.
 Wy kome ich uz gar snelliche?“
 Her bad in ynniglichen gar,
 daz her wurde uz gelaszin dar
 und daz syn herre yn keynre schicht
 des gewerbis worde virsumet nicht.
 Der swertfegir Conrad
 hiez im da antwurten drad
 dy sluszele synen eygen knecht.
 Daz tor wart uf gesloszin recht.
 Eyn wagin solde des harte gach,
 der mitten in dem tor zu brach.
 Es waz vur gemachit so,
 daz daz solde geschihin jo.
 Nu meynte derselbe Parkentyn
 synen herren vur dem tore syn,
 oder daz her keyne sume neme,
 wan daz her gar kurtzlich queme.
 Nu virlaszete vaste sich
 der von Mekilnborg Hinrich.
 Jedoch quam von synre schar
 eyn teyl vur dy stad virwar.
 Dy enkunden sich nicht warin
 noch nach hude sparin,
 sy ryfen und swigen nicht.
 Da machte ir unwysliche phlicht,
 daz sy dy stad wechtir horten,

den sy iren slaf virstorten.
 Dy wechtir „Vygende“ ryfen alle
 mit gar schreckelichem schalle.
 Als dy vulk dy rede virnamen,
 zu der glockin sy do quamen,
 ludens sy da rameten gar,
 da mide sy samneten sich vurwar
 und lyfen alle yn nydes vor
 houfecht werlich vur daz tor.
 Dy da by den wagenen warin,
 den stunt es zu groszin varin.
 Sy lieszin yn daz vszir her,
 daz sy hulfen yn zur wer.
 Dy ingelaszenen zu den czyden
 vrolich yleten zu irme lyden.
 Sy meynten daz gar gentzliche,
 daz sy alle wurden riche,
 und quamen mit hertem ungelasze
 mitten uf Santi Johannis strasze.
 Dy burgere den mit groszin scharin
 widerstunden sundir sparin
 und trieben sy gar heftiglich
 uz dem tore manlich.
 Dy czingeln sy doch vor yn hielden,
 der sy vur yn werlich wielden.
 Dy burgere balt und unvirdroszin
 vestiglich daz tor zu sloszin.
 Dy uf dem tore warin noch,
 dy wyle machten eyn groz loch,
 da sy durch mochten nicht zu kleyne
 werfin mechtigliche steyne.
 Dy da by dem tore blieben,
 mit unliebe dannen worden getrieben.
 Daz tor da wider geoffint wart
 mechtiglich dy andirn vart.
 Da wart sulch zulouf, morden, slahin,
 daz so groz ougin ny gesahin
 zu Rodestok. Darzu quam glich
 von Mekilnborg her Hinrich
 mit eyne groszin here breyd
 und waz zu stride wol bereyd.
 Do daz der rad irsach gar rechte
 und dy gemeynde, sy santen slechte
 an iren herren flehlich,
 den von Mekilnborg Hinrich,
 iren boden gar drade,
 dy warin in irme rade.
 Der eyne waz Hinrich Runge genant,

*und czwene dy sint mir unbekant.
Dy solden den stryd undirvahn
und vragen ouch eben recht yn gahin,*

...
*waz syns willen were.
Des antwurte her in vortmere,*

...
*her wolde des rechtin phlegin,
dy in clagen weren belegin.*

...
*Dy boden namen des eyne frist.
Sy sprachen, her indorfte sich nicht rechen,
sy wolden dy sache ubirsprechen
vur den burgirn yn der stad
und wolden im wider sagin drad.*

...
*Mit synen gesellen Hinrich Runge
quam zu der gemeynde samenunge.*

...
*Uf dem markte durch jagen
steyg her uf eynen kol wagen,
vf dem markte her den vant
wol geladen unvirwant.
Wan durch rechtir yle phlicht
steyg her uf daz radhus nicht.
Uf dem kolwagen her do stunt
und ted der gemeynde kunt.*

...
*Do daz dy gemeynen burgere horten,
allin widerstryd sy storten
und lieszin in gar williglich
den von Mekilnborg Hinrich.*

Am Tage nach dieser aufregenden Nacht holte Heinrich den feierlichen Einzug in die Stadt Rostock nach, am 14. Januar 1314 (MU 3672) saß er zu Gericht, zerriß und verbrannte

*der aldermanne prywyley,
da dy nuwen stadrecht inne
warin beschrieben nach irme synne,*

(806, 38 ff.) und setzte die alte Verfassung wieder in Kraft.

Nach dem Kriege und den sozialpolitischen Kämpfen kehrte Rostock zu normalen Verhältnissen zurück.

ZITIERTE LITERATUR

Einfache Zahlen ohne Buchstaben davor geben Seite und Zeile des Kirchberg-Abdrucks an: Ernst Joachim von Westphalen, *Monumenta Inedita*, Bd. 4, Lipsiae 1745. Der Abdruck enthält Fehler. In der vorliegenden Untersuchung wird jeweils die Handschrift wiedergegeben.

Andersson, Ingvor Margareta, Erik Menved och Venden, Lund 1954.

Annales Lubicensis, Mon. Germ. SS. Tom. 16, Hannov. 1859.

Chronik, Rostocker, s.u. Rostocker Chr.

Danmarks Historia, red. A.E. Christensen u.a., Bind I af Inge Askovgaard-Petersen u.a., Kopenhagen 1978².

Detmar: D. Chroniken d. dt. Städte v. 14. bis ins 16. Jh. hsg. durch d. hist. Komm. d. Bayer. Ak. d. Wiss., Bd. 19, Göttingen 1967² (photomech. Nachdruck v. Lpz. 1884).

DWB: Dt. Wörterbruch v. Jac. Grimm u. W. Grimm, Lpz. 1854 ff.

Frauenlob = Heinrich von Meißen.

Heinrich von Meißen Leiche, Sprüche . . . hsg. v. Ludwig Ettmüller, *Bibl. d. ges. dt. Nat.-Lit.* Bd. 16, Quedlinb. u. Lpz. 1843 (photomech. Neudruck Amsterdam 1966).

Johannis Abb. Victoriensis Lib. cert. hist. ed. F. Schneider, Tom. 11 = *Mon. Germ. SS. in us. schol.* 36, 2, Hann. et Lips. 1910.

Kirchberg s. Einleitungssatz z. Lit.Verz.

MU = Mecklenburg. Urkundenbuch, Schwerin 1863 ff.

Rostocker Chronik: Hnr. Jh. Rud. Schröter, *Beitr. z. Mecklenb. Geschichtskde.* 1. Bd. 1. Heft, Rostock 1826.

Techen, Friedr., *Gesch. d. Seestadt Wismar*, Wismar 1929.

ZUR RÜCKFÜHRUNG DER LÜBECKER ARCHIV-
BESTÄNDE AUS DER EHEMALIGEN
DDR UND UDSSR 1987 UND 1990

von
ANTJEKATHRIN GRASSMANN

– IN MEMORIAM AHASVER V. BRANDT (1909–1977)* –

Wenige Monate sind erst vergangen, seit der Hansische Geschichtsverein die ost- und westdeutschen Hansehistoriker wieder vereint und die durch die politischen Umstände herbeigeführte Trennung der deutschen Hanseforschung nach mehr als 20 Jahren endlich wieder aufgehoben ist. Neue Impulse wird sie aber nicht nur hierdurch erhalten: es sind auch die notwendigen Quellenreservoirs wieder verfügbar. Seit 1989 sind nicht nur die Archive ostdeutscher Hansestädte wieder ohne Schwierigkeiten für jeden Hanseforscher zugänglich, sondern vor allem ist auch „die Schatzkammer nordeuropäischer Geschichte“¹, das Archiv der Hansestadt Lübeck, das von Kriegsfolgen am stärksten betroffene westdeutsche Archiv², wieder restituiert. Von diesen wertvollen Quellenbeständen hatte der Lübecker Archivdirektor A.v. Brandt 1947 gesagt³: „Nach meiner Überzeugung werden wir unsere Archivbestände nicht wiedersehen“.

Nun hat es aber vor allem die politische Großwetterlage mit sich gebracht, daß nach fast 50 Jahren von Dezember bis April 1987 und im Okto-

* v. Brandt sah bis zuletzt in der Archivalienrückführung seine Lebensaufgabe und machte die eventuale Freistellung dafür zur Bedingung in seinem Berufungsvertrag für das Heidelberger Ordinariat 1962.

¹ Ahasver v. Brandt, Das Lübecker Archiv in den letzten hundert Jahren. Wandlungen, Bestände, Aufgaben, in: ZVLGA 33 (1952), S. 65.

² Der Archivar, Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen 1 (1947/48), Sp. 29 f. – A. v. Brandt, Die norddeutschen Archive nach dem zweiten Weltkrieg. Ein Überblick zur Orientierung, in: Scandia 18 (1947), S. 142–152.

³ Die vorliegende Darstellung stützt sich auf die im Archiv der Hansestadt Lübeck (= AHL) liegenden Akten der Altregistratur II, 23 Bernburg. – Von den zahlreichen Berichten zum Thema seien – auf Lübeck bezogen – hier nur genannt: Antjekathrin Grassmann, Lübeck erhielt mehr als 3000 Urkunden und Amtbücher. Nach 45 Jahren Rückkehr der Lübecker Archivalien, in: Lübeckische Blätter 1987, S. 125–128. – Dies., Zur Rückkehr der Lübecker Archivalien aus der DDR, in: Mitteilungen der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 28. Okt. 1987, S. 3–5. – Dies., Ein Glücksfall für die deutsche Archivgeschichte: Die Rückkehr der Lübecker Archivalien. Vorgeschichte – Sachstand – Planung, in: Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen 43 (1990), Sp. 130–134.

ber 1990 ca 800 bzw. 300 lfd. m Lübecker Archivgut von der Archivverwaltung der DDR bzw. der UdSSR zurückerstattet wurden; auch die Staatsarchive Hamburg und Bremen haben - wenn auch in geringerem Umfang - wertvolle mittelalterliche und frühneuzeitliche Bestände zurück-erhalten. Verständlicherweise ist man im Archiv der Hansestadt Lübeck von einer Euphorie erfaßt, da nicht nur der archivarischen Schaffensfreude ein wahrlich verlockendes Feld gegeben ist, sondern das Lübecker Archiv, „das an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit der Verwaltungstradition in Deutschland nur wenige seinesgleichen hatte“⁴, endlich wieder in der Reihe deutscher Archive seinen adäquaten Platz einnehmen kann. 1960 berichtete A.v. Brandt über die Erschließung von Lübecker Quellen zur Hansischen Personen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte⁵ und erwähnte dabei, daß es für eine Darstellung der einst kriegsbedingten Auslagerung der Lübecker Bestände und der jahrzehntelang vergeblichen Versuche, sie nach Lübeck zurückzuführen, noch zu früh sei und wenn sie dann geschehen würde, es ihr nicht an „romanhaften Zügen“⁶ fehlen würde.

*

Nun ist es an der Zeit, über diese 50jährige Epoche zu berichten und zugleich auch einen Sachstand der Arbeiten im Archiv zu geben⁷. Dabei wird deutlich werden, daß zwar Aussagen über die zurückgekehrten Bestände möglich sind, aber leider auch über Vermißtes zu berichten ist und zugleich ein Appell an die Forschung gerichtet werden muß, Geduld zu bewahren, denn – wie schon v. Brandt sagte – ist „die Ordnung der Bestände in einem Maße aufgelöst worden“⁸, daß sie erst Schritt für Schritt wieder rekonstruiert werden muß.

Nach dem erschütternden Bombenangriff auf Lübeck an Palmarum 1942 war den Verantwortlichen klar, daß die kostbare Archivalüberlieferung der Hansestadt Lübeck aus der Gefahrenzone entfernt werden mußte. Vier Wochen später, am 30. April, nahm Archivdirektor Georg Fink die ersten Kontakte zu den Kaliwerken der Wintershall AG in Bernburg (Sachsen-Anhalt) auf. Die Werksleitung zeigte sich sehr entgegenkommend. Die La-

⁴ Wie Anm. 1, S. 45.

⁵ HGBll. 1960, S. 121–128.

⁶ Ebd. S. 123.

⁷ Vg. auch: Antjekathrin Graßmann, Lübeck ohne Vergangenheit? Zu den Lübecker Archivalien in der Deutschen Demokratischen Republik und der Sowjetunion, in: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch 1986, S. 83–92. – Dies. (Hrsg.), Alte Bestände – Neue Perspektiven ... (= Kleine Hefte zur Stadtgeschichte 8. Lübeck 1992). – Hartmut Müller, „... for safekeeping“ – Bremer Archivschutzmaßnahmen im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen, in: Bremisches Jahrbuch 66 (1988), S. 409–422.

⁸ AHL, Arbeitsbericht v. Brandts v. 28.11.1953.

gerungsmöglichkeit erschien technisch und konservatorisch ideal. Mühevoll war jedoch die Beschaffung von Archivkisten wegen der kriegsmäßigen Bewirtschaftung. Im Juni 1942 wurden sodann 631 Kisten und im Juli 1943 noch einmal 372 Kisten, d.h. insges. 1003, mit Archivgut und den wertvollen Handschriften und Inkunabeln der Lübecker Stadtbibliothek in die Grube eingebracht.

Es handelte sich⁹ um die gesamten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Urkunden der Stadt (ab 1161), das sehr umfangreiche Alte Senatsarchiv Externa, Interna, Ecclesiastica (ab 1450) und Franzosenzeit, die Handschriften des Archivs (z.B. frühe Fassungen des Lübisches Rechts), die einzigartigen und weitbekannten Ober- und Niederstadtbücher (Grund- und Schuldbücher, ab 13. Jh.), Senats- und Gerichtsprotokolle, dann die Aktenbestände der Behörden (wie Bauhof, Wette, Stadtkasse, Kämmerei usw.), der Kirchen, des gesamten Sozialbereichs, wie der Privatwohltätigkeitsanstalten und der öffentlichen Stiftungen, wie Heiligen-Geist-Hospital, Johannis-Jungfrauen-Kloster, Clemens-Kaland, St. Annen-Armen- und Werkhaus, vor allem auch um die für die Hanseforschung so wichtigen Archive der kaufmännischen Korporationen (Bergenfahrer, Novgorodfahrer, Stockholmfahrer usw.), viele Familienarchive und die Karten- und Plansammlung. Weiter wurde in sieben Kisten die Städtische Münz- und Medaillensammlung ausgelagert. Dies alles wurde im Stollen als geschlossener Bestand gegen unbefugten Zugriff gesichert untergebracht. 1944 im März kam es dann zu der Auslagerung der bis dahin noch in Lübeck verbliebenen Archivalien in das Bergwerk der Gewerkschaft Braunschweig-Lüneburg in Grasleben bei Helmstedt¹⁰. Drei 15-Tonner brachten die diesmal nur gebündelt und nicht mehr in Kisten verpackten Archivalien an den Auslagerungsort. Diese konnten, wenn auch unter ungünstigen Witterungsbedingungen, vom 26.1. bis 22.2.1946 nach Lübeck zurücktransportiert werden, anscheinend auch fast unversehrt, obwohl in der Nähe ihres Verwahrungsortes ein Feuer ausgebrochen war, das die dort ebenfalls untergebrachten bremischen Archivalien¹¹ in Mitleidenschaft gezogen hatte. Einzelne Aktenpakete mögen auch beraubt worden sein, bestätigt v. Brandt doch im Mai 1946 den Empfang einzelner Blätter aus Privathand.

Während in der allerersten Zeit nach Kriegsende nur gerüchthafte Informationen über die Situation in Bernburg nach Lübeck gelangten, geben die dem Lübecker Archiv 1986 bekanntgewordenen Tagebuchaufzeichnungen des Bernburger Bergwerksdirektors Emil Mummenthey genaueren

⁹ Vgl. die vorläufige Beständeübersicht: Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), *Das Archiv der Hansestadt Lübeck*. Lübeck 1981 (= Veröffentlichung des Amtes für Kultur der Hansestadt Lübeck 16).

¹⁰ AHL, Altregistratur II, 23 Grasleben.

¹¹ Müller, wie Anm. 7, S. 414.

Aufschluß. Dort liest man, daß Angehörige der amerikanischen Streitkräfte am 21. Mai 1945 die Einlagerungen in der Grube geprüft hätten. Nachdem die Amerikaner von der sowjetischen Besatzungsmacht am 3. Juli abgelöst worden waren, verfloß fast ein Dreivierteljahr, bis am 14.2.1946 mehrere Kisten geöffnet, dann der Zugang versiegelt und am 17. und 18. März d. J. die Archivkisten über Tage gebracht wurden, um auf Güterwagen verladen zu werden¹².

Die aus Bernburg abtransportierten Bestände gelangten auf das Firmengelände der Zellstoff-Fabrik AZETA-Werke in Berlin-Rummelsburg – was Befürchtungen über ihre eventuelle Vernichtung heraufbeschwor – und wurden von dort von August bis September 1946 in Güterwagen nach Osten verbracht. Die Münzsammlung war um diese Zeit schon beraubt worden; es gelang nur, 15% des ursprünglichen Bestandes im Jahre 1947 käuflich zurückzuerwerben¹³.

Intensive und beharrliche Bemühungen v. Brandts, die britische Besatzungsmacht zur Aufnahme von Kontakten zur sowjetischen Kommandantur in Berlin zu veranlassen, scheiterten. Über die weitere Entwicklung gab es nur Andeutungen. Man nahm an, daß die Bestände nach Rußland gebracht – möglicherweise in die Nähe von Nischnij-Novgorod – und dort überprüft wurden. Die Repertorien hatte man übrigens nicht mitausgelagert, sondern in Lübeck zurückbehalten. Als Tauschobjekt wurden schon um diese Zeit die damals in Goslar, später im Staatlichen Archivlager Göttingen, dann im Bundesarchiv in Koblenz verwahrten Bestände des Stadtarchivs¹⁴ Reval ins Auge gefaßt. Beeindruckend ist die Findigkeit v. Brandts, öffentliche und private Verbindungen zu nutzen, um über den Verbleib der Archivalien Aufschluß zu erhalten und die sowjetischen Stellen zur Rückgabe zu bewegen. Auch den archiv- und staatsrechtlichen Hintergrund dieser „Schicksalsfragen deutscher Archive“¹⁵ versuchte er um diese Zeit weitblickend und noch immer gültig zu klären.

Im Sommer 1950 wurde bekannt, daß 900 Kisten mit Archivalien, darunter auch Lübecker Bestände, nach Potsdam gelangt seien und dort unter Verschuß der Sowjetischen Militärregierung aufbewahrt würden. Sowjetischerseits sah man im Königsberger Deutschordensarchiv ein günstiges Tauschobjekt, wogegen Walther Hubatsch, Göttingen, als Hauptnutzer dieser Bestände Einspruch erhob. Von westdeutscher Seite wurden aber

¹² Aus den Akten geht hervor, daß Lübeck der Wintershall AG noch eine beträchtliche Summe für die Transportarbeiten gezahlt hat!

¹³ Olof Ahlers, Die Lübecker Städtische Münz- und Medaillensammlung, in: ZVLGA 51 (1971), S.57.

¹⁴ Wilhelm Lenz, Das Revaler Stadtarchiv. Bemerkungen zu seiner Geschichte, seinen Archiven und seinen Beständen, in: Reval und die baltischen Länder. FS für Hellmuth Weiss zum 80. Geburtstag, hrsg. v. J. v. Hehn und C.J. Kenéz. Marburg 1980, S.233–242.

¹⁵ In: Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen 1 (1947/48), Sp. 133–140.

auch Bestände des Landeshauptarchivs Schwerin ins Spiel gebracht. Allerdings war die Genehmigung der Britischen Besatzungsmacht nicht zu erhalten, die keine Archivalien nach Osten gelangen lassen wollte. Hier war es Archivrat Georg Tessin (damals Schleswig), der sich vehement gegen diesen Vorschlag wandte, da alle mecklenburgischen Historiker nach Westen geflüchtet seien und die Kontinuität in Mecklenburg abgerissen sei. 1952 mußte der Tauschversuch als gescheitert bezeichnet werden, ebenso wie die langjährige Bemühung, über den Verbindungsmann R.Th. Scheffer in Berlin an die Sowjetische Militärregierung direkt heranzutreten.

Im Sommer 1952 übergab die Sowjetische Militärregierung die Bestände an die Archivverwaltung der DDR, die sie 22.7.1952 in der Potsdamer Orangerie unterbrachte und durch die Archivarin Lotte Knabe und in der Ausbildung befindliche Archivare eine Grobsortierung durchführen ließ. Lübeck beschied eine Bitte um Übersendung der Findbücher abschlägig, um dadurch nicht den Schlüssel zu den Beständen aus der Hand zu geben und wohl auch in der Annahme, daß mit der Rückführung bald zu rechnen sei. Auf Historikertagen und Archivkongressen war es inzwischen gelungen, auf beruflich-kollegialer Ebene wieder Verbindungen aufzunehmen. 1953 konnten die drei hansestädtischen Archivleiter Ahasver v. Brandt (Lübeck), Erich v. Lehe (Hamburg) und Friedrich Prüser (Bremen) auf Einladung des Direktors der Deutschen Zentralarchivs Helmut Lötzke ihre Archivbestände an Ort und Stelle besichtigen. Aus dem Bericht v. Brandts an das Bundesministerium des Inneren unter dem 8.11.1953 über diesen Besuch ergibt sich, daß Lübecker Bestände im Umfang von ca 680 lfd. m vorhanden und die Lagerung und archivische Betreuung sehr gut waren sowie schließlich, daß die „sowjetzonalen Dienststellen kein eigenes Interesse an unseren Archivalien haben“. Man fühle sich für sie zuständig, wünsche sie für die Rückführung eigener Archivalien auszunutzen, möchte sie aber bald loswerden. Damals kann v. Brandt feststellen, daß ca zwei Drittel bis vier Fünftel an Akten vorhanden waren, von den Stadtbüchern aber vor allem die mittelalterlichen Jahrgänge fehlen und nur 20 % des Urkundenbestandes aufgetaucht waren (ganze Urkundenabteilungen fehlten); auch die Archivhandschriften waren nur zu 23 % vorhanden (verloren schienen die Rechtshandschriften und Chroniken).

Wir können v. Brandt nicht mehr fragen, aber die größte Hoffnung auf Rückführung der Bestände der drei hansestädtischen Archive an ihren angestammten Ort mag er anlässlich der im Deutschen Zentralarchiv (seit 1974 Zentrales Staatsarchiv) vom 31.1.–3.2.1955 geführten Verhandlungen mit Archivdirektor Helmut Lötzke, seinem Abteilungsleiter Schmidt, den drei Vertretern der hansestädtischen Archive und einem Vertreter des Staatlichen Archivlagers Göttingen, wo die mecklenburgischen und die Revaler Bestände ruhten, gehabt haben. Bei diesen Besprechungen, die in sehr kooperativer und effektiver Weise stattgefunden haben müssen, ging es zuerst darum, die auszutauschenden Archivalien festzustellen und die beiderseiti-

gen Unterlagen abzustimmen. Schon hier dachte man an die Rückführung der Landesarchive Lübben, Oranienbaum, des Stadtarchivs Prenzlau, des Landeshauptarchivs Schwerin, des Universitätsarchivs Rostock und kleinerer Bestände. Außer den drei hansestädtischen Archiven sollten auch noch eine Reihe von westdeutschen Archiven mit Splitterbeständen aus dem Osten ergänzt werden, es seien nur genannt: Stadtarchive Mainz, Kiel, Staatsarchive Koblenz, Düsseldorf, Hannover, München. Weiter kam es zu Verabredungen über Verpackung, Bezeichnung und Transport (per Bahn). Auch den Punkt „Erarbeitung eines gemeinsamen Vorschlages zum Archivalienaustausch an die jeweils vorgesetzte Dienststelle“ bewältigte man auf dieser archivarischen Ebene ohne Probleme. Dennoch zeigte sich schon hier (das DZA ressortierte beim Innenministerium der DDR), daß man vonseiten der DDR nur auf ministerieller Ebene verhandeln wollte, die es in Bonn wegen der Kulturhoheit der Länder jedoch nicht gab. Der Vorschlag, die Freie und Hansestadt Hamburg als Verhandlungspartnerin einzuführen, deren Archiv ohnehin aus Zweckmäßigkeitsgründen wegen des kürzeren Dienstwegs zu den Bonner Ministerien die Federführung in der Archivalienfrage der drei Hansestädte innehatte, verfiel nicht.

Diese politische Forderung, durch Abschluß eines solchen Staatsvertrags auch in diesem Fall die Anerkennung der DDR zu erreichen, torpedierte in Zukunft jeden Fortschritt in den Verhandlungen. Eine rein sachliche archivistische „Flurbereinigung“ wurde so zum Politikum.

Dahinter traten die ohnehin nicht einfach zu lösenden Probleme zurück, wie es die Entkräftung des Eigentumsanspruchs der Fürsten zur Lippe an der sog. Strelitzer Briefsammlung, eines Teils der in Westdeutschland lagernden Mecklenburger Archivalien, gewesen ist. Dieser kleine nur 4 lfd. m umfassende Bestand des ehemaligen Hausarchivs der Strelitzer Herzöge, von 1790–1860 reichend und Briefe adliger Standesgenossen, Politiker und Künstler umfassend, gehörte mit zu den als Tauschobjekt gedachten mecklenburgischen Beständen. Prinz Ernst August zur Lippe, der Rechtsnachfolger der Strelitzer Herzöge, erhob Anspruch auf diese Archivalien, die die DDR aber auch zurückforderte. Es gelang, das Land Niedersachsen, obwohl es selbst kein Interesse hatte, zur Führung eines Prozesses zu veranlassen; die Kosten teilten sich die drei hansestädtischen Archive. Im Urteil des Landgerichts Göttingen vom 10.12.1956 wurde die Klage des Prinzen auf Herausgabe abgewiesen, auch das Berufungsurteil des Oberlandesgerichts Celle vom 29.5.1958 lautete nicht anders. Weiter gelang es, das Universitätsarchiv Greifswald nach Hamburg zu überführen und es der Austauschmasse zuzuschlagen. Im Laufe des Jahres 1954 waren auch die im Staatlichen Archivlager ruhenden mecklenburgischen Akten (in Auswahl) verfilmt worden. Das Tauschgut hatte man dort bis 1957 zusammenziehen können, Warenbegleitscheine für den Transport nach Osten waren schon ausgefüllt, Transportunternehmen beauftragt. Mit Argusaugen beobachtete man verständlicherweise, daß andere Tauschaktionen vonstatten

gingen, wie die Rückgabe des Croy-Teppichs an das Universitätsarchiv Greifswald (1956) oder die Rückgabe von Gegenständen des Hamburger Museums für Völkerkunde an das Landesmuseum Schwerin (1959).

Die günstige Situation des Jahres 1955 war aber unwiederbringlich vorüber. blieb auch auf der wissenschaftlichen und archivarischen Ebene der Kontakt erhalten (Arbeitstagungen für Hansegeschichte, Hansisch-niederdeutsche Pflingsttagungen, Deutsche Archivtage), so verfestigte sich der politische Anspruch der DDR immer mehr. Immerhin war es schon seit 1954 in Einzelfällen zu wissenschaftlicher Benutzung gekommen, dies mit Zustimmung des Lübecker Archivs und Zuziehung der dort liegenden Repertorien – freilich ist dieser Vereinbarung schon bald kaum noch Folge geleistet worden. Unbeeinträchtigt dagegen blieb die Reisemöglichkeit des Lübecker Archivdirektors v. Brandt (und seiner Kollegen aus Hamburg und Bremen). Seit 1954 sichtete er jährlich ein- bis zweimal, z.T. unterstützt von seiner Frau, die Lübecker Archivalien in der Orangerie des Schlosses Sanssouci und konnte so nach und nach in den Lübecker Repertorien durch das vielen Benutzern des Archivs der Hansestadt bekannte rote P kennzeichnen, was zumindestens – wenn auch nicht in Lübeck – so doch wenigstens wieder in Potsdam vorhanden¹⁶ war. Unter schwierigen Bedingungen versuchte er, eine grobe Ordnung herzustellen. In einem Reisebericht vom 24.9.1959 schreibt er u.a., daß er selbst am Sonntag tätig war, in engen Gängen sehr verstaubtes Archivgut im unzureichenden Schein von Handlampen bei einer Temperatur von 7–8 Grad C begutachtete, umpackte und verschnürte. Es war, bemerkt er am 14.8.1961, „eine sinnlose Kraft- und Zeitvergeudung, wie sie in der Geschichte des deutschen Archivwesens wohl einmalig ist“. Fast resignierend schreibt er, daß man wahrscheinlich noch Jahre für eine genauere Sichtung brauchen werde. Auch waren vielfach Feuchtigkeitsschäden festzustellen, wodurch „die Archivalien praktisch als vernichtet gelten müssen“. Zehn bis zwölf Jahre hätten sie so gelegen, eine frühere Rückführung hätte mehr gerettet – was soll man heute erst nach fünfzig Jahren sagen! Ein kleiner Lichtblick war, daß seit 1959 die Lübecker Restauratoren Erich Borkenhagen, dann Manfred Damaschke, im Zentralen Staatsarchiv wenigstens nach und nach die zerborstenen Wachssiegel reparierten und die ausgetrockneten festigten. So waren bei der Rückführung 1987 an den Siegeln kaum Schäden zu beobachten, ganz im Gegensatz zu den nicht behandelten Siegeln des Rückführungsgutes aus der UdSSR.

1962 wies v. Brandt, da er einem Ruf an die Universität Heidelberg folgend aus dem Dienst der Hansestadt Lübeck ausschied, den Archivrat

¹⁶ Wie sich jetzt herausstellt, haben aber in zahlreichen Fällen zwar die Umschläge der Aktenfaszikel vorgelegen, der Inhalt war aber nicht dabei, bzw. Umschlag und Inhalt stimmten nicht überein, so daß das die Kennzeichnung nicht immer Sicherheit über das Vorhandensein gibt.

Klaus Friedland in die Arbeit an den Lübecker Archivalien in Potsdam ein. Dessen Verdienst ist es vor allem, 1964 erkundet zu haben, daß sich in der Staatsbibliothek in Ostberlin noch eine Reihe von Lübecker Amtsbüchern und Handschriften, insbes. 26 Niederstadtbüchern, befand. Es gelang sogar, diese nach Lübeck zur Verfilmung und Restaurierung zu entleihen, nachdem der Generaldirektor der Staatsbibliothek, Horst Kunze, erklärt hatte, er gedenke sich an die Gepflogenheiten des Auswärtigen Leihverkehrs der Bibliotheken zu halten und nicht an innenministeriale Weisungen zur Archivalienpolitik¹⁷.

Das Innenministerium Abt. Staatliche Archivverwaltung hatte, unter ihrem Leiter (und vormals gescheiterten Ulbricht-Widersacher) Schirdewan noch überwiegend sein Interesse an den Archivalien-Austauschverhandlungen auf den DDR-Anerkennungs-Poker eingegrenzt. Nun, unter dem Nachfolger, zog das Ministerium alle, auch Bagatellfragen wie Raum, Lagerung, Paketierung an sich und betrieb solchermaßen die Isolierung des Lübecker Archivars von seinen Potsdamer Fachkollegen, dienstlich und privat, zuletzt mittels durchgehender Tag- und Nachtbeschattung durch Polizei- oder Stasispitzel. Friedland, bis zuletzt mit der Betreuung des ausgelagerten Archivguts befaßt, protestierte, forderte Abstellung der Behinderungen und verwahrte das Archiv der Hansestadt Lübeck und seine Trägerschaft gegen diesen eklatanten Bruch der von demselben Ministerium ausgestellten Arbeits- und Archivnutzungsgenehmigung, die noch bis 1970 erging. Seit 1971 lehnte man Jahr für Jahr stereotyp die Einreiseanträge zur weiteren Sicherung und Restaurierung der Bestände ab.

1967 war das hansestädtische Archivgut in das Archivdepot Lüben/Spreewald verlagert worden, die Urkunden blieben in Potsdam. Die wegen des Transports notwendige Verpackung in Aktenpakete behinderte künftighin die Ordnungsarbeiten: nur noch die archivische Aufnahme des Inhalts der jeweiligen Pakete war möglich. Im Deutschen Zentralarchiv hatte man eine Lagerungsliste angelegt, die den Lübecker Archivaren jedoch nicht ausgehändigt wurde.

Inzwischen hatte sich nicht nur die Politik mit ihren Folgen des kalten Krieges für Ost und West als unüberwindliche Barriere für jede Annäherung an einen Archivalienaustausch entwickelt, auch auf westdeutscher Seite hatte sich eine Schwierigkeit herausgestellt. Nachdem die Sowjetunion nach Osten abtransportierte Kunstgegenstände Preußens 1958 an die DDR übergeben hatte, erhob diese nun auch Anspruch auf derartige

¹⁷ Sowohl hier wie unter den Beständen im Deutschen Zentral-Archiv wurden Teile der Lübecker Stadtbibliothek festgestellt, vor allem des Handschriftenbestandes. Die Rückführungsbemühungen des Archivs der Hansestadt Lübeck erstreckten sich unterschiedslos auf Archiv- und solches Bibliotheksgut. – Der folgende Absatz geht großenteils auf Friedlands Eigenbericht zurück.

Kunst- und Archivbestände in Westdeutschland. Dies hatte hier zur Einrichtung der Stiftung „Preußischer Kulturbesitz“¹⁸ geführt, die sich 1962 konstituierte und ihre Verwaltung und Pflege übernahm. Derartige Gegenstände und Unterlagen konnten nun nicht mehr in die Tauschmasse eingebracht werden. 1965 wurde überdies das sog. Rechtsträgerabwicklungsgesetz¹⁹ verabschiedet, das die Stiftung „Preußischer Kulturbesitz“ auch zum Treuhänder für nicht-preußisches im Westen vorhandenes Kulturgut bestimmte, wenn es auch aus Ostdeutschland stammte. Damit fehlte im Westen nun jeder Handlungsspielraum für die Abgabe von ostdeutschem Archivgut. Die hansestädtischen Archive konnten sich nur als Leidtragende dieser Entwicklungen auf Bundesebene sehen. Hinzukam, daß die eigentlich angestrebten Fortschritte des Grundlagenvertrages von 1973 zwischen beiden deutschen Staaten eine Verschlechterung herbeigeführt hatten. Die seit 1959 möglichen Verfilmungsaufträge von Lübecker Beständen wurden zeitweise nicht mehr ausgeführt, obwohl man von Lübeck aus sogar auch die verwaltungstechnisch schwierige Hürde genommen hatte, das Entgelt in Form von „Naturalien“, nämlich in Form von Filmen deutscher Akten oder von Unterlagen der amerikanischen Militärverwaltung in Deutschland aus dem Public Record Office in Washington, zu leisten. Eine Bitte Lübecks 1976 um Ausleihe seines Reichsfreiheitsbriefs von 1226 aus Anlaß der 750jährigen Wiederkehr seiner Ausstellung durch Kaiser Friedrich II. wurde nur durch Übersendung eines Faksimiles erfüllt. – 1983 wurden die Archivbestände der drei Hansestädte von Lübben in ein Archivdepot in Barby bei Magdeburg umgelagert.

Die Bemühungen der hansestädtischen Archive insbes. beim Ministerium für innerdeutsche Beziehungen wurden aber unermüdlich fortgesetzt, obwohl sie schon im Laufe der fünfziger und sechziger Jahre wenig erfolgreich gewesen waren²⁰. Nun aber machte sich dort allmählich die Vorstellung breit, daß eine gewisse Flexibilität für deutsch-deutsche Verhandlungen nur durch eine Novellierung des Rechtsträgerabwicklungsgesetzes erreicht werden könne, wenn nämlich die Verfügungsgewalt der Stiftung „Preußischer Kulturbesitz“ über die nicht-preußischen Bestände abgemildert oder aufgehoben werden würde. Am 21.12.1985 wurde das Änderungsgesetz dann endlich erlassen²¹, wonach auf besondere Entscheidung des Bundesministers des Innern einzelne Kulturgüter aus der treuhänderischen Verwaltung der Stiftung „Preußischer Kulturbesitz“ herausgenom-

¹⁸ Klaus-Eberhard Murawski, Rückführung von kriegsbedingt verlagertem Kulturgut. Zur Vereinbarung über den Archivalien austausch mit der DDR vom 12. November 1986, in: Deutschland-Archiv. Zeitschrift für Fragen der DDR und der Deutschlandpolitik 12 (1988), S. 1290 f.

¹⁹ BGBl. I, S. 1065, § 27.

²⁰ So z.B. v. Brandt in einem Bericht vom 5.12.1960.

²¹ BGBl. 1985, I, S. 2460. – Vgl. auch Murawski, wie Anm. 18.

men und an Stellen der DDR übertragen werden konnten. Es war der Weg frei, 1975 versandete deutsch-deutsche Verhandlungen wiederaufzunehmen, die in einer Gemeinsamen Protokollerklärung zum Abkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik über kulturelle Zusammenarbeit am 6.5.1986 gipfelten, in dessen Rahmen die Archivfragen in sog. Expertengesprächen behandelt werden sollten. Auch im Bundestag und Bundesrat wurde die Rückführung der Archivalien 1984/85 notorisch durch eine Kleine Anfrage der SPD-Fraktion.

Die Expertengespräche²² wurden durch Verhandlungsdelegationen bewältigt, denen außer Ministerialbeamten auch Vertreter der Archivverwaltungen, von westdeutscher Seite, des Bundesarchivs, angehörten. Im August 1985 begannen die Verhandlungen, schwierig u.a. auch durch die von der Bundesrepublik eingebrachte Berlinfrage. Das Problem der Rückführung von Archivbeständen aus der UdSSR wurde ausgeklammert. Trotz der sich anbahnenden Lösungsmöglichkeit auf politischer Ebene erhoben sich noch sachliche Schwierigkeiten. Die DDR gab das Fünf- bis Sechsfache an Archivalien nach Westen ab, als sie von dort erhielt, unmöglich erschien für den Westen die unterschiedslose Rückgabe staatlicher und kommunaler Archivbestände. Auch konnten von der DDR geforderte Bibliotheksbestände des Instituts und Museums für Meereskunde in Berlin und der Landesbibliothek Schwerin gegen den Widerstand westdeutscher Stellen nicht der Tauschmasse zugefügt werden. Hier löste die Verfilmung von Beständen das Problem, dort steuerten andere westdeutsche Archivverwaltungen Stücke bei oder verzichteten vorerst auf Rückgabe wie z.B. Rheinland-Pfalz.

Am 12. Nov. 1986 konnte dann endlich eine Gemeinsame Protokollerklärung des Archivalienaustausches zwischen den beiden deutschen Staaten abgegeben werden. Von West nach Ost gingen Bestände der Stadtarchive Calau, Prenzlau, Templin, des Universitätsarchivs Greifswald, des Stadtarchivs und ehemaligen Ständischen Archivs Lübben, des Staatsarchivs Oranienbaum, des Landeshauptarchivs Schwerin (hier auch Universitätsarchiv Rostock und Strelitzer Hausarchiv), Bergakten aus den Ländern Anhalt und Thüringen, Bestand KZ Buchenwald u.a., von Ost nach West kamen außer den hansestädtischen Beständen Unterlagen des Landeskrankenhauses Bonn und anderer Pflegeeinrichtungen des Landschaftsverbandes Rheinland, der Stadtarchive Mainz und Kiel, der Hauptstaatsarchive Düsseldorf, Hannover, Koblenz, des Staatsarchivs Marburg u.a.

Den Auftakt der Rückführung stellte die Rückgabe des Lübecker Reichsfreiheitsbriefs von 1226 am 4.12.1986 dar. In sechs Lastwagentransporten,

²² Hierüber ausführlich: Klaus Oldenhage, Archivbeziehungen zur DDR, in: Aus der Arbeit der Archive. Beiträge zum Archivwesen, zur Quellenkunde und zur Geschichte (= FS Hans Booms, hrsg. von Friedrich P. Kahlenberg). Boppard/Rh. 1989, S. 130–141.

davon drei über Lübeck März bis April 1987, vollzog sich dann die Rückführung Zug um Zug. In Lübeck, das den weitaus größten Teil erhielt, wurden die insges. 32 t (= 126 cbm) Archivalien von April 1987 bis Dezember 1988 in einem riesigen Berg aufeinandergestapelt zwischengelagert, da erst die räumlichen Voraussetzungen zur Aufstellung geschaffen werden mußten. Aber auch, nachdem dies geschehen war – Sichtung und Ordnung, geschweige denn Benutzung war auf diese Weise nicht möglich. Ein anderthalbjähriger Umbau des Archivs der Hansestadt Lübeck (1989–1990) mußte ebenso wie eine personelle Verstärkung (1991/1992) erreicht werden.

„Die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf beiden Seiten der Grenze war zumindest für den bescheidenen Maßstab von Archivaren überaus groß“²³, kein Wunder, wenn man allein dem Lübecker Archivgut mit v. Brandt schon europäische Bedeutung zuschreibt²⁴. Kein Wunder auch, daß die Politik und die deutsche Geschichtswissenschaft von diesem Ereignis Notiz nahmen. Das Archiv der HL hatte, ebenso wie es in Bonn²⁵ und Bremen²⁶ geschah, eine kleine Ausstellung²⁷ aus dem Rückführungsgut vorbereitet, als man in einem Festakt von 9.6.1987 in Anwesenheit des Kultusministers des Landes Schleswig-Holstein im Audienzsaal des Lübecker Rathauses das Ereignis feierte. Eine nachdenkliche und zugleich realistische Einschätzung der Lage lieferte Hartmut Boockmann, Ordinarius für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Kiel: „Ein erster Schritt“²⁸.

*

Boockmann meinte dies natürlich im Hinblick auf die Wiederbenutzbarkeit der Bestände, dennoch konnte man es auch anders verstehen, denn noch immer fehlten umfangreiche Urkunden- und Aktenbestände Lübecks und der beiden anderen Hansestädte. Das hatte sich bei den Sich-

²³ So Klaus Oldenhage in: Archive im innerdeutschen Dialog. Ausstellung aus der DDR zurückgekehrter Urkunden und Akten. Bonn (1988), S. 15.

²⁴ Wie Anm. 1, S. 61.

²⁵ Katalog s. Anm. 23. Die Ausstellung fand vom 5.–18. Februar 1988 in der Vertretung des Landes Rheinland-Pfalz beim Bund in Bonn statt.

²⁶ Margot Walther, Urkunden erzählen Geschichte. Hrsg. vom Staatsarchiv Bremen anlässlich der Ausstellung „Ende einer Odyssee – Urkunden, Siegel, Dokumente –“ vom 15.–30.6.1987 in der Unteren Rathauhalle, Bremen.

²⁷ (Hartmut Bickelmann), Aus sieben Jahrhunderten lübischer Geschichte, Archivalienausstellung des Archivs der Hansestadt Lübeck, anlässlich der Archivalienrückkehr aus der DDR, Lübeck 9.6.1987.

²⁸ Abdruck unter der Überschrift „Die Rückkehr der Lübecker Archivalien. Die Aufarbeitung erfordert jetzt Zeit, Geld und Mühe“, in: Lübeckische Blätter 1987, S. 257–262.

tungsarbeiten in Potsdam schon bald ergeben und schon seit 1958 Aktivitäten²⁹ Lübecks, Bremens und Hamburgs ausgelöst.

Seit den fünfziger Jahren vermutete man die Unterlagen in der Sowjetunion, konnte aber trotz intensiver Bemühung keine Bestätigung von dort erhalten, bis der Leiter des sowjetischen Archivwesens Belov in Bremen, dessen Archiv dann auch die Federführung in der Angelegenheit übernahm, 1968/69 erste sichere Hinweise über hansestädtische Unterlagen verlauten ließ. Sie waren, wie sich später herausstellte, 1958 aus Leningrad nach Moskau transportiert worden. Die drei Hansestädte wandten sich daraufhin in einem gemeinsamen Schreiben, das auch eine Liste der vermißten Archivalien enthielt, an die sowjetische Archivverwaltung, – ergebnislos.

Es vergingen acht Jahre, bis 1977 von sowjetischer Seite eine Anfrage an das Bundesarchiv gelangte, die auf eine Rückgabe des dort befindlichen Stadtarchivs Reval an die Stadt Tallinn reflektierte. 1944 hatten deutsche Truppen die Unterlagen aus dem Kriegsgebiet abtransportiert, wenn auch unter Hinweis einer späteren Rückgabe. Das Bundesarchiv meldete daraufhin den Wunsch nach Restitution der Archive Lübecks, Bremens und Hamburgs an ihre Eigentümerinnen an, eine Bedingung, der man auf sowjetischer Seite nicht ablehnend gegenüberstand, sie nur nicht im Junktum des „do ut des“ gesehen haben wollte. Während auf deutscher Seite nicht nur Vorbehalte deutsch-baltischer Gruppen gegen die Herausgabe der Revaler Bestände zu berücksichtigen waren, sondern auch § 96 des Bundesvertriebenengesetzes³⁰ (Schutz deutschen Kulturgutes aus den Vertreibungsgebieten) gegen eine Abgabe nach Osten zu sprechen schienen, herrschte hier auch Unsicherheit über Vorhandensein und Umfang der hansestädtischen Archivalien in der Sowjetunion. Eine Konferenz von Archivaren der drei Hansestädte, des Bundesarchivs und eines Vertreters des Auswärtigen Amtes in Lübeck 1980 erbrachte hier keine Fortschritte. Auch der Versuch, den auf der internationalen Konferenz der *Ronde Table des Archives* (UNESCO) in Cagliari 1977 festgelegten Grundsatz, Archive gehörten an den Ort ihres Entstehens und dürften von dort nicht

²⁹ Diese Darstellung gründet sich ebenfalls auf die in Anm. 2 genannten Akten im AHL. – Vgl. dazu: Wilhelm Lenz, Rückgabe des Revaler Stadtarchivs, in: *Baltica. Die Vierteljahrschrift für Baltische Kultur*, Heft 4, Dez. 1990, S. 9f. – Antjekathrin Graßmann, Lübecker Archivgut kehrt aus der UdSSR heim, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte* 37, Dez. 1990, S. 9f. – Dies., Zur Rückkehr der Lübeckischen Archivalien aus der Sowjetunion, in: *Lübeckische Blätter* 1990, S. 272f. – Dies. und ders., Archivalienaustausch mit der Sowjetunion, in: *Jahrbuch der historischen Forschung* 1990, S. 15–18. – Wilhelm Lenz, Rückgabe des Revaler Stadtarchivs, in: *Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen* 1991, Sp. 294–297. – Antjekathrin Graßmann, Rückkehr hansestädtischer Archivalien aus der UdSSR, in: ebd., Sp. 447–449. – Raimo Pullat, Der Kampf um die Provenienz. Tallinn bekommt seine Geschichte zurück, in: *HGbl.* 1991, S. 93–97.

³⁰ *BGBI.* 1953 I, S. 201.

entfremdet werden, auf den vorliegenden Fall zu übertragen, blieb erfolglos. Die folgenden drei Jahre waren durch unermüdliche, aber vergebliche Versuche insbes. Bremens gekennzeichnet, in Bonn einen Sinneswandel zu erreichen.

Bewegung brachte dann die Einladung sowjetischerseits, durch westdeutsche Archivare den fraglichen Bestand im Moskauer Archiv alter Akten besichtigen zu lassen. Dieses geschah Anfang Dezember 1983 durch die Lübecker Archivleiterin und einen Vertreter des Bundesarchivs; im Jahr 1986 nahm man auch bremischerseits die Bestände in Augenschein. Es handelte sich nach sowjetischer Zählung um insgesamt 36 000 Einheiten (24 000 Lübeck, 6 000 Bremen, 4 000 Hamburg, 2 000 Verschiedene Provenienzen). Alle drei Archive wandten sich nach dem positiven Ergebnis der Erkundung der Bestände in drängenden Schreiben an die Bundesministerien des Innern und des Auswärtigen. Aber erst 1988/89 konnten durch Zusicherung der vollständigen Reproduktion (Verfilmung und Rückvergrößerung) der Revaler Bestände die Vorbehalte gegen die Abgabe der Originale beseitigt werden. Als weiteres günstiges Zeichen konnte ein Besuch des Leiters der sowjetischen Archiverwaltung Vaganov in Lübeck im Mai 1988 gewertet werden.

Zugleich erbrachte die allgemeine Entspannung der politischen Lage zwischen Ost und West, daß im Oktober 1988 gelegentlich des Besuchs von Bundeskanzler Helmut Kohl in Moskau neben anderen Punkten auch eine Verständigung mit Generalsekretär Gorbatschow herbeigeführt wurde, die Archivalienfrage durch Expertengespräche für eine Lösung vorzubereiten.

Sie fanden im Januar und im März 1989 in Moskau bzw. in Koblenz statt und vereinten Vertreter der Außenministerien sowie Archivare beider Verhandlungspartner – auf deutscher Seite des Bundesarchivs und Lübecks (für die drei Hansestädte). Am 13. Juni 1989 tauschten die Außenminister der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion gleichlautende Noten über die beiderseitige Rückgabe des Archivguts von Reval und der drei Hansestädte an die jeweiligen Eigentümerinnen aus; im August 1990 fanden sich die deutschen und sowjetischen Archivare im Bundesarchiv in Koblenz zusammen, um die Durchführung der Transporte zu besprechen, die dann auch nach feierlicher Unterzeichnung der Übergabeprotokolle in Koblenz und Moskau zwischen dem 2. und 16. Okt. 1990 abgewickelt wurden.

Hatte man in Lübeck im Dezember 1988 endlich die aus der DDR zurückgehaltenen Bestände aufstellen können, so waren nun noch in kürzester Zeit, wiederum bei geringer Personalstärke 1 200 Archivkartons und 800 z.T. schwergewichtige Amtsbücher, d.h. ca 300 lfd. m, unterzubringen. Wie sich herausstellte, waren diese Bestände nicht nur ungeordnet³¹,

³¹ Dabei soll die Bemühung der russischen Archivkollegen nicht verkannt werden, Urkunden, dabei auch die Bürgertestamente, Amtsbücher und Akten sowie die Handschriften der Stadtbibliothek Lübeck in eine grobe Ordnung gebracht und ein Übergabeverzeichnis gefertigt zu haben.

sie enthielten auch jeweils versprengtes Archivgut der beiden anderen hansestädtischen Archive und noch dazu insges. 10 lfd. m fremdes Archivgut. Das Staatsarchiv Bremen übernahm die hilfreiche Rolle des Verteilers. Während die beiden Staatsarchive ihre – umfangmäßig geringeren – Bestände aus beiden Rückführungen eingeordnet haben, wird das Archiv der Hansestadt Lübeck dazu noch einige Zeit brauchen, immerhin sind an mehr als 1 100 lfd. m mittelalterlichem und frühneuzeitlichem Schriftgut 50 Jahre Archivarbeit nachzuholen! Die der Lübecker Stadtbibliothek gehörigen Handschriften wurden schon wenige Wochen nach Empfang der Rückführungsbestände eliminiert und der Eigentümerin überstellt³².

In Lübeck konnten bisher die Urkundenbestände (insges. über 10 000 Stück) gesichtet werden. Zahlreiche Abteilungen sind vollständig, bei anderen fehlen einige Stücke; nicht zurückgekehrt sind die 40 Urkunden der Abteilung Ruthenica und die Kartensammlung. Die etwa 6 000 mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bürgertestamente liegen wieder bis auf ganz wenige Stücke vollständig in Lübeck vor, dagegen fehlen einzelne mittelalterliche Bände des Oberstadtbooks und des Niederstadtbooks. Mit Lücken festgestellt sind auch die Rats- und Gerichtsprotokolle (ab ca 1600). In Angriff genommen ist die Sichtung bzw. Neuordnung des Alten Senatsarchivs Interna und Externa, sodann sollen die Kaufmännischen Archive und Ecclesiastica (des Alten Senatsarchivs), endlich die Unterlagen des Heiligen-Geist-Hospitals, des Johannis-Jungfrauenklosters, des St. Annen-Armen- und Werkhauses usw. folgen. Eines der größten und drängendsten Probleme bleibt auf längere Sicht die Restaurierung der Siegel und der Amtsbücher. So sind z. B. zahlreiche Stadtbuchbände wegen Pilzbefall und Feuchtigkeitsschäden gegenwärtig nicht benutzbar.

Während die Staatsarchive Bremen und Hamburg nach der Überprüfung und Einordnung der Rückführungsbestände einen Verlust von ca 10 % an Urkunden, Amtsbüchern und Akten konstatieren mußten, kann für die Lübecker Rückführungsbestände noch kein endgültiges Fazit gezogen werden; es sieht allerdings nach den bisherigen Erfahrungen (Stand Dez. 1991) aus, als wäre der Prozentsatz an vermißten Archivalien hier höher. Ist, insgesamt gesehen, das Schicksal dieser unersetzlichen Archivalüberlieferung – das kann man in großer Dankbarkeit sagen – auch unerwartet glimpflich verlaufen und mit einem glücklichen Ende abgeschlossen worden, so kann man dennoch nicht so leichten Herzens wie Raimo Pullat³³, dessen Revaler Quellen unversehrt sind, einen Schlußstrich ziehen. Neben den Anspruch, die langentbehrten Quellen nun auch wissenschaftlich zu nutzen, tritt die Verpflichtung, alles daran zu setzen, auch die noch vermißten Archivalien Lübecks, Bremens und Hamburgs aufzuspüren.

³² Vgl. Zurückgekehrte Schätze. Dokumentation anlässlich des Festaktes zur Rückkehr im 2. Weltkrieg ausgelagerter Handschriftenbestände am 22.4.1991. Lübeck 1991.

³³ Wie Anm. 29, S. 97.

HANSISCHE UMSCHAU

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Detlev Ellmers, Antjekathrin Graßmann, Rolf Hammel-Kiesow, Elisabeth Harder-Gersdorff, Erich Hoffmann, Petrus H.J. van der Laan, Herbert Schwarzwälder, Hugo Weczerka* und anderen

bearbeitet von *Volker Henn*

ALLGEMEINES

Bei Uneingeweihten könnte der Titel des Bandes *Die Hanse und der deutsche Osten*, hg. von Norbert Angermann (Lüneburg 1990, Nordostdeutsches Kulturwerk, 169 S.) nationale Assoziationen wecken. Der Leser der Beiträge jedoch stößt auf andere Akzente. „Deutscher Osten“, sagt der Hg. im Vorwort, werde hier lediglich als „hinweisender Begriff“ verstanden. Klaus Friedland (Einführung) verdeutlicht, daß eine durch Handelsinteressen dynamisierte „Rechtswirklichkeit des späten Mittelalters“ in starkem Kontrast zu neuzeitlichen Territorialrechten und -ansprüchen gestanden hat. – Die *Anfänge des deutschen Handels im Ostseeraum* (5–22) lassen sich, Erich Hoffmann zufolge, in Einzelheiten zwar nicht immer genau, in den Grundzügen jedoch angemessen verfolgen. Nicht hinreichend belegt sind Antworten auf die Frage, ob friesisch-niederdeutsche Kaufleute, die sich in Haithabu und Schleswig (11./12. Jh.) aufhielten und früh als Mitglieder der dänischen Knutsgilden nachweisbar sind, auch Zielpunkte wie Birka, Jumne und Visby angesteuert haben. Im Gegensatz zu Fritz Rörig, dessen prononzierte Thesen mehrfach zu Korrekturen herausgefordert haben, sieht H. den Aufstieg Lübecks als einen Prozeß, der sich über Jahrzehnte erstreckt hat. Schleswigs Dominanz wurde durch die Neugründung Lübecks (1159) und durch das Fußfassen deutscher Fernkaufleute in Visby und Riga nicht plötzlich, sondern schrittweise untergraben. Mit dem Verfall des dänischen Imperiums, spätestens seit dem Tod Waldemars II. (1241), erhob sich die hansische Expansion im Ostseeraum über jede Konkurrenz. – Auf die Risse im Monopol der zuerst auf Personenverbänden gegründeten Hanseherrschaft geht schon gleich danach Antjekathrin Graßmann, *Lübeck und der deutsche Osten im Spätmittelalter* (23–39) ein. Sie betont, daß die „hansische Dimension ‚deutscher Osten‘“ im 15. Jh. „eigentlich nicht allein gesehen werden darf“ (24) und daß sie in sich „keine einheitliche Größe“ (37) darstellt. G. lenkt deshalb den Blick auf die dänische Sundzollpolitik, deren Effizienz sich mit dem Vordringen der Engländer und der Niederländer in den Ostseeraum verband. Erstrangig dieser Trend untergrub die Einheit der hansischen Interessen. Im Osten verdeutlichen das vor allem die Gasthandelsverbote in Danzig und Riga, die sich nun auch gegen Lübecker Kaufleute richteten. Wachsende Machtansprüche der Territorialstaaten steckten der Hansepolitik neue Grenzen. Gleichzeitig aber bewährte sich als Klammer zwischen Ost und West ein weiterhin an Lübeck gebundenes Geflecht rechtlicher, demographischer und kultureller Bezüge gerade in Zeiten eskalierender Konflikte. – Positiv

konstatiert zudem Harald Witthöft, daß *Der Export Lüneburger Salzes in den Ostseeraum während der Hansezeit* (41–65) nach der Verbindung von Elbe und Trave durch den Stecknitz-Kanal (1398) eine Blütezeit erlebte und langfristig der Konkurrenz des Baiensalzes standhielt. Bevölkerungswachstum, veränderte Ernährungs- und Konservierungsformen und nicht zuletzt der expandierende Markt im Osten waren auf eine „flexible Antwort der Lüneburger Sülzmeister“ (50) gestoßen. Sie erzeugten im 15./16. Jh. jährlich rund 9–10 000 t Schiffsalz für den Versand über Lübeck. Die Nachfrage nach Salz auf den östlichen Märkten könnte durch den Lübecker Handel geweckt worden sein. Sie war W. zufolge durchaus keine „Naturkonstante“. Vf. belegt zudem, daß der konsumgebundene Absatz im Ostseeraum den Salzbedarf der Herings-Messen auf Schonen bei weitem übertraf. – Die Frage nach der Konsumbindung langfristiger Konjunkturen wirft auch der Beitrag von Gerhard Theuerkauf auf, der *Brandenburg, Böhmen und die Elbregion: Zur Handelsgeschichte des späten Mittelalters* (66–78) thematisiert. Vorwiegend auf die Zeit Karls IV. (1346–78) konzentriert, erörtert Vf. dessen handelspolitische Ambitionen, auf die das Prager Projekt einer Elbflotte und die Verleihung eines Messeprivilegs an Hamburg weisen. Eine Belebung der Handelsschifffahrt von Böhmen zur Nordsee jedoch kam nicht zustande. Th. vermutet, daß sich dem Elbhandel, dank demographischer Regeneration und wachsender sozialer Differenzierung im 15. Jh. bessere Absatzverhältnisse boten. – Interessant wird in dieser Sicht die Studie von Hugo Weczerka, der zufolge *Die Südostbeziehungen der Hanse* (117–132) überhaupt nicht an die Elbe, weitgehend aber an den Seeweg gebunden waren. Eine über die Weichselmündung mit Thorn „weit landeinwärts nach Süden gerichtete Erschließung des Ostseehinterlandes“ (118) verband Breslau, Krakau, Kaschau und Lemberg über die preußischen Häfen mit dem Hanseraum. Im 14. Jh. sind Kaufleute aus Breslau und Krakau, die sich über das hansische Thorn an die Küste und von dort per Schiff nach Brügge begaben, durchgehend belegt. Weniger gewichtig war wohl der Tuchhandel zu Land, der von Breslau über die Hohe Straße und Köln nach Flandern führte. Dem klassischen Geschäft, Tuch gegen Pelzwerk, diente auch der Breslauer Landhandel nach Novgorod. Über Preußen und die Ostsee kamen Heringe und andere Fische auf die südöstlichen Märkte. Die westliche Nachfrage richtete sich vor allem auf Kupfer aus Ungarn, zudem auf durch Lemberg vermittelte Orientwaren. Zu recht betont Udo Arnold, daß man diesen Transitverkehr „auf weite Strecken“ (90) dem Thema *Die Hanse und Preußen* (79–95) zu rechnen müsse. A. seinerseits lenkt den Blick nach Westen, und zwar auf Forschungsfragen zum politischen Verhältnis zwischen Lübeck, den preußischen Städten und dem Deutschen Orden. Das je über Jahrzehnte sich hinziehende Ringen zwischen Lübeck und dem Orden um die Stadtrechte Elbings und Königsbergs bestimmte bereits die Gründungsphase. Im 13. Jh. begann auch der anhaltende, auf den Getreidehandel mit Bergen bezogene Konflikt zwischen Lübeck und den preußischen Hansen. Die Städte und der Orden verfochten als Exporteure das gleiche Interesse, wenn es um die Begrenzung des Lübecker Monopols im Bergenverkehr und um Vorbehalte gegen Lübecker Sundblockaden in der Konfrontation mit Dänemark ging. – Bei Norbert Angermann fällt sodann auf, daß sich *Die Bedeutung Livlands für die Hanse* (97–115) vom preußischen Verhältnis vermutlich deshalb unterschied, weil sich der livländische Verkehr nicht so eindeutig auf die Sundfahrt richtete wie zum Beispiel der Danzigs. Livland bestritt am Ende des 15. Jhs. fast 40 % des Lübecker Ostseehandels, Preußen nur kanpp 20 %. Grundle-

gend aber prägte Livland von Anfang an das gesamte Hansesystem, da es mit der Gründung Rigas (1201) begann, Gotlands Funktion als Stützpunkt für den Handel nach Novgorod und Pleskau zu übernehmen. Riga bezog sich später auf den Einzugsbereich der Düna, zu dem Litauen, Weißrußland, sowie Teile von Rußland und Polen gehörten. Vorwiegend in die Kompetenz Dorpats und Revels indes gehörte der Handel mit den Russen. Bereits die Größenordnungen der drei Hansestädte gäben Anlaß zu der „in kritischer Betrachtung“ erhobenen Warnung Paul Johansens (1963), das Gewicht der russischen Exporte zu überschätzen, eine These, mit der sich A. abwägend befaßt. – Wie hier reflektieren so gut wie alle Beiträge offene Forschungsfragen auf hohem Informationsstand. Dabei stoßen sie sachgemäß immer wieder auf die Schwierigkeit, das für die in der Hanse überregional verquickten Handelsinteressen typische „Gespinst von Umständen und Beziehungen“ (27) verbal zu entwirren. – Den Band beschließt eine faszinierend ausgestattete, historisch umfassend kommentierte Präsentation *Zur Entwicklung der Kartographie in der Hansezeit (133–168)* von Eckhard Jäger. E. H.-G.

Der Hansetag von Uelzen im Jahre 1470 ist Gegenstand einer Untersuchung von Hans-Jürgen Vogtherr (Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen 1991, 67–74). Vf. hat die zugehörigen Akten bereits 1988 im Urkundenbuch der Stadt Uelzen herausgegeben. Er sieht den Hansetag in größeren Zusammenhängen: Lübeck und die wendischen Städte strebten seit etwa 1460 nach einer Festigung des seit einigen Jahren gefährdeten Hansekontors in Brügge, wogegen vor allem Köln im Bund mit Antwerpen opponierte und einen Beitrag zu den Kosten verweigerte. Auch bei den Verwicklungen der Hanse in den englischen Rosenkriegen ging Köln eigene Wege; Probleme gab es zudem in Preußen sowie mit Dänemark, Schweden und Oldenburg. Vf. schildert die komplizierten Verwicklungen im nordeuropäischen Raum um 1470, die im August dieses Jahres auf einem Hansetag in Lübeck zur Sprache kamen; die Bemühungen um ein Zustandekommen einer „Tohopesate“ zum Schutz der Handelswege scheiterten aber. Im Oktober wurden die Verhandlungen auf dem schlecht besuchten Hansetag in Uelzen fortgesetzt, aber nicht abgeschlossen. Die Tohopesate scheiterte am Widerstand einiger wichtiger Städte (Bremen, Lüneburg, Hamburg usw.) und an einer Veränderung der politischen Lage. Uelzen spielte in diesem Zusammenhang nur als Tagungsort, nicht aber als politische Kraft eine Rolle. Die detaillierte Darstellung überzeugt durch das abgewogene Urteil. H. Schw.

Deutsche Wirtschaftsarchive, Bd. 3: *Bestände von Unternehmen, Unternehmern, Kammern und Verbänden der Wirtschaft in öffentlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland*, hg. im Auftrag der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, e.V., bearb. von Ulrike Duda (Stuttgart 1991, Franz Steiner Verlag, X, 505 S.). – Nachdem in den Bänden 1 und 2 die Archive der Unternehmen, Kammern und Verbände sowie der Kreditwirtschaft erschlossen wurden, behandelt der vorliegende Band die öffentlichen Archiven. Zwar konzentriert er sich auf die Unternehmer- und Unternehmensgeschichte des 19. und 20. Jhs., doch lassen sich auch Hinweise auf Archivbestände zur früheren Handwerksgeschichte und zu älteren Handelshäusern finden. Vor allem das Branchenregister wird für den Wirtschaftshistoriker nützlich sein. K. Gerteis

Peter-Johannes Schuler, *Grundbibliographie mittelalterliche Geschichte* (Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen, Bd. 1, Stuttgart 1990, Steiner Verlag, 198 S.). – Daß eine Bibliographie, die auf vergleichsweise wenigen Seiten zu allen Aspekten der modernen Mittelalterforschung (einschließlich der Hilfswissenschaften) die wichtigsten Quellensammlungen und die maßgebliche Forschungsliteratur zusammenstellen will, nur eine Auswahl aus der Fülle des Erschienenen bieten kann, versteht sich von selbst. Ebenso natürlich ist es, daß einer solchen Auswahl immer ein gewisses Maß an Subjektivität anhaftet. Auch im vorliegenden Fall ließe sich über die Aufnahme bzw. Nicht-Aufnahme mancher Titel streiten, desgleichen über die Zuordnung einzelner Titel und die Gewichtung verschiedener Abschnitte. So enthält der Abschnitt „Hanse“ ganze 15 Titel, während für das „Finanzwesen“ stattliche 67 Arbeiten verzeichnet sind. Schwer einzusehen ist, daß zwar die regionalen Städteatlanten aufgeführt sind, die großen landschaftlichen Atlaswerke aber nur mit einem pauschalen Hinweis auf ihre Existenz bedacht werden. Unklar bleibt auch, nach welchen Kriterien die außerdeutsche Geschichte berücksichtigt worden ist. Besonders ärgerlich sind jedoch die vielen bibliographischen Unzulänglichkeiten und Fehler. Trotzdem wird man insgesamt anerkennen müssen, daß die aus der Proseminar-Praxis erwachsene Bibliographie ein durchaus brauchbares Arbeitsmittel darstellt, welches das Auffinden der grundlegenden Literatur zu den diversen mediävistischen Arbeitsfeldern wesentlich erleichtert. Vor einer ggf. geplanten 2. Aufl. müßte die Bibliographie jedoch gründlich überarbeitet werden. Dann sollten vernünftigerweise auch die HGBll. im Sinne der Systematik des Vfs. nicht den „landesgeschichtlichen“, sondern den „Zeitschriften zu einzelnen Gebieten“ zugeordnet werden. V. H.

Anstelle eines abschließenden Berichtsbandes hat der von 1976 bis 1986 von der DGF geförderte Münsteraner Sonderforschungsbereich (SFB) 164 „Vergleichende geschichtliche Städteforschung“ ein kommentiertes Verzeichnis der im Rahmen des SFB entstandenen Publikationen veröffentlicht: *Vergleichende geschichtliche Städteforschung. Annotierte Gesamtbibliographie 1976–1988*. Red.: Hans-Jürgen Teutenberg und Christoph Schütte (Münster 1989, Westf. Wilhelms-Universität, 242 S.). Die Gliederung der Bibliographie orientiert sich an den zum SFB gehörenden 19 Teilprojekten, von denen jedes in einer der jeweiligen Literaturliste vorangestellten Einleitung hinsichtlich seiner Zielsetzung, der angewandten Methoden und der erreichten Resultate vorgestellt wird. Im Anhang finden sich Zusammenstellungen der vom SFB veranstalteten Tagungen und Kolloquien, der Namen der Mitarbeiter sowie der vom SFB herausgegebenen Schriftenreihen. Die Bibliographie, die die Arbeit des SFB 164 in eindrucksvoller Weise dokumentiert, ist (kostenlos) zu beziehen über das Institut für vergleichende Städtegeschichte, Syndikatplatz 4/5, W-4400 Münster. V. H.

Ars Mercatoria. Handbücher und Traktate für den Gebrauch des Kaufmanns 1470–1820. Manuels et traités à l'usage des marchands 1470–1820, hg. von Jochen Hooek und Pierre Jeannin, Bd. 1: 1470–1600 (Paderborn 1991, Schöningh, LIV, 432 S.). – Es handelt sich um *Eine analytische Bibliographie* aller im gesamten europäischen Raum gedruckten Kaufmannsbücher, d.h. aller Handbücher, die geeignet waren, die für die Ausbildung und die praktische Berufsausübung der Kaufleute relevanten Kenntnisse zu vermitteln, und die damit wichtige Quellen sind, wenn

es darum geht, „die Herausbildung, die Weitergabe und den Wandel kaufmännischer Wissensformen und Techniken vom Ende des Mittelalters bis zum Beginn der Industrialisierung“ (XXVII/VIII) (im vorliegenden ersten Bd. bis 1600) zu studieren. Erfasst sind Rechenbücher – soweit sie praktische Anleitungen zu kaufmännischem/kommerziellem Rechnen bieten –, Handbücher zur Buchführung und zu bestimmten Handelspraktikern, metrologische Zusammenstellungen, zwei- oder mehrsprachige Konversationsanleitungen u.v.m. Es sind mehr als 330 verschiedene Texte verzeichnet, von denen einzelne in bis zu über 100 Ausgaben nachgewiesen werden konnten, und die weltweit in fast 200 Bibliotheken ermittelt worden sind. Die bibliographischen Angaben zu den einzelnen Titeln geben detaillierte Auskunft über den jeweiligen Verfasser (soweit bekannt), den Titel des Werkes, Erscheinungsort und -jahr, den Drucker, das Buchformat, den Inhalt des Buches, die Sprache des Textes, den Aufbewahrungsort (einschließlich der Bibliothekssignatur) u.a.m. Ergänzt wird dieses Material durch eine Bibliographie der gedruckten Seerechte und eine Auswahl von Ordonnanzen zum Münzwesen. Als Anhang bieten Hgg. eine statistische Auswertung der erfaßten Kaufmannsbücher nach inhaltlichen Gesichtspunkten, Druckorten und -regionen, nach der Herkunft der Verfasser und der Sprache der Texte in Form von zahlreichen Tabellen und Graphiken. Ein umfangreiches Register, das nach Autoren, Druckern, Verlegern, Erscheinungsorten und Inhaltskategorien geordnet ist, sowie ein chronologisches Verzeichnis der Drucke beschließen einen Band, der der Forschung einen Quellenfundus zugänglich macht, der noch lange nicht ausgeschöpft ist, der aber zugleich tiefe Einsichten in die Geschichte des kaufmännischen Alltags im europäischen Vergleich verspricht.

V. H.

Hansische Stadtgeschichte – Brandenburgische Landesgeschichte. Hansische Studien VIII, hg. von Evamaria Engel, Konrad Fritze, Johannes Schildhauer (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 26, Weimar 1989, Böhlau, 279 S.). – Dieser Eckhard Müller-Mertens zum 65. Geburtstag gewidmete Band der „Hansischen Studien“ umfaßt 18 Beiträge, davon sieben zur „brandenburgischen Stadt- und Landesgeschichte“, die übrigen zur „hansischen Stadtgeschichte“. Eingangs würdigt Evamaria Engel die Publikationen des Jubilars über diesen Themenbereich und stellt seine wichtigsten Ergebnisse heraus: *Berlin, die Mark Brandenburg und die Hanse im Werk von Eckhard Müller-Mertens* (7–12). Am Schluß des Bandes sind sämtliche *Veröffentlichungen von Eckhard Müller-Mertens* zusammengestellt (265–269). – Am Anfang des brandenburgischen Teils stellt Helmut Assing *Neue Überlegungen zur Entstehung der Altstadt Brandenburg* an (15–28), gestützt auf die Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte speziell zu dieser Frage, die er kritisch prüft. Er geht von einem „Entstehungsprozeß“ der Altstadt Brandenburg in drei Stufen aus: 1. Alt-Parduin entsteht in spätslawischer Zeit mit teilweise kaufmännischer Bevölkerung; 2. Neu-Parduin wird bald nach 1157 als „villa forensis“ durch den Burggrafen von Brandenburg gegründet; 3. Neu-Parduin wird in den 1170er Jahren durch den Burggrafen, aber unter Einflußnahme des Markgrafen, zur civitas Brandenburg erweitert. – Joachim-Herrmann, *Der „Barnim“ und Berlins Weg zum baltischen Meer am Ende des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts* (29–40), untersucht die Veränderungen in der siedlungs- und verkehrsgeschichtlichen Situation des Hinterlandes von Berlin vom Ende des 12. Jhs. bis um die Mitte des 13. Jhs., die Berlin zu einem wichtigen Punkt im West-Ost-Handel und auf

dem Weg zur unteren Oder machten. – Gerhard Schmidt stellt *Die Einschränkung der politischen Selbständigkeit der Bischöfe in der Mark Brandenburg im späten Mittelalter* dar, wie sie auch anderswo in dieser Zeit zu beobachten ist (41–56). – Evamaria Engel analysiert *Die oppida des brandenburgischen Landbuchs von 1375* (57–78), das sind zwölf „oppida“ im Barnim und in der Uckermark. Während die einen richtige Städte waren oder wurden, waren andere Marktdörfer. Die in der pommerschen Zeit entstandenen uckermärkischen „oppida“ scheinen dem Grenzschutz gedient zu haben. Der Charakter der „oppida“ des 14. Jhs. hat sich später unterschiedlich gewandelt. – Nach Peter Neumeister ist *Der Urfehdeeid des Berliner Stadtbuches* (79–87) wohl zwischen 1380 und 1420 an den Anfang dieses Buches gesetzt worden und ist hinsichtlich seiner bedeutenden Einschätzung im Zusammenhang mit den politischen Unruhen und dem Fehdewesen dieser Zeit zu betrachten. – Nur erwähnt werden können hier Gerhard Heitz, *Bäuerlicher Bodenbesitz und feudale Herrschaftsverhältnisse in der Prignitz 1686 und 1800* (88–105), und Hannelore Lehmann, *Zum Pfeifferschen Etablissement in der Kurmark (1750–1754). Überfällige Korrekturen aus Anlaß des 200. Todestages von Johann Friedrich (von) Pfeiffer (1717–1787)* (106–122). – Karl Czok eröffnet mit einem Beitrag über *Die Kleinstädte im Oberlausitzer Sechsstädtebund* (124–131) den Abschnitt zur „hansischen Stadtgeschichte“. Diese Kleinstädte (Kamenz, Löbau, Lauban) hatten viel Gemeinsames mit den größeren Städten des Landes (Görlitz, Bautzen, Zittau), waren aber in ihrer Struktur weniger stark entwickelt. – Ondrej R. Halaga, *Verbindungen ostslowakischer Städte mit dem europäischen Markt über Polen und die Ostsee und die „Pacta mutua“ Krakau-Kaschau* (132–143), beschäftigt sich mit dem Handel ostslowakischer Städte mit Westeuropa über Preußen und die Ostsee, dabei besonders mit dem (Spannungs-)Verhältnis Kaschaus zu Krakau, das den Weg von Ungarn nach Preußen zu beherrschen trachtete. – Johanna van Winter und Ary Leo Peter (Alp) Buitelaar untersuchen *Stadt und Moor in Utrecht. Am Beispiel der Bezirke Oostveen und Herbertskop* (144–157): die mittelalterliche Moorrodung und Besiedlung, die sich ergebenden rechtlichen und grundbesitzlichen Verhältnisse in einem Teil des Niederstifts Utrecht. Der Anteil der Bürger der benachbarten Stadt Utrecht an diesem Siedlungsausbau war verhältnismäßig gering, dagegen waren geistliche Einrichtungen (Klöster, Kapitel) sehr stark daran beteiligt; sie besaßen ca. drei Viertel der Deichhufen. – Der inzwischen leider verstorbene Hansehistoriker Konrad Fritze stellt *Hansisches Bürgertum und Fürsten in der Konfrontation* dar, und zwar geht es um *Stralsunds Konflikte mit den Pommernherzögen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (158–170), die als mecklenburgisch-pommerscher Erbstreit begannen, dann aber zu Auseinandersetzungen zwischen den pommerschen Herzögen und der Stadt Stralsund führten, wobei innerstädtische Gruppierungen die Situation noch komplizierten. Für den ins Exil verdrängten Stralsunder Bürgermeister Otto Voge setzte sich die Führung der Hanse ein, aber auch auswärtige Herrscher wurden in den 1453–1470 währenden Konflikt einbezogen. F. betrachtet die Auseinandersetzung als Versuch der Fürsten, sich die Städte unterzuordnen. Letztere erwiesen sich damals als die Stärkeren. Im Gegensatz dazu mußten die Quedlinburger 1477 ihre städtische Autonomie aufgeben und sowohl der Äbtissin des Quedlinburger Reichsstifts als auch den Wettiner Herrschern als den Vogteihinhabern des Stifts huldigen. Dies ist der Schlußpunkt in der interessanten Untersuchung von Barbara Pätzold über *Stift und Stadt Quedlinburg. Zum Verhältnis von Klerus und Bürgertum im Spätmittelalter* (171–192). Im 13./14.

Jh. konnte die Stadt, in der außer dem Stift auch der Bischof von Halberstadt Einfluß ausüben wollte, eine beträchtliche Autonomie erringen. Übrigens war Quedlinburg 1426 der Hanse beigetreten. – Johannes Schildhauer, der bereits einschlägige Arbeiten vorgelegt hat, betrachtet *Die Reformation in Norddeutschland als eine bürgerlich-städtische Bewegung* (193–202). Als Träger der Reformation erkennt er das mittlere Bürgertum; zu deren Durchsetzung verhalfen auch die Unterschichten. Sozialpolitische Forderungen vermengten sich mit religiös-kirchlichen zu einer „Volksbewegung“. – Marian Biskup beschäftigt sich mit *Stadt und Reformation am Beispiel von zwei königlich-preussischen Städten – Elbing und Thorn – am Anfang des 16. Jahrhunderts* (203–216). Er skizziert die wirtschaftliche, soziale und kirchliche Situation in den Städten – zunächst in Thorn, dann in Elbing – und schildert die reformatorischen und sozialen Bewegungen, die in beiden Städten miteinander verknüpft waren, laut B. jedoch in Elbing (den Danziger Verhältnissen ähnlich) stärker als in Thorn, wo der Druck zur Einführung der Reformation sich in Grenzen hielt; zu berücksichtigen ist auch die Einflußnahme des Königs von Polen zugunsten der katholischen Kirche. – Maria Bogucka, *Reformation, Kirche und der Danziger Aufstand in den Jahren 1517–1526* (212–224), untersucht die Anliegen und die Haltung der verschiedenen Sozialgruppen, welche die Triebkräfte im sogenannten „Danziger Aufstand“ bildeten, gegenüber Kirche und Reformation, ebenso die Einstellung der kirchlichen Kreise. Der „Aufstand“ begann noch vor Luthers Thesenanschlag, und die im Zusammenhang mit jenem zum Ausdruck gekommenen reformatorischen Ansätze schätzt B. gering ein, es sei in erster Linie eine sozialpolitische Bewegung gewesen. – Raimo Pullat behandelt *Die Veränderungen in der Bevölkerungszahl und -struktur der Stadt Narva im 18. Jahrhundert* (225–240) auf der Grundlage bisher unbenutzten Materials, dessen statistische Angaben er in Tabellen zusammengestellt hat. Zu Beginn des 18. Jhs. ging die Einwohnerzahl Narvas zunächst durch die Verbringung von Bevölkerungsteilen nach Rußland während des Nordischen Krieges stark zurück. Von 1710 bis 1728 stieg dann die Zahl der Bürger wieder von 300 auf 1646 an – trotz der aufkommenden Konkurrenz von St. Petersburg –, und 1782 war mit 2614 (oder gar 3000?) Einwohnern etwa der Stand von um 1700 wieder erreicht. Die Mehrheit der Einwohner bestand aus Deutschen; neben ihnen spielten Finnen (vor allem aus der Gegend von Wiborg) eine Rolle, dagegen kaum noch Schweden. – Walter Stark läßt sich *Über hansische Kaufmannsbücher und Kaufmannsbriefe* des 13. bis 15. Jhs. aus (241–249): über die Überlieferung, den Inhalt, Editionen und Erforschung. – Herbert Ewe, *Historische Stadtansichten und ihre Bedeutung für die Erforschung der Häfen* (249–256, 12 Abb.), stellt heraus, inwieweit Bildmaterial des Mittelalters und der frühen Neuzeit als Quelle für Einrichtungen und Vorgänge in den Häfen verwendet werden können, und weist Beispiele nach. – Eine ganze Anzahl von Beiträgen bezieht sich auf Arbeiten des Jubilars – eine Reverenz für ihn und ein Zeichen für die Anregungen, die von seinen Arbeiten ausgegangen sind. H. W.

Hermann Kellenbenz †, *Europa, Raum wirtschaftlicher Begegnung. Kleine Schriften I*; ders., *Dynamik in einer quasi-statischen Welt. Kleine Schriften II*; ders., *Wirtschaftliche Leistung und gesellschaftlicher Wandel. Kleine Schriften III* (VSWG Beihefte 92–94, Stuttgart 1991, Steiner, 1282 S.). – Am 26. Nov. 1990 starb Hermann Kellenbenz im Alter von 77 Jahren. Einer von ihm noch kurz zuvor selbst getroffenen Auswahl aus seinen meist schon veröffentlichten Aufsätzen, aber auch

ungedruckten Vorträgen, zum Teil ergänzt bzw. unter Berücksichtigung des neueren Forschungsstandes überarbeitet, stellte er seine Abschiedsvorlesung: *Historiker in der Wi-So-Fakultät* (1984/I, 9–25), voran und damit den Appell: „Die Besinnung auf die Grenzen des Möglichen und des Nötigen verlangt einen geschärften Blick auf die Werte des geschichtlich Gewordenen, und da gibt es nicht nur wirtschaftliche Interessen und gesellschaftliche Bezüge zu beachten, sondern einen vielfach vernetzten Gesamtzusammenhang. Das den Menschen als Mahner und Warner nahezubringen, gehört zu den wichtigsten Aufgaben des Historikers“ (I, 25). – Für Bd. I stellte der Autor Arbeiten zusammen, in denen er, bis auf zwei Ausnahmen zeitlich vom späten Mittelalter bis an die Wende des 18. Jhs. reichend, zunächst *Die europäische Wirtschaft zur Zeit Kaiser Karls IV.* (1979/I, 27–49), das, was jener anstrebte und erreichte, im Rahmen der Grenzen und Möglichkeiten des gesamten Kontinents betrachtete. Doch schon um 1950 hatte K. begonnen, den Blick auf die Iberische Halbinsel zu richten. Am Wiederabdruck seines Aufsatzes *Der Norden und die Iberische Halbinsel von der Wikingerzeit bis ins 16. Jahrhundert* (1962/I, 51–76) war ihm besonders gelegen, wurden doch hier hansische und sonstige nordeuropäische Beziehungen zum iberischen Raum beleuchtet, die in der Forschung bisher allenfalls im Rahmen der spätmittelalterlichen Phase einen bescheidenen Platz eingeräumt bekommen. Zuvor waren von ihm bereits *Spanien, die nördlichen Niederlande und der skandinavisch-baltische Raum in der Weltwirtschaft und Politik um 1600* (1954/I, 77–120) unter dem Aspekt der Verbundenheit zur aufsteigenden Macht Schweden untersucht worden. Die in der Arbeit *Der Niedergang Venedigs und die Beziehung Venedigs zu den Märkten nördlich der Alpen* (1961 frz./I, 121–171 dt.) behandelte Thematik weitete er in einer Studie über *Südosteuropa im Rahmen der europäischen Gesamtwirtschaft* (1971/I, 173–204) auf die Bereiche zwischen Adria und Schwarzem Meer aus. Noch im selben Jahr erschien seine Arbeit *Marchands en Russie aux XVIIe et XVIIIe siècles* (1971/I, 205–283). Jahre später bildeten wieder *Deutschland und Spanien. Wege, Träger und Güter des Handelsaustausches* (1985/I, 285–325) einen Schwerpunkt seiner Forschungen, einem Anliegen, den Beitritt Spaniens zur Europäischen Gemeinschaft von der wirtschaftlichen Situation dieses Landes in der Gegenwart und zugleich in historischer Perspektive zu beleuchten, folgend und zugleich umfassende Kenntnis räumlicher Infrastruktur dokumentierend. Genaue Beobachtungen von Distributionskanälen und Märkten einzelner Güter gingen konform mit präziser Beschreibung von Handelsrouten, so in seiner umfangreichen Abhandlung *Landverkehr, Fluß- und Seeschifffahrt im europäischen Handel* (1965/Neufassung I, 327–441). – Als Stichwort des zweiten Teils wählte K. den Titel des ersten Aufsatzes: *Dynamik in einer quasi-statischen Welt* (1990/II, 453–487), in dem es ihm in Würdigung Mark Blochs und im Gegensatz zu gängigen Theorien des wirtschaftlichen Wachstums darum ging, jene Phase vor der sog. Industriellen Revolution als quasi-statisch zu bezeichnen. Zwar sei die wirtschaftliche und gesellschaftliche Dynamik in der Zeit des „Alten Regimes“ eine geringere als diejenige gewesen, die mit den Umwälzungen des Modernen Maschinenwesens und den gleichzeitig erfolgten Veränderungen im Verkehrs- und Nachrichtenwesen eingesetzt habe, aber auch damals habe sich vieles im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich bewegt, auf das der Historiker immer wieder hinweisen müsse, um der so gefährlichen Neigung zur Verkürzung des geschichtlichen Horizonts in der Allgemeinbildung der Menschen entgegenzutreten. Beginnend mit der Abhandlung *Die deutsche Wirtschaft in der Stauferzeit* (1982/II, 489–511), stellte K. deshalb noch

einmal Strukturen und Entwicklungstendenzen der Agrar- und Gewerbeverfassung vor allem des 12. Jhs. vor, diskutierte Fragen der *Wirtschaft in Deutschland, Italien und Frankreich im 14. Jahrhundert, insbesondere ihre verkehrswirtschaftlichen Verflechtungen* (1970/II, 513–539) und sah den *Aufstieg Kölns zur mittelalterlichen Handelsmetropole* (1967/II, 541–570) begünstigt durch den verstärkten Trend in der Umstellung vom Naturalhaushalt auf die Geldwirtschaft im Zusammenhang mit der Modernisierung des kaufmännischen Betriebs auf der Basis der Schriftlichkeit und schließlich beachtlicher Transportmöglichkeiten. *Die Vorschläge des Nicolaus Copernicus zu einer Reform des preussischen Münzwesens* (1973/II, 571–586) führten ihn in den deutsch-polnischen Grenzbereich, für den er belegen konnte, wie der in Verwaltungsfragen erfahrene Frauenburger Domherr sich mit seinen Denkschriften in die Gruppe jener Theoretiker einreichte, die auf das künftige merkantilistische Denken hinführte. In seiner Studie über die *Norddeutsche Wirtschaft im europäischen Zusammenhang* (1985/II, 587–607) kam es ihm darauf an, exemplarisch zu zeigen, wie geographische Gegebenheiten und historische Dynamik in einem bestimmten Raum prägend und weitergestaltend zusammenwirkten, wobei die Weiträumigkeit der hansestädtischen Fernhandelsbeziehungen durch die vielfach enge merkantilistische Wirtschaftspolitik von Fürstenstaaten weitgehend abgelöst wurde. Nach seinen eine neue methodische Orientierung einleitenden Untersuchungen nicht nur über die wichtigsten Verkehrsrouten, sondern auch über die Träger des „Weltverkehrs“ am Beispiel des internationalen Pfeffermarktes widmete sich K. den *Aachener Kupfermeistern* (1970/II, 609–635), ihren Wanderungen und Verflechtungen bis in die Niederlande und nach Schweden. Im Gegensatz zur vorherrschenden Auffassung (Fernand Braudel, Frank Spooner), daß englisches Zinn den europäischen, besonders den mediterranen Markt beherrscht habe, konnte K. auch *Sächsisches und böhmisches Zinn auf dem europäischen Markt* (1987/II, 637–660) nachweisen. Seinen Aufsatz *Zur Geschichte der oberdeutschen und niederländischen Ostindienverbindungen auf dem Landwege um die Wende zum 17. Jahrhundert* (1963 frz./II, 661–675) stellte der Autor nun in überarbeiteter deutscher Version vor, wobei er auf die Art und Weise des Ausbaus eines von Kaufleuten unterhaltenen, aber auch staatlichen Obrigkeiten dienenden Informationsnetzes aufmerksam machte. Die wachsende Bedeutung des persischen Seidenmarktes und zeitweilige Erschwerung der levantinischen Handelsverbindungen konstatierend, fragte er nach handelspolitischen Bemühungen, tatsächlichem Umfang, Handelswegen und beteiligten Unternehmerkräften bei der Sicherung des russischen Transithandels mit dem Orient (1964/II, 677–695). Ähnlich stellte sich *Die westeuropäische Konkurrenz in der Nordmeeresfahrt bis ins 17. Jahrhundert* (1960/II, 696–719) dar, nur daß hier die Austragsgegenden die Walroß- und Robbengründe des Nordmeers waren. Eine vergleichende Betrachtung lohnte sich ganz besonders, zumal hier die Erfahrungen und technischen Kenntnisse der Basken und Portugiesen ebenso zum Tragen kamen, wie die Unternehmungen der Franzosen, Holländer, Friesen, Engländer und Skandinavier. Eine den Band abschließende Studie über *Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Westdeutschland und Böhmen/Mähren im Zeitalter der Industrialisierung* (1962/II, 721–741), würdigt den Beitrag einheimischer Kräfte (so etwa des Braunauers Liebig und des Pilseners Škoda), verweist jedoch zugleich auch auf eine Fülle von Anregungen, die namentlich vom Rheinland und von Schwaben aus auf die Industrialisierung in Böhmen und Mähren ausgingen. – Der dritte Teil: *Wirtschaftliche Leistung und gesellschaftlicher Wandel* bewegt sich um zwei Doppelaspekte wirtschaftlichen

Geschehens. Der eine bezieht sich auf die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher Leistung und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten gesellschaftlichen Aufstiegs, der andere auf das Spannungsverhältnis zwischen städtischer Lebensweise und Kulturleistung und ländlichen Formen wirtschaftlicher Betätigung. Wiederum wird deutlich, daß die Beschäftigung mit den Antriebskräften unternehmerischen Wirkens und die Erhellung der Gründe ihres Scheiterns zu den zentralen Anliegen des Autors gehörten, so in seinem Aufsatz *Ländliches Gewerbe und bäuerliches Unternehmertum in Westeuropa vom Spätmittelalter bis ins 18. Jahrhundert* (1965/III, 749–799). Aber auch dabei erfuhr der Norden seine besondere Beachtung: *Bäuerliche Unternehmertätigkeit im Bereich der Nord- und Ostsee* (1962/III, 801–840); intensive Aufarbeitung hansisch-nordischen Schriftguts gingen Arbeiten über *Die mittelalterliche Wirtschafts- und Sozialstruktur im Ostseeraum* (1970/III, 841–876) voran. Um dabei speziell *Skandinavians Gesellschaft im Wandel* (1969/III, 877–896) zu begreifen, hielt K. es für erforderlich, diesen von der Wikingerzeit bis in das 20. Jh. zu beobachten. Nord- und Ostseeraum standen im Mittelpunkt zweier weiterer Aufsätze. Ging es bei dem einen um die Rolle der *Schiffer und Schiffsmannschaft der deutschen Nordseeküste* in der Westfahrt des 16. und während der ersten Hälfte des 17. Jhs. (1980/III, 931–944), so wandte sich K. in einer weiteren Studie unter Erörterung auch von Fragen des Handelsrechts den verschiedenen Formen „hansestädtischen Unternehmertums“ mit besonderer Betonung des östlichen Handels für die aus Westeuropa kommenden Immigranten mit ihrer reichen Erfahrung an kommerziellen und industriellen Techniken zu (III, 945–971). Unter den in diesem Zusammenhang regional stärker abgegrenzten Komplexen verdienen mit Recht nochmalige Hervorhebung Aufsätze des Vf. wie der über *Die wirtschaftliche Rolle des schleswig-holsteinischen Adels im 16. und 17. Jahrhundert* (1953/54, 1978/III, 973–990). Seine Arbeit über das *Unternehmertum im süddeutschen Raum zu Beginn der Neuzeit* (1959/III, 991–1014) behandelt die Zeit, in der diese Region ihre Blüte erlebte; prägnante Beispiele gewähren Einblick in Veränderungen der Sozialstruktur. Wurde hier der soziale Wandel angesprochen, versuchte er in seinem Aufsatz *Zur Sozialstruktur der rheinischen Bischofsstädte in der frühen Neuzeit* aus komparativer Sicht zur Typologie zu kommen (III, 1015–1042). In Köln und Speyer fand der Autor die politischen Funktionen am deutlichsten ausgeprägt; Mainz trug am eindeutigsten den Charakter der fürstlichen Landstadt, und in Speyer bot das Nebeneinander von Bürger- und Bischofsstadt einen interessanten Betrachtungsgegenstand. *Die europäische Stadt als Kraftfeld bürgerlicher Gesinnung und kultureller Tradition* sehend (1973/III, 1165–1188), widmete er dieser, der freien, autonomen Stadt, gewissermaßen dem Idealtypus des unabhängigen Gemeinwesens in europäischem Zusammenhang auch den Beitrag *Die Gesellschaft in der mitteleuropäischen Stadt im 16. Jahrhundert. Tendenzen der Differenzierung* (1980/III, 1043–1062). Den Aspekt der schichtenspezifischen sozialen Differenzierung innerhalb der frühneuzeitlichen Stadt griff K. in dem Beitrag *Marchands capitalistes et classes sociales* (1968, 1973/III, 897–929) auf, wobei er besonders auf bestimmte Mentalitäten als Erbe des Mittelalters und auf bestimmte diskriminierte Minderheiten und Glaubensflüchtlinge als Leidtragende der Glaubensspaltung hinwies, die nun ein wesentliches Element der sozialen Differenzierung darstellten. Zuweilen lenkte K. den Blick auch auf vergessene oder eben in ihrer Bedeutung noch nicht erkannte Gruppen oder Typen, wie etwa auf den *Kammerdiener, ein(en) Typus der höfischen Gesellschaft. Seine Rolle als Unternehmer* deren unterschiedliche Motive und Anlagestrategien in der Zeit

des Ancien Régimes, und erweiterte dadurch Typisierungsmodelle von Zorn, Conze, Redlich, Kocka u.a. (1985/III, 1063–1094). Auf drei Ebenen des sozialen Status: den Hof bzw. die Fürstenresidenzen, die Stadt, in der nicht der Fürstenhof den Mittelpunkt bildete, und das platte Land, konzentriert, hatte K. bereits 1965 eine vielzitierte Arbeit über den *Merkantilismus in Europa und die soziale Mobilität* (III, 1095–1163) vorgelegt, mit der er nun den Schlußpunkt unter die Wiederauflage von 34 seiner wenngleich vorwiegend neuzeitlich orientierten, so doch räumlich und thematisch ein äußerst breites Spektrum dokumentierenden „kleineren“ Schriften setzte. – Mit dieser repräsentativen Auswahl von nahezu 1200 Seiten aus einem reichen wissenschaftlichen Werk hat K. noch einmal deutlich gemacht, „wie wichtig es für den Historiker ist, immer wieder über die Grenzen des von ihm gewählten Arbeitsfeldes hinaus zu blicken, auf Verbindendes hinzuweisen, in Konkurrenzsituationen nicht nur das Trennende zu sehen, sondern auch die in die gleiche Richtung tendierenden Gemeinsamkeiten zu beachten und damit jener Dynamik gerecht zu werden, die auch für die quasi-statische Welt des Alten Europas kennzeichnend war“ (II, 452). H. Böcker

Die unter dem Titel *Vinculum Societatis* zum 60. Geb. von Joachim Wollasch erschienene Festschrift (hg. von Franz Neiske, Dietrich Poeck und Mechtild Sandmann, Sigmaringendorf 1991, regio Verlag Glock und Lutz, 352 S.) enthält 12 Aufsätze, die ein Spiegelbild der Forschungsschwerpunkte des Geehrten sind, in deren Mittelpunkt die Erforschung der früh- und hochmittelalterlichen Totenbücher und die Geschichte klösterlicher Gemeinschaften stehen. An dieser Stelle ist auf den Beitrag von Dietrich Poeck, *Totengedenken in Hansestädten* (175–232), aufmerksam zu machen, in dem Vf., gestützt in der Hauptsache auf einschlägiges Quellenmaterial aus Bremen und Lübeck (Nekrologien, Testamente, Sachüberreste u.a.), zeigt, in welcher Weise hansestädtische Bürger – und auch der Rat als Institution – dafür Sorge trugen, ihr Angedenken nach dem Tode sicherzustellen. Vf. betont dabei die enge Verbindung, die zwischen dem Totengedenken und der Armenfürsorge bestand. Anhand einiger Beispiele aus Brügge kann er darüber hinaus zeigen, daß sich auch die Hanse in ihrer Gesamtheit nachdrücklich für das Gedenken im Ausland verstorbener Kaufleute eingesetzt hat, eine Beobachtung, die es wert ist, ihr weiter nachzugehen, weil sie geeignet ist, Licht auf die bislang wenig erforschten Beziehungen zwischen den hansischen Kaufleuten im Ausland und der einheimischen Bevölkerung zu werfen. – Im übrigen hätte man sich gewünscht, daß die äußerlichen Befunde stärker auf die ihnen zugrunde liegenden Bewußtseinsinhalte befragt worden wären. V. H.

Der bereits in 15 Bänden erschienenen Reihe „Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte“ ist nunmehr mit dem von Ruth Schmidt-Wiegand und Dagmar Hüpper hg. Sammelwerk *Der Sachsenspiegel als Buch* (Frankfurt/M. 1991, Peter Lang, XXII, 527 S., zahlreiche Abb.) ein Initialband mit programmatischem Charakter vorangestellt worden. Mit den 12 Aufsätzen und der reichen Bildausstattung des Bandes wird das Anliegen der Reihe, die Verbindung von Sprache und geistiger und materieller Kultur herzustellen, sinnvoll verwirklicht. – Eingangswidmet sich Rolf Lieberwirth der *Sachsenspiegelvorrede „von der herren geburt“* (1–18). Sie entstand aus dem Bedürfnis, zur Gewährleistung des angeborenen Rechts der im Elbe-Saale-Raum ansässigen schwäbischen, fränkischen und sächsi-

schen Herrenfamilien die stammes- und standesgleichen Adelsgeschlechter des östlichen Harzraumes zu ermitteln. Denn der Sachsenspiegel war nicht nur in einem bestimmten Gebiet geltendes territoriales Recht, sondern trug gleichzeitig mit der Respektanz anderer Rechtsordnungen personale Züge. – *Überlieferungs- und Editionsprobleme* behandelt Ruth Schmid-Wiegand (19–56). Sie fordert, eine allgemeinverbindliche Ausgabe des Sachsenspiegels zu schaffen, die sich auf die repräsentativste Handschrift stützt und deren gesamtes Rezeptionsfeld zugänglich macht. – Dem Personenkreis der *Auftraggeber, Schreiber und Benutzer von Sachsenspiegel-Handschriften* (57–104) wendet sich Dagmar Hüpper zu. Als Schreiber macht sie Geistliche, aber auch Bürger, Bürgermeister und Schöffen namhaft. Dabei ist von Interesse, daß sich mit der zunehmenden Ausbildung städtischer Rechtlichkeit die Sachsenspiegelhandschriften im Besitz von Städten und Stadträten mehren, während gleichzeitig die Nutzung dieser Rechtstexte an geistlichen Gerichten eine rückläufige Tendenz aufweist. – Ulrich Drescher, *Die Lüneburger Ratshandschriften des Sachsenspiegels* (105–142), hebt den für Deutschland einmaligen Beschluß der Bürgermeister und Ratsleute von Lüneburg vom 2. Dez. 1402 hervor, der die Abfassung eines Stadtrechtsbuches vorsah und gleichzeitig den Sachsenspiegel zur wichtigsten subsidiären Rechtsquelle erhob. Das hatte den Ratsbesitz zweier Sachsenspiegelabschriften und eine Sachsenspiegelbearbeitung seitens des Lüneburger Rats Herrn Brand von Tzerstede zur Folge. Die drei Handschriften zeichnen sich durch prachtvolle Miniaturen aus, wobei die Bebilderung der dritten in enger Beziehung zur Rechtsgeschichte der Stadt steht und das gewachsene Rechtsbewußtsein des Rates spiegelt. – Der Vergleich der *Kapitelverzeichnisse und „Sachregister“ zum Sachsenspiegel in Mgf 10 und in der Wolfenbütteler Bilderhandschrift des Sachsenspiegels* von Bärbel Müller (143–168) bringt ans Licht, daß sich beide Handschriften so stark voneinander unterscheiden, daß eine gemeinsame Vorlage auszuschließen ist. Die Beschaffenheit von Kapitelverzeichnis und „Sachregister“ erlaubt, laut Vf.in, vom Text unabhängige Vorlagen anzunehmen. – In ihrem Aufsatz über *Die articuli reprobati des Sachsenspiegels – 1371 in der Bulle „Salvator humani generis“ von Papst Gregor XI. gebannt* –, führt Ulrike Lade-Messerschmidt (169–218) im Vergleich mit der Glosse des Johannes von Buch und des von Klenkok verfaßten Dekadions den Nachweis, daß eine stetige Auseinandersetzung mit dem Sachsenspiegel erfolgt ist, die aber den Wert dieses Rechtsbuches als subsidiäre Rechtsquelle in keiner Weise gemindert hat. – Ruth Schmidt-Wiegand behandelt *Die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels als Quelle der Kulturgeschichte* (219–260), wobei besonders Art und Verwendung der Macht-, Standes- und Rechtssymbole, die nicht selten aus dem Bereich der Sachkultur geschöpft sind, Einblicke in das Denken und Handeln der Zeit vermitteln. Diesem Anliegen wird auch der Aufsatz von Christoph Dautermann über *Die Bauvorschriften des Sachsenspiegels und ihre Behandlung in den Codices picturati* (261–284) gerecht. Hervorzuheben ist, daß Text und Bild der Handschriften der Realität entsprochen haben. – Hartmut Leppin wendet sich der *Ausdeutung des Satzes vom Leibeizwang in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels* (285–294) zu und zeigt, daß die Illustratoren ihn ebenso, wie es im Schwabenspiegel geschieht, konsequent vertreten haben. – Weiter werden einzelne Personengruppen behandelt. So ist nach Werner Peters *Der Fronbote als Nachrichtenführer für die schöffenbaren Freien zuständig* (295–315); seine Funktion wird in der späteren Zeit mit der des Büttels verknüpft, während die Bezeichnung „Fronbote“ für den Gerichtsdienner erhalten bleibt. Friedrich Scheele, *Spillute ...*

di sint alle rechtelos, äußert sich hingegen *Zur rechtlichen und sozialen Stellung des Spielmanns in Text und Bild des Sachsenspiegels* (315–258). Er gelangt zu dem Ergebnis, daß in den Rechtsbüchern lediglich die niedrigsten Vertreter dieser Gruppe vorzufinden sind. Sie sind mobil, durch bestimmte Kleidung sowie die Fiedel kenntlich und stehen für die Rechtlosen schlechthin. – Abschließend äußert sich Dieter Pötschke *Zur Rezeption des Sachsenspiegels in der Mark Brandenburg* (359–389), im besonderen zum Berliner Schöffengericht. Er stellt fest, daß 64 % der Artikel dieses Rechts ganz oder teilweise auf den Text Eikes von Repgow zurückgehen.

G. Wittek

Heinz Stoob, *Kaiser Karl IV. und seine Zeit* (Graz 1990, Verlag Styria, 437 S.). – Kaiser Karl IV., „eine Persönlichkeit kaum auslotbarer Dichte, Tiefe und Komplexität“ (266), forderte St. heraus, durch erneute Quellenarbeit zu heilsamer Skepsis gegenüber vorliegenden Wertungen wachzurufen, stärker noch den europäischen Zusammenhang beachtend, zu tieferem Verständnis zu gelangen. In chronologische, stark am Itinerar orientierte Darstellungen werden methodisch anregende Reflexionen über Grundzüge fürstlicher Territorialpolitik und eine „Geschichte nach Landschaften“ eingeflochten. Von besonderem Gewicht sind darüber hinaus systematisch angelegte Betrachtungen sowohl über Bildung und Kultur im sozialen Umfeld nach 1350 als auch über Einung und Gemeinde als Ordnungskräfte, die deutsche Hanse und den Ordensstaat im 14. Jh. Nachdrücklich widerspricht St. der „fortwuchernden Unterscheidung“ von sog. Kaufmanns- und sog. Städtehanse im Sinne von zwei chronologisch einander folgenden Hauptabschnitten hansischer Geschichte. Nach ihm waren die Hansen bis in die neuzeitlich-hanseatischen Ausläufer des Phänomens hinein bestehende Personalverbände der Kaufleute, ihrer Konstellation nach nie ohne Rest zu fassen (ihr Bereich deshalb allen Versuchen der Kartierung spottend), seien sie gerade darum in ihrer weitreichenden Macht für die fürstlichen Zeitgenossen so schwer angreifbar, im Grunde für längere Zeit unbezwingbar gewesen. Karl IV. habe von Anfang an sehr genau die rasche Steigerung von Macht und Ansehen des Hanseverbandes beobachtet, dennoch habe sich gerade hier eine der wichtigsten Begrenzungen seines Wirkens gezeigt, das zwar an den hansischen Kernraum heran, aber nicht in ihn hinein gedrungen sei. Der Band wird durch Register, genealogische Tafeln und instruktive Itinerarkarten bereichert; zu bedauern ist allerdings, daß der eigentliche Anmerkungsapparat auf eine Schrifttumsauswahl im Anhang reduziert werden mußte.

H. Böcker

Eine Arbeit von Ulrich Andermann über *Ritterliche Gewalt und bürgerliche Selbstbehauptung* (Rechtsgeschichtliche Reihe, Bd. 91, Frankfurt a.M., Peter Lang, 366 S.) untersucht vor allem die rechtsgeschichtliche Seite eines wichtigen sozialgeschichtlichen Problems im Spätmittelalter, das seit dem Anfang des 19. Jhs. unter dem Begriff „Raubrittertum“ zusammengefaßt wurde. Vf. benutzt diesen Begriff immer wieder, weil er sich ausschließlich auf die gewalttätigen Konflikte zwischen „Rittern“ und Bürgern konzentriert. Offenbar versteht er unter der im Thema genannten „ritterlichen Gewalt“ nur „ritterliche Gewalttaten“, die in vielen Quellen so spektakulär hervortreten. Er stellt nicht in Frage, ob der „Raub“ die Regel und nicht die Ausnahme im Verhältnis zwischen Stadt und landsässigem Adel (Rittern) war. Wer auch die Quellen außerhalb von Gerichtsakten und Chroniken heranzieht, wird durchaus friedliche Beziehungen, ja, manche Bündnisse und Dienstver-

hältnisse zwischen Stadt und Adel finden. Diese werden vom Vf. zwar genannt, treten aber stark zurück. Man muß einräumen, daß es Zeiten erhöhter Kriminalität von Adligen gab und daß das Fehdewesen, das zunächst als „legales“ Mittel der Durchsetzung von „Recht“ galt, im Rahmen der von den Städten geförderten Landfriedensbewegung immer mehr kriminalisiert wurde. Doch waren auch die Fehden kein Dauerzustand; zudem beschränkten sie sich im allgemeinen auf eng begrenzte Regionen. Es kann nicht bestritten werden, daß das Verhältnis zwischen Stadt und Adel ein Konfliktpotential mit kriminellen Elementen enthielt, nur ist der historische Stellenwert dieser Konflikte nicht so groß, wie Vf. offenbar meint, zumal nicht nur „Ritter“, sondern auch Angehörige anderer Stände unter den Räubern zu finden sind. So zieht die Arbeit denn auch einen sehr weiten Rahmen, indem sie das gesamte Feld städtischer „Selbstbehauptung“ erfaßt, die sich juristischer, politischer und militärischer Mittel bediente, wobei das eigentliche Thema – die Bekämpfung der „Raubritter“ – auf weite Strecken von allgemeinen Betrachtungen überlagert wird. Es ergibt sich denn auch immer wieder, daß es für die Städte keinen wesentlichen Unterschied machte, mit welchem Gegner sie sich auseinanderzusetzen hatten: mit Fürsten und ihren Lehnsleuten, unabhängig operierenden Raubrittern, gewöhnlichen See- und Landräubern, gewalttätigen Bauern oder Bürgern. Dennoch bleiben einige Sonderprobleme, etwa durch die Existenz von „Raubritter“-Burgen, deren Bezwingung besondere Anstrengungen erforderte. Im Zusammenhang mit der allgemeinen Erörterung der städtischen Gerichtsbarkeit, werden zahlreiche Probleme berührt. So wird dargestellt, daß sich die räumliche Kompetenz vom Weichbild bzw. Stadtgebiet im Rahmen verbriefter oder angemessener Rechte bei der Landfriedenswahrung auf die Umgebung erweiterte. Ausführlich wird auch begründet, daß der „Gerichtstag“ vor dem Vogt nicht zur leeren Hülse geworden sei, da hier das eigentliche Urteil auf der Basis eines Geständnisses erging. Man wird aber doch feststellen müssen, daß das vom Rat getragene „Vorverfahren“ bereits die Basis für das Urteil schuf und daher den wesentlichen Teil des Gesamtverfahrens bildete. Die Schwäche des Stadtvogts war so groß, daß gelegentlich ohne seine Anwesenheit ein Urteil gefällt und vollstreckt wurde. Vf. stellt auch die Frage nach einer Sonderbehandlung von Adligen im Stadtgericht. Sie fand im allgemeinen nicht statt. S. 310 wird das „Hängen am Galgen“ als „die gewöhnliche Todesstrafe“ beschrieben; das aber war sie nicht. Die Art der Todesstrafe richtete sich nach der Straftat; insofern war es schon eine Sonderbehandlung von Adligen, wenn sie in Einzelfällen gestieft und gespornt gehängt oder auch enthauptet und damit, vom Galgen verschont wurden. Politische Sonderfälle waren es, wenn von mächtigen Freunden der angeklagten Ritter (bisweilen erfolgreich) versucht wurde, auf das Urteil und den Strafvollzug einzuwirken. – Das Schwergewicht der Arbeit liegt auf dem norddeutschen Raum, wobei die besondere Lage einzelner Hansestädte berücksichtigt wird, während die Hanse selbst nur beiläufig als ein Bund zur Verwirklichung eines „wirtschaftlich motivierten Friedensbedürfnisses“ erwähnt wird, obwohl die Herstellung und Bewahrung von Handelsvorteilen mit diplomatischen und wirtschaftlichen, aber auch kriegerischen Mitteln entscheidendes Gewicht hatten. – Die Arbeit beruht vorwiegend auf der Auswertung gedruckter Literatur. Ungedruckte Quellen wurden nur im Stadtarchiv Braunschweig genutzt. *H. Schre.*

Einen zusammenfassenden Überblick über die Rechtsstellung und die Möglichkeit wirtschaftlicher Betätigung von *Frauen in der mittelalterlichen Stadt* hat Edith En-

nen veröffentlicht (RheinVjbl. 55, 1991, 21–31). Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen das eheliche Güterrecht und die Tätigkeit von Frauen als Kauffrauen und Handwerkerinnen (insbesondere in den Tuchgewerben), der Schulbesuch der Mädchen sowie die Schicksale alleinstehender Frauen. V. H.

Frauen in der Ständegesellschaft. Leben und Arbeiten in der Stadt vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit, hg. von Barbara Vogel und Ulrike Weckel (Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte, Bd. 4, Hamburg 1991, Krämer, 306 S., 16 Abb.). – Die in diesem Band veröffentlichten Aufsätze gehen auf eine Ringvorlesung an der Universität Hamburg im Sommersemester 1989 zurück, die „das Bewußtsein dafür stärken“ wollte (7), daß Hansestädte nicht nur durch den Kaufmann, den Zunfthandwerker und den Seeräuber repräsentiert wurden, sondern Männer und Frauen an der Wirtschaftskraft einer Stadt Anteil hatten. Im Sammelband selbst geht es um Frauen mit unterschiedlichen Rechten, Einflßbereichen und Bildungschancen verschiedener sozialer Klassen und Konfessionen vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jhs. in Hanse- und anderen Städten, jedoch nicht ohne die Konsequenzen von Eheschließung, Familiengründung oder gar Eheverbot auch für Männer zu erwägen. Die Herausgeberinnen räumen ein, daß die Auslegung von Einzelangaben notwendig subjektiv, d.h. abhängig von Erkenntnisziel und -interessen des forschenden Subjekts sei. Da die Autorinnen und Autoren ihr eigenes methodisches Vorgehen, ihre Fragestellung reflektieren und erläutern, würden sie jedoch Einblick in die unterschiedlichsten Möglichkeiten historischer Frauenforschung gewähren, eine methodische Mehrdimensionalität, die zudem unter dem Aspekt von Germanistik, Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte bereichert wurde. Desto bedauerlicher ist es, daß ein Drittel der Beiträge ohne den eigentlichen Anmerkungsapparat blieb. – Für die ersten vier Beiträge werden Fragen nach der wirtschaftlichen und rechtlichen Selbständigkeit von Frauen des hansestädtischen Bürgertums angekündigt, wenngleich schon im ersten Aufsatz: Ingrid Bátor, *Frauen in Handel und Handwerk in der Residenzstadt Nördlingen im 15. und 16. Jahrhundert* (27–47), eingeräumt werden muß: „keine Hansestadt, aber rechtlich und wirtschaftlich einer Hansestadt vergleichbar“ (17/27). – Margret Wensky, *Frauen in der Hansestadt Köln im 15. und 16. Jahrhundert* (49–68), konstatierte das interessante Phänomen von vier eigenen Frauenzünften, bleibt aber die Begründung, warum Frauen „in keiner anderen deutschen Stadt . . . mehr Rechte, Freiheiten und wirtschaftliche Möglichkeiten“ als in Köln hatten (67), schuldig. – Klaus Arnold, *Frauen in den mittelalterlichen Hansestädten Hamburg, Lübeck und Lüneburg – eine Annäherung an die Realität* (69–88), warnt vor Überbewertung des Auftauchens von Frauenarbeit in Steuerlisten und Zunftordnungen, sucht vielmehr die Lebenswirklichkeit, „das Ganze der Arbeit und der Existenz von Frauen“ (69), zu erfassen und empfiehlt, die Rolle der Frauen auch für den intimeren Rahmen innerhalb der Familie neu zu definieren. – Erika Uitz, *Zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation von Frauen in ausgewählten spätmittelalterlichen Hansestädten* (89–115), hält die Einbeziehung anderer Städtetypen für unumgänglich, ordnet in Anlehnung an Philippe Dollinger Wismar, Berlin, Magdeburg und Stralsund den Mittelstädten, Halle Halberstadt, Mühlhausen (Thür.) und Frankfurt (Oder) den Kleinstädten zu, erfaßt damit jedenfalls Städte in unterschiedlichem historisch-geographischen Milieu und politisch-rechtlicher Einbindung und kann somit auf entsprechend spezifischer Wirtschafts- und Sozialstruktur notwendige Dif-

ferenzierungen, so bei Städten mit agrarisch orientiertem Handel auch auf die Beteiligung von Frauen am Rentenmarkt, verweisen. – Beate Hennig, *Von adelmüttern und züpfelnunnen*, untersuchte *weibliche Standes- und Berufsbezeichnungen in der mittelhochdeutschen Literatur zur Zeit der Hanse* (117–146) und hält es für vertretbar, daraus abgeleitete Informationen über die Lebenshaltung des mittelalterlichen Sprachbenutzers auf das mittelniederdeutsche Sprachgebiet als Kernraum der Hanse zu übertragen. – Gerhard Theuerkauf sah *Frauen im Spiegel mittelalterlicher Geschichtsschreibung und Rechtsaufzeichnungen* (147–165) in Magdeburg, Lübeck und Hamburg und konstatierte, daß die Affinität der Frau zu den milden Zügen des Christentums mit dem Aufstieg der Städte seit dem 12./13. Jh. in der Geschichtsschreibung ihren Ort verlor, in Rechtsaufzeichnungen aber Frauen, wenn gleich beschränkt auf Familie und Ehe, an Bedeutung gewannen. – Beate Binder betrachtete *Die Frau im Spiegel der spätmittelalterlichen Kunst norddeutscher Hansestädte* (167–200) und systematisierte bei mehr oder weniger zufälliger Auswahl des Materials nach Frauenrolle und Frauenberuf, Jungfrau und Mutter, Verführerin, Fraueneigenschaften, wobei sie sich bemühte, auch religiös bestimmte Bildinhalte interpretierend zu „übersetzen“. – Luise Schorn-Schütte wandte sich *Pfarrfrauen in der hansestädtischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit* (201–225) zu, d.h. in Städten, die sich eine relativ autonome Stellung bewahren konnten (Hamburg, Braunschweig) und in denen die evangelische Geistlichkeit während des ausgehenden 16. Jhs. und im 17. Jh. eine sozial und politisch durchaus bedeutsame Rolle einnahm, von der die soziale Geltung auch der Pfarrfrauen entsprechend geprägt worden sei. – Heide Wunder fragte nach *Vermögen und Vermächtnis – Gedenken und Gedächtnis* und widmete sich zu diesem Zweck *Frauen in Testamenten und Leichenpredigten am Beispiel Hamburgs* (227–240), die sie als bürgerliche „Selbstdarstellung in einem theologischen Gewand“ interpretiert. Doch der gesellschaftliche Platz der Frauen gehobener Schichten habe ihnen nicht nur „Gedächtnis und Gedenken“ verschafft, sondern Geschichte im Verständnis der Frühen Neuzeit, da einige Frauen die Vorlagen für die Personalteile ihrer Leichenpredigt selbst schrieben, andere gar Hauschroniken verfaßten. Beiträge von Rita Bake und Birgit Kiupel über *Margarethe Milow geb. Hudtwalcker – Das Leben einer ganz ‚normalen‘ Bürgersfrau im 18. Jahrhundert* (241–263), Marianne Schuller *Aus den Tagen der Briefe: Meta Klopstock* (265–284) sowie von Sylvia Paletschek zur *Sozialgeschichte der Frauen in Hamburg im revolutionären Zeitalter (1840er und 1850er Jahre)* (285–306) beschließen den Band.

H. Böcker

Unter dem Titel *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Ein Hand- und Studienbuch* (Warendorf 1991, Fahlbusch Verlag, 365 S., 26 Abb.) hat Bernd-Ulrich Hergemöller eine Sammlung von neun Beiträgen herausgegeben, die sich mit den Randgruppen der Prostituierten, Henker, Spielleute, Hebammen, Narren, Aussätzigen, Juden, Hexen und der Sodomiter befaßt. Die Beiträge sind mit umfangreichen Quellen- und Literaturangaben versehen, sie enthalten in ihren Anhängen zusätzlich charakteristische, z.T. bisher nicht bekannte Quellen. Hg. befaßt sich in seiner umfangreichen Einleitung (1–52) mit den definitorischen Versuchen, Einheit und Vielfalt der Randgruppen in der spätmittelalterlichen Gesellschaft zu erfassen. Trotz des gestiegenen Interesses an gesellschaftlichen Randgruppen unter deutschen Historikern betont der Forschungsüberblick die häufig noch recht unbefriedigende Suche nach geeigneten Überblicksdarstellungen; auch gelegentlich vorhandene Re-

gionalstudien helfen wenig weiter. Hier will der vorgelegte Sammelband für einzelne Randgruppen Abhilfe schaffen, daneben aber auch methodisch neue Wege beschreiten, wobei gerade gegenwartsrelevante Problemstellungen betont werden. Der dritte Abschnitt der Einleitung befaßt sich mit den Bemühungen, das Phänomen der Randständigkeit mit den Begriffen „Tabu“, „Krise des Spätmittelalters“ und „Etikettierungstheorie“ zu erklären. H. entwickelt eine eigene Definition, nach der „Randgruppenangehörige prinzipiell – trotz der auffälligen Nähe zur Mittello-sigkeit nicht schichtenspezifisch gebunden sind, sondern grundsätzlich alle Bereiche des gesellschaftlichen Ensembles umgreifen können; daß ferner nicht jede gesellschaftliche Minorität als Randgruppe zu definieren ist – obgleich jede Randgruppe eine Minderheit darstellt – sowie, daß drittens ein kategorialer Unterschied zwischen allgemein minderberechtigten Personenkreisen und randständigen Gruppen besteht, weil im Mittelalter nur ein relativ kleiner Personenkreis im realen Besitz der vollbürgerlichen Rechte war“ (12). Weiterhin unterscheidet er einen weiten von einem engen Randgruppenbegriff: der weite bezeichnet nicht nur „Unehrlische, Andersartige, ethnisch-religiös Unterschiedliche“ und „Dämonisierte“, sondern auch Arme, Bettler, Ausgestoßene und sonstwie Minderberechtigte und Verborgene. Zur engeren Gruppe gehören diejenigen, „die spürbare Beeinträchtigungen ihrer Ehre und ihres Rechts zu erdulden hatten und somit in einem gefährlichen Wechselspiel ökonomisch-sozialer und archaisch-geistiger Faktoren ad marginem bzw. extra marginem gedrängt wurden“ (12). C. Reinicke

Ein Aufsatz von Rob Rentenaar mit dem komplizierten Titel *Die litorale Toponymie Nordwesteuropas* beschäftigt sich – in verständliche Sprache übersetzt – mit Ortsbezeichnungen an Küsten (NiederdtJb. 114, 1991, 89–107), wie sie von Schiffen und Fischern benutzt wurden. Sie waren einem starken Wechsel unterworfen. Eine Erfassung wird auch dadurch erschwert, daß viele Namen nur mündlich tradiert wurden; andererseits entstanden seit dem 16. Jh. zahlreiche Segelanweisungen, in denen vor allem Örtlichkeiten zur Orientierung für die Küstenschiffahrt beschrieben wurden. Vf. skizziert die Entwicklung der Segelanweisungen und Seekarten. Er geht zudem dem Ursprung einiger Namensgruppen nach und deckt eine beträchtliche Vielfalt auf. Dabei spielten scherzhafte Bezeichnungen und Namensübertragungen von ähnlich geformten Gegenständen eine große Rolle. Oft bleibt die Ableitung schwierig und unsicher. Vf. nennt eine Fülle von Beispielen, die am besten in einem etymologischen Wörterbuch dargeboten würden. H. Schw.

Vom 17. bis zum 21. September 1990 fand in Helsinki ein Gedankenaustausch von Historikern aus den Anrainerstaaten der Ostsee statt. Die dort gehaltenen Vorträge liegen in der Zwischenzeit in dem Band *Geschichtsbild in den Ostseeländern. Bericht eines vom Schwedischen Zentralamt für Universitäts- und Hochschulwesen und von Finnlands Unterrichtsministerium in Hanaholmen, Helsinki, 1990 veranstalteten Seminars* (gotab, Stockholm 1991, 181 S.) vor. – Seinen besonderen Stellenwert erhält ein Teil der Beiträge, die von Geschichtsforschern wie -didaktikern aus Dänemark, der Bundesrepublik Deutschland, der damals noch existierenden DDR, Polen, Estland, Lettland, Litauen, Finnland und Schweden eingebracht wurden, sicher hauptsächlich dadurch, daß er ein Dokument des enormen Umbruchs in der Geschichtswissenschaft in den Staaten des Ostblocks darstellt und so selbst zu einer historischen Quelle für eine Zeit großen politischen Wandels wird. C. Müller-Boysen

Kulturelle Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert behandelte das 3. Arbeitsgespräch schwedischer und deutscher Historiker in Stade am 6. und 7. Oktober 1989 (Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Stade, Bd. 14, 1990, 123 S., 14 Abb.). Abgedruckt wurden 12 Referate unterschiedlicher Qualität, von denen einige auch die nordwestdeutsche Stadtkultur berührten. Hinzuweisen wäre hier auf folgende Beiträge: von Wilhelm Friese über *Die nordische Pallas; zur Kultur an Königin Christinas Hof* (4–12), an dem sich Barockgepränge und Gelehrsamkeit entfalteten; von Herbert Langer über *Die Universität Greifswald als Mittler zwischen Schweden und deutschen Territorien (16.–18. Jahrhundert)* (27–34), wobei auch politische, wirtschaftliche und konfessionelle Aspekte angesprochen werden; von Beate-Christine Fiedler über *Die Frauen der Agathenburg in der Schwedenzeit* (35–52); es handelt sich vor allem um bedeutende Frauen der Familie Königsmarck (Catherine Charlotte schrieb – so S. 41 – noch 1698 einen Brief, obwohl sie schon 1697 gestorben war, und Aurora verfaßte – so S. 47 – bereits 1708 ein Epigramm auf den Tod des 1718 gefallenen König Carl XII. von Schweden); Göran Görensson schrieb zum Thema *Der deutsche Einfluß auf die Professionalisierung des schwedischen Offizierskorps und die Herausbildung eines Offiziersideals 1560–1718* (52–61), wobei vor allem militärtheoretische Schriften mit einer besonderen Betonung der idealen Charaktereigenschaften von Offizieren im Mittelpunkt stehen; Jürgen Bohmbach macht *Anmerkungen zu einer Kulturgeschichte Stades 1645–1712; Buchdruck, Buchhandel, Bildende Kunst, Literatur, Musik* (116–122), über die es in der Militär- und Verwaltungsstadt nicht viel zu melden gibt: Eine Druckerei gab es seit 1651, einen Buchhändler seit 1671; einige Wissenschaftler und Künstler wirkten in Stade, so der vielseitige Kalendermacher und Astronom Johann Hinrich Voigt 1651–91, der Germanist und Historiker Dietrich v. Stade 1668–1712, der Organist Vincent Lübeck 1674–1702 und der Orgelbauer Arp Schnitger 1677–82; die Stader Silberschmiede hatten auch außerhalb der Stadt einen guten Ruf.

H. Schw.

SCHIFFFAHRT UND SCHIFFBAU

(Bearbeitet von Detlev Ellmers)

Siegfried Stölting, *Fische und Fischfang auf skandinavischen Felsbildern* (DSA 14, 1991, 199–222). Nach den vorgeschichtlichen Wal-Darstellungen skandinavischer Jägerkulturen (vgl. HGBll. 109, 1991, 109) gibt Vf. hier einen vollständigen Überblick über die Darstellung von Fischen auf skandinavischen Felsbildern der Jägerkulturen und der bronzezeitlichen Bauernkulturen. Bei den Jägerkulturen lassen sich die abgebildeten Fischarten zumeist bestimmen (vor allem Lachs und Heilbutt). Vf. weist darauf hin, daß die tatsächlich ausgegrabenen Fischreste dieser Kulturen von ganz anderen Fischarten stammen und schließt daraus, daß „die Rolle für den Alltag also keine Begründung für ein Felsmotiv“ sei (220). Für die bronzezeitlichen Felsbilder bestreitet Vf. bei den Netzdarstellungen den Zusammenhang mit Booten. Er begründet seine Skepsis mit nur vier nicht einmal typischen Beispielen. Rez. kennt viel mehr, so daß deren vollständige Vorlage ebenso lohnend erscheint wie die vollständige Vorlage der bronzezeitlichen Angelhakenbilder unter Bootsdarstellungen: Man erkennt dann deutlicher, daß der Fischfang auf bronzezeitlichen

Felsbildern häufiger wiedergegeben ist, als die Literatur bis jetzt herausgearbeitet hat.

2000 Jahre Rheinschifffahrt, hg. von Ulrich Löber (Veröffentlichungen des Landesmuseums Koblenz, Bd. 40, 1991, Selbstverlag, 168 S., 46 Abb.). Begleitpublikation zu einer Ausstellung gleichen Titels, deren Leitidee darin bestand, die Schifffahrt nach technischen Innovationen im Antriebswesen zu gliedern. Demgemäß besteht der Hauptteil des Buches aus Kapiteln über das Treideln (Wolfgang Sauerbrei, 65–72), die Segelschifffahrt (Werner Böcking, 73–84), die Dampfschifffahrt (Klaus Schmitt, 85–98), die Tauerei (Lars U. Scholl, 99–112), die Motorschifffahrt (Werner Böcking, 113–118), die Schubschifffahrt (ders., 119–124), die Personenschifffahrt (Eduard Bündgen, 125–131), Sonderfahrzeuge (Friedrich Ulbricht, 133–142), die Flößerei (Hans-Walter Keweloh, 143–156) und den Alltag von Binnenschiffern (Stephanie Steppart, 157–165). Leider beschränkt sich der letztgenannte Artikel auf die Zeit nach der Mitte des 19. Jhs. Diesen nach einheitlichem Schema aufgebauten, von den verschiedenen Autoren aber mit sehr unterschiedlichem Qualitätsanspruch verfaßten Beiträgen sind vier andersartige Artikel vorgeschaltet, und zwar über den Rhein und die von ihm durchflossenen Talandschaften (Heinz Fischer, 9–18), die Schifffahrt im Rahmen der Wasserwirtschaft (Heino Kalweit, 19–27), Schifffahrtsarchäologie am Rhein (Detlev Ellmers, 29–47) und über die römischen Schiffsfunde in Mainz (Olaf Höckmann, 49–64). Durch diese Stoffanordnung muß man sich die Informationen über die vorindustriellen Epochen aus fünf verschiedenen Kapiteln zusammensuchen (den beiden archäologischen, sowie denen über Treideln, Segeln und Flößerei). Auch stellt sich heraus, daß die ältesten Zeugnisse über Rheinschifffahrt nicht, wie es der Buchtitel angibt, 2000 sondern 12500 Jahre (!) zurückreichen.

Duisburg und der Rhein. Begleitband und Katalog zur Ausstellung des Museums der Deutschen Binnenschifffahrt Duisburg-Ruhrort (Stadt Duisburg 1991, 230 S., 218 Abb., z.T. in Farbe). Interessante Ergänzungen der Koblenzer Begleitpublikation mit Beiträgen zur erdgeschichtlichen Entwicklung des Rheins (Karl N. Thome, 8–22) sowie mehreren die Schifffahrt nicht betreffenden Themen (Ökologie, Rhein als Grenze und Verbindung, Rhein in Mythologie und Dichtung). Zur Schifffahrt äußern sich: Tilmann Beckert, *Zu den Anfängen der Rheinschifffahrt* (23–46), der aber nicht die tatsächlich nachweisbaren Anfänge um 10500 vor Chr. darstellt, sondern nur einen brauchbaren Überblick über die römische Rheinschifffahrt und einige ihrer Häfen im Gebiet um Duisburg gibt, mit einigen Ungenauigkeiten im Detail (z.B. war der Befehlshaber einer bireme wirklich im trierarchus?). Joseph Milz und Hans-Georg Kraume, *Duisburgs Entwicklung als Handels-, Hanse- und Hafenstandt* (47–62), haben leider versäumt, die Erkenntnisse der Stadtkernarchäologie zu verwenden, daß nämlich der älteste Hafen Duisburgs die Organisationsform eines Ufermarktes zwischen Rhein und Pfalz hatte. Die vorhandenen Schriftquellen zum Thema werden von 775 bis zur Vereinigung der Duisburger und Ruhrorter Häfen um 1900 knapp und überzeugend ausgewertet. Unsicherheit herrscht lediglich über den Zeitpunkt, seit wann sich Duisburger Kaufleute an der Hanse der Osterlinge beteiligten. Der Beitrag von Reinhold Trapp, *Die Geschichte Ruhrorts und die Entwicklung der Duisburg-Ruhrorter Häfen* (63–82) reicht von

der kleine klevischen Schiffslände des Mittelalters bis zum ersten Freihafen des Binnenlandes, dessen Grundstein 1989 gelegt wurde.

Joachim Lück, *Wasserverkehr und Wasserversorgung* (Verkehrsausstellung „750 Jahre Verkehr in und um Hannover“. Industriemuseum Hannover 1991, 36–72). Die Leineschiffahrt kann Vf. weder für die vorgeschichtliche Zeit, noch für das frühe Mittelalter kontinuierlich darstellen. Im 13. Jh. scheint die Schiffahrt kaum noch über Hannover hinaus aufwärts gegangen zu sein. Selbst der Stadt Hannover scheint es nicht ständig gelungen zu sein, die Schiffahrt leineabwärts aufrecht zu erhalten. Immerhin war die Schiffahrt aber ein erheblicher Wirtschaftsfaktor, bis die Eröffnung der Eisenbahn Hannover-Bremen ihr die Grundlage endgültig entzog. Die Flößerei spielte hingegen auf der oberen Leine eine sehr wichtige Rolle, bis auch sie der Konkurrenz der Eisenbahn erlag. Vf. behandelt weiter die seit 1352 nachweisbare Wasserversorgung der Stadt aus der Leine und zeigt schließlich auf, wie Hannover durch den Mittellandkanal ab 1915 wieder Hafentort wurde.

Béat Arnold, *Batellerie gallo-romaine sur le lac de Neuchatel*, 2 Bde. (Saint-Blaise 1992, Editions du Ruau, Archéologie neuchateloise, Bd. 12 und 13, zahlreiche Abb., 5 Schiffbaupläne). Umsichtige Darstellung der drei römerzeitlichen Binnenschiffe vom Neuenburger See (Bevaix und 2 x Yverdon) mit präzisen Angaben zu den angewandten Schiffbautechniken einschließlich der verwendeten Werkzeuge, die an den Funden ihre eindeutigen Spuren hinterlassen haben. Vf. arbeitet die Verwandtschaft zu den übrigen flachbodigen Binnenschiffen der Römerzeit, die wir von Rhein (z.B. Zwammerdam) und Schelde (Pommeroeul) kennen, gut heraus, ebenso die Beziehungen zu älteren Einbäumen und jüngeren Booten der Schweizer Jura Seen. Entscheidend ist für die Beurteilung des Ursprungs der Kraweeltechnik, die in den späthansischen Seeschiffbau von Frankreich aus eindringt, daß sie in England zusammen mit der Mooskalfaterung bis in die Bronzezeit zurückverfolgt werden kann. Sie ist die einheimische Schiffbautechnik in den nordwestlichen Provinzen (Gallien, Germanien und Britannien) des Römerreiches.

John Haywood, *Dark Age Naval Power. A Reassessment of Frankish and Anglo-Saxon Seafaring Activity* (London 1991, Routledge, 232 S., 11 Abb., 4 Ktn.). Während die Raubfahrten der Wikinger seit dem späten 8. Jh. ihren festen Platz im allgemeinen Geschichtsbewußtsein haben, hat Vf. das Anliegen, die kriegerischen Seeunternehmungen der Germanen vor dieser Zeit herauszuarbeiten. Er stützt sich dabei auf die schriftliche Überlieferung und zieht die archäologische nur zur Illustrierung des jeweiligen Standes der Schiffbautechnik heran, so als erstes Beispiel das dänische Hjortspring-Boot von ca. 350 vor Chr. Hätte er diesen Fundkomplex mit seinen überaus zahlreichen Angriffs- und Verteidigungswaffen analysiert, so wäre ihm diese wichtige Quelle für bewaffnete Seeschiffahrt der Germanen nicht verborgen geblieben und sein erstes Kapitel hätte nicht die Überschrift getragen: „The Beginnings of Germanic Piracy 12 BC to c AD 240“ (5). Der Leser erfährt nicht, daß das Hjortspring-Boot ein leichtes schnelles Mannschafts- oder Kriegskanu für Paddelantrieb ist; ebensowenig, daß das Nydam-Boot im 4. Jh. nach Chr. denselben Zweck für Riemenantrieb erfüllt. Statt dessen bemüht Vf. sich, diese Kriegsschiffstradition schon vor Ankunft der Römer mit Segeln auszustatten. In diesem Punkt ist viel stärkere Differenzierung nötig! Denn nicht das Segel, sondern

die Bewaffnung der Ruderer macht germanische Mannschaftsschiffe zu Kriegsfahrzeugen. In der Auswertung der schriftlichen Überlieferung ist Vf. viel sicherer und bietet verlässliche Informationen zu den Seeunternehmungen der Chauken, Franken, Angeln und Sachsen der Römerzeit bis zur karolingischen Küstenverteidigung im Mittelmeer und an den nördlichen Küsten. D. E.

Detlev Ellmers, *Die Schiffszeichnung auf der Kölner Leodobus-Schnalle* (Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte 23, 1990, 291–295), interpretiert die Schiffsdarstellung auf der Rückseite der Gürtelschnalle aus der Merowingerzeit (um 600) im Vergleich mit der Schiffsgravierung auf einer zeitgleichen (frühes 7. Jh.) bronzenen Riemenzunge aus dem Pas-de-Calais als Wiedergabe eines kleineren Binnenschiffs. Besondere Bedeutung erhält die Darstellung dadurch, daß E. darin einen Nachweis für die Verwendung des Sprietsegels um 600 bei kleineren Binnenschiffen im südlichen Teil des Frankenreichs (Rhônebecken) sieht. Damit wird die Nachweiskette für die Verwendung des Sprietsegels um ein Glied erweitert, das eine geographische und zeitliche Lücke zwischen dem Mittelmeerraum im 2. Jh. v. Chr. bis 3. Jh. n. Chr. und Holland im 15. Jh. schließt. H.-W. Keweloh

Ole Crumlin-Pedersen, *Bådgrav of gravbåde på Slusegård* (Slusegårdgrav pladsen III. Jysk Arkæologisk Selskabs Skrifter XIV, 3, Aarhus Universitetsforlag 1991, 97–266). 1958–64 wurde das Gräberfeld von Slusegård auf Bornholm mit 1400 Bestattungen systematisch ausgegraben. Unter den 467 Körperbestattungen der gesamten römischen Kaiserzeit fallen die 33 sicher datierbaren von 43 Bootsgräbern in die Zeit von ca. 100 bis ca. 250 nach Chr. Unter den Brandgräbern können Hinweise auf Boote nicht ausgemacht werden, weil die Boote nur aus brennbarem Material bestanden. Obwohl von den Booten selbst nur Verfärbungen und Holzspuren im Erdreich sowie die streifenförmigen Harzdichtungen der Bootsnähte erhalten waren, sind diese Bootsgräber dank der sorgfältigen Ausgrabungstechnik und der hier vorgelegten hochqualifizierten Analyse der Befunde durch Vf. heute unsere wichtigste Quelle zum skandinavischen Bootsbau vor der Völkerwanderungszeit. Vf. unterscheidet einen um 3 m langen Bootstyp von einem um 5 m langen und kann aufzeigen, daß die Basis ihrer Konstruktion eichene Einbäume waren, die man sehr wahrscheinlich künstlich geweitet hatte. Vf. zieht alle anderen Bootsfunde aus Mooren und anderen Fundstellen der gleichen Perioden zum Vergleich heran und kann aufzeigen, daß es aus derselben frühen Zeit auch zahlreiche andere Bootsgräber aus Dänemark, Norwegen und Schweden gibt. Die englischen Funde setzen erst nach der angelsächsischen Landnahme ein.

Nils Bonde, Kjeld Christensen, Orla H. Eriksen und Kent Havemann, *Dendrochronologiske dateringsundersøgelser på Nationalmuseet 1990* (Arkæologiske udgravninger i Danmarkt 1990, Kopenhagen 1991, 226–242). Zusammenstellung der dendrochronologischen Datierungen, die in Dänemark bis 1990 durchgeführt worden sind. Von 96 untersuchten Objekten konnten 80 mit ausreichend langen Überbrückungen sicher datiert werden, darunter auch vier Schiffsfunde, von denen über drei berichtet wird. Von jedem Objekt wurden meist mehrere Proben genommen: das Datum jeder Einzelprobe, deren Relation zueinander und die Anzahl der insgesamt pro Objekt nachgewiesenen Jahresringe sowie die Lage der Splintgrenze bzw. Waldkante (sofern vorhanden) werden mitgeteilt. Danach wurden

gebaut: 1) das bekannte Nydam-Schiff zwischen 310 und 320 nach Chr. (6 Proben), also deutlich früher als die bisherige Datierung (versenkt um 400 n. Chr.); 2) Wrack 5 von Skudelev am Roskildeford (= kleines Kriegsschiff in skandinavischer Klinkertechnik) um 1040, repariert um 1070 (14 Proben); 3) das Schiff von Ellingå bei Frederikshavn (Handelsschiff in skandinavischer Klingertechnik) in der ersten Hälfte 1163 (13 Proben).
D. E.

Detlev Ellmers, *Die Rolle der Binnenschifffahrt für die Entstehung der mittelalterlichen Städte* (Frühgeschichte der europäischen Stadt. Voraussetzungen und Grundlagen, hg. von Hansjürgen Brachmann und Joachim Herrmann, Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 44, 1991, 137–147), faßt Forschungen, vor allem eigene Forschungsergebnisse aus den Jahren 1971 bis 1987 zusammen. Vf. stellt dar, wie eine seit der Merowingerzeit ausgebildete Form der Ufermärkte ab der Zeit Karls des Großen nördlich der Alpen großen Einfluß auf die Stadtbildung hatte. Voraussetzung dafür war nicht zuletzt die Tatsache, daß im frühen Mittelalter die Flüsse Mitteleuropas und seiner westlichen wie östlichen Nachbarländer bis zu einer Wassertiefe von 40–60 cm und damit viel weiter aufwärts als zu späteren Zeiten schiffbar waren.
H.-W. Keweloh

Aspects of Maritime Scandinavia AD 200–1200. Proceedings of the Nordic Seminar on Maritime Aspects of Archaeology, Roskilde, 13th–15th April, 1989, hg. von Ole Crumlin-Pedersen (Roskilde 1991, The Viking Ship Museum, 291 S., 203 Abb.). Die Schiffsarchäologie entwickelt sich in den letzten Jahren zunehmend weg von der reinen Schiffskunde zur Erforschung der vielfältigen Wechselwirkungen zwischen der Schifffahrt und der Küstenbevölkerung. Deshalb beschäftigt sich von den 23 Beiträgen dieses Kongreßbandes auch nur einer mit den Schiffstypen und Schiffsgrößen zwischen 800 und 1400. Die ersten vier Beiträge versuchen allgemein das Verhältnis von Schifffahrt und Gesellschaft in Südsandinavien, den Seehandel und die maritimen Aspekte der Archäologie der dänischen Inseln zu erfassen. Sie sind mutige Schritte in wissenschaftliches Neuland, bleiben z.T. spekulativ und geben mehr Anregungen als feste Ergebnisse. Konkreter sind die nächsten vier Arbeiten über die archäologischen Spuren von Einrichtungen der Küstenverteidigung in Dänemark und von Schifffahrtsrouten und Schlepptellen an Schwedens Ostküste. Alle übrigen Beiträge sind den Häfen gewidmet. Es ist die ausgesprochene Stärke dieses Bandes, daß er mit Nachdruck der Frage nach den nicht-städtischen Schiffslande- und Handelsplätzen nachgeht. Allein sechs Beiträge zeigen Methoden zu ihrer Nachweisbarkeit durch Orts- und Flurnamen, geomorphologische, geophysikalische und geologische Methoden, durch Phosphat-Analyse und Luftbild-Archäologie auf. Sechs weitere Beiträge befassen sich mit dem archäologischen Erscheinungsbild ganz verschiedenartiger Handelsplätze und anderer schifffahrtsbezogener Fundstellen. Nur zwei Arbeiten befassen sich mit städtischen Häfen (Tönsberg und Kopenhagen). Insgesamt zeigt der Band viele neue Wege zur Erforschung der vorhansischen Schifffahrt vor allem Südskandiaviens auf.

Gustaf Trotzig, *Craftmanship and function. A study of metal vessels found in Viking Age tombs on the island of Gotland, Sweden* (The Museum of National Antiquities, Stockholm 1991, Monographs, vol. 1, 278 S., 156 Abb., 36 Tab.). Mit seinem Katalog der gotländischen Gräber mit Metallgefäßen (183–272) macht Vf. der For-

schung eine Quellengruppe des 10. bis 12. Jhs. zugänglich, die schwerlich überschätzt werden kann. Vf. selbst arbeitet die Herstellungs- und Dekorationstechniken sowie die Funktionen (Waschgefäße und Kochkessel) heraus. Für den Hansehistoriker ist nicht nur ihre Herkunft aus dem Rhein-Schelde-Gebiet von Bedeutung, sondern noch mehr ihr wichtigster Fundplatz Barshalder im Kirchspiel Grötlingbo (Kat. Nr. 2–24) an der Nordspitze des ehemaligen wichtigen Naturhafens „Burgsviken“. Der die Nutzung dieses Hafens anzeigende Bestattungsplatz ist von Christi Geburt an kontinuierlich belegt worden. In seiner Schlußphase zeigen die Bronzebecken jene Oberschicht an, die diese Insel vor der Hansezeit zum Zentrum des Ostseehandels gemacht hatte. Umso bedauerlicher ist, daß Vf. diesen sozialgeschichtlichen Aspekt völlig ausgeblendet und die Chronologie der Gräber trotz vieler anderer aussagefähiger Beigaben nicht fachgerecht herausgearbeitet hat.

Waterfront Archaeology. Proceedings of the Third International Conference, Bristol, 1988 (Council of British Archaeology Research Report No 74, Oxford 1991, 201 S., 155 Abb.). – Mit dem Wort „waterfront“ wird in der englischen Sprache die aktive Schauseite und Hafenzzone von am Wasser gelegenen Siedlungen bezeichnet. Die Archäologie in dieser Zone beschäftigt sich mit vielen spezifischen Fundkomplexen wie Kaianlagen, Speicherbauten, Fischereigeräten, Schiffsteilen, Schiffbauwerkzeugen, Ausrüstungsteilen von Schiffen, Überresten der Ladung usw. und gewinnt dadurch sehr konkrete Einblicke in die ehemaligen Aktivitäten dieser besonderen Zone. Die erste internationale Konferenz zu dieser Thematik fand 1979 in London statt (vgl. HGBll. 100, 1982, 169 f.), die zweite im norwegischen Bergen (vgl. HGBll. 104, 1986, 162 f.). – Von den 22 Beiträgen der dritten Konferenz betreffen 19 die Britischen Inseln, die drei anderen Norwegen, und zwar das mittelalterliche Bergen (2x) und Tönsberg, letzteres mit archäologischen Zeugnissen für Fischfang und Fischbearbeitung. Auch drei englische Beiträge sind dem Fischfang und der Untersuchung von Austern-Abfällen gewidmet, darunter der wichtige Artikel von J.M. Steane und M. Foreman über die Archäologie mittelalterlicher Fischereigeräte. Die übrigen Beiträge sind den Zeugnissen für unterschiedliche andere Aktivitäten auf den meist mittelalterlichen Uferstreifen von Norwich (1–8), London (9–18; 105–120), Bristol (19–35), Newcastle upon Tyne (36–42), Hartlepool (43–50), Poole (51–54), Perth (55–59), Exeter (124–136), Kingston upon Thames (137–149), Lincoln (168–176) und York (177–184) gewidmet. Ein Beitrag behandelt den Transport auf kleinen Flüssen in Somerset (60–66) und ein weiterer die Konservierung von Naßholzfunden (121–123). Auf den ersten Blick scheint die Unterschiedlichkeit und Vielfalt der archäologischen Funde und Befunde verwirrend zu sein. Tatsächlich aber spiegelt sich darin auch die Vielfalt der früheren Aktivitäten in der Uferzone der untersuchten Orte wider.

Wendy R. Childs, *The Trade and Shipping of Hull 1300–1500* (East Yorkshire Local History Society 1990, 42 S.). Gut lesbare Darstellung, die nach kurzer Einleitung zur handelspolitischen Lage Hulls die Export- und Importgüter dieses nordenglischen Hafens, die Schifffahrt und die sie betreibenden Kaufleute behandelt und im Schlußkapitel „Markets and Trends“ den wachsenden Einfluß der Niederlande gegen Ende der behandelten Periode herausarbeitet.

Torsten Lüdecke, *Hafengrabung in Stade. Forschungsprojekt zur Stadtentstehung* (Niedersachsen. Zeitschrift für Heimat und Kultur 1991, H. 6, 284–286). Kurzer

Bericht über die stadttopographischen Ergebnisse und einige Funde der 1989 durchgeführten Grabung im Becken des Alten Hafens. An Eisenteilen von Schiffen wurden die für Koggen typischen, an der Spitze zweimal umgebogenen Nägel ebenso gefunden wie die zugehörigen Kalfatklammern, letztere in dem gesamten Formenspektrum von frühen streifenförmigen bis zu solchen mit Schmetterlingsflügeln. Münzen verschiedenster Provenienz und Zeitstellung (seit dem 11. Jh.) sowie Pilgerzeichen und Tuchplomben zeigen an, woher Menschen und Waren zum Stader Hafen kamen. Schreibstifte für Wachstafeln belegen den Beginn der „Bürokratisierung“ des Seehandels.

Ulrich Weidinger, *Geschichte des Bremer Hafens in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Hagen 1991, Fernuniversität-Gesamthochschule, Kurseinheiten 1–3; zus. 245 S., zahlreiche Abb.). Zeitlicher Längsschnitt durch die Entwicklung und jeweilige Struktur des Bremer Hafens vom späten 8. Jh. bis um 1800. Einleuchtend wird herausgearbeitet, daß der heutige Bremer Marktplatz ursprünglich ein Ufermarkt mit entsprechenden Hafenaktivitäten an dem Weserarm „Balge“ war. Flußabwärts schloß sich die Langenstraße mit den privaten Ufergrundstücken der ansässigen Kaufleute an. Spätestens in der Mitte des 13. Jhs. verlagert sich der Hafenbetrieb zumindest für seegehende Schiffe direkt ans Weserufer an die sog. Schlachte. Hier werden auch die ersten Hafenkräne errichtet. Vf. gibt für die einzelnen Hafenphasen genaue Darstellungen über die verschiedensten Funktionsabläufe, die für den Güterumschlag beim Löschen und Laden der Schiffe erforderlich waren, bis hin zu den Hinterlandverbindungen, durch die erst ein so großer Güterumschlag sichergestellt wurde, daß die gesamte Stadt davon wirtschaftlich aufblühen konnte.

Manfred Rech, *Übersicht der Schiffsfunde auf Bremer Gebiet* (Bremer Archäologische Blätter 1990/91, 25–32. – Per Hoffmann und Detlev Ellmers, *Ein Frachter aus der Zeit Karls des Großen* (Ebd., 33–37). – Hildegard van 't Hull, *Kurzmitteilung zu einem 1991 gefundenen Mooszopf am sogenannten Schlachte-Schiff* (Ebd., 38–39). In den knapp 30 Jahren seit Auffindung der berühmten Bremer Hansekogge von 1380 riß die Serie der Schiffsfunde in Bremen nicht wieder ab. Rech weist die Wracks von sieben verschiedenen Wasserfahrzeugen nach (ohne die sekundär an Land verbauten Schiffshölzer). Das auf 12 m Länge erhaltene, flachbodige Binnenschiff mit geklinkerten Seiten von ca. 808 wird im 2. Artikel noch genauer beschrieben. Das letzte, an Bremens Uferhafen, der „Schlachte“, in 14 m Tiefe gefundene Wrack ist inzwischen ausgegraben: Erhalten ist das untere Achterschiff einer Kogge, die auf einen Einbaum als Basis in Koggetechnik aufgeplankt war. Aus dem vollen Holz des Einbaums ist der untere Steventeil herausgeschnitzt worden und trägt eine eiserne Ruderöse für ein Heckruder. Zeitstellung: vermutlich um 1200. Der bei diesem Schiff gefundene lange Mooszopf konnte wegen geringer Zugfestigkeit nicht als Seil und wegen geringer Quellfähigkeit nicht zum Kalfaten verwendet werden. Er diente entweder als Polster- bzw. Packmaterial für empfindliche Ladung oder als Fender.

Jan Bill, *Gedesby skibet. Middelalderlig skude- og faergefart fra Falster* (Nationalmuseets Arbejdsmark 1991, Kopenhagen 1991, 188–198). Das 1988 nahe Gedser gefundene, in skandinavischer Klinkertechnik gebaute Schiff wurde 1990 vollständig ausgegraben. In einem ersten Bericht (vgl. HGbl. 109, 1991, 114) wurde es

unter dem Fundort Bøtøminde publiziert. Aus typologischen Gründen (Heckruder und gerade Balkenstegen wie bei Koggen) datiert es Vf. ins 14. Jh. Bauweise für seichte Gewässer und Fundstelle deuten auf Verwendung zur regelmäßigen Überfahrt an die Küste Mecklenburgs. Flechtmatten auf dem Schiffsboden lassen an den Transport von Vieh oder Pferden denken. Andere Artefakte wurden nicht gefunden. Vf. vergleicht diese Schute mit einem unpublizierten Schiffsfund vom Rødby Fjord mit gleichen Konstruktionsdetails und gleicher Hafensituation an einer anderen Überfahrtsstelle nach Norddeutschland (über Fehmarn und Ostholstein). Die gleichartige Konstruktion spricht für gleiche Zweckbestimmung. Wichtig wäre für beide Funde eine genaue Datierung durch Dendrochronologie.

Aleydis van de Moortel, *A cog-like vessel from the Netherlands* (flevobericht nr. 331, Lelystad 1991, 182 S., 91 Abb.). Wrack NZ 43 aus den IJsselmeerpoldern war ein kleines koggeförmiges Segel-Fahrzeug von 11,82 m Länge, 4,26 m Breite und mit einer Bordwandhöhe (mittschiffs) von nur 1,20 m über der Basislinie und wird ins späte Mittelalter datiert. Die Bremer Kogge ist etwa doppelt so lang und breit, aber mittschiffs fast viermal so hoch. Erstmals wird hier die Konstruktion eines koggeförmigen Schiffes in den Niederlanden einer genauen Analyse der Konstruktion und der Rumpfform unterzogen. Als einzigartige Besonderheit hat dieses Schiff nicht eine Mastspur in der Mittellinie, sondern je eine an der Backbord- und Steuerbordseite, so daß mit einem Zweibeinmast zu rechnen ist (Abb. S. 84), wie er auch auf dem Siegel von Kuinre (Abb. S. 37) 1399 dargestellt ist.

Wolf-Dieter Hoheisel, *Erste Segelversuche mit dem Kieler Nachbau der Bremer Hanse-Kogge von 1380* (Deutsche Schifffahrt 1991, H. 2, 23–25). Erster kurzer Bericht über die im Titel genannten Segelversuche.

Uwe Baykowski, *Die Kieler Hansekogge. Der Nachbau eines historischen Segelschiffes von 1380* (Kiel 1991, Rolf Kelling-Eischeid-Verlag, 91 S., 96 Abb., z.T. in Farbe). Erstmals ist ein Frachtschiff der Hanse in voller Größe nach authentischem Vorbild (der Bremer Kogge im Deutschen Schifffahrtsmuseum) nachgebaut worden. Der Bootsbaumeister, der den Nachbau leitete, beschreibt knapp und präzise mit allen zum Verständnis nötigen Abbildungen die einzelnen Bauphasen von der Kiellegung bis zu den ersten Segelversuchen. Auch die nicht wenigen Abweichungen vom Vorbild werden genau angegeben und begründet. Auch für die Teile, über die der Bremer Schiffsfund keine Auskunft gibt (Masthöhe, Form und Größe des Ankers u.a.m. geben Vff. an, worauf die gewählte Form beruht. Lediglich für das Segel fehlen diese Angaben. An passenden Stellen wurden Beiträge von Spezialisten in den Text eingefügt, so über die Herstellung der Nägel von Winfried Ruhnke, über die des Ankergeschirrs von Kurt Lange, über die Windkanalversuche zu den Segel-eigenschaften von Ingo Clausen und zu den Modellversuchen im Wasser-Umlauf-tank der FH Kiel von Harro Postel. In der Praxis blieben die Segelwerte unter den am Modell erarbeiteten. Ein Stichwortregister macht das lesenswerte Buch zu einem sehr nützlichen Nachschlagewerk.

Uwe Schnall, „. . .vnnnd einen jeden vermahnet / ein exempel daran zu nemen“. *Bemerkungen zur Dezimierung der Besatzungen durch Disziplinarmaßnahmen auf Langreisen im 16. Jahrhundert, besonders während der Weltumsegelung des Olivier*

van Noort 1598 bis 1601 (DSA 14, 1991, 357–372). Vf. greift ein nur wenig beachtetes Kapitel der Sozialgeschichte der Seefahrt auf: Während der langen Schiffsreisen des 16. Jhs. dezimierten nicht nur Krankheiten (u.a. wegen Vitaminmangel) und Strapazen die Besatzung. Die aus heutiger Sicht menschenunwürdigen Verhältnisse an Bord führten auch immer wieder zu einem Aufbegehren unter der Mannschaft, das mit sehr strengen Maßnahmen (zumeist Todesurteilen) unerbittlich geahndet wurde. So hat z.B. Olivier van Noort gut 2,4 Prozent seiner ursprünglichen Besatzung wegen der Aufrechterhaltung der Disziplin an Bord seiner Schiffe geopfert. Da sämtliche erhaltenen Berichte darüber aus seiner eigenen Feder stammen, ist die Berechtigung der Maßnahmen im Nachhinein nicht mehr zu überprüfen. Man kann die von Vf. zusammengetragene Fülle der Beispiele dennoch nicht ohne Betroffenheit lesen.

Klaus Barthelmeß, Joachim Münzing, *Monstrum Horrendum. Wale und Waldarstellungen in der Druckgraphik des 16. Jahrhunderts und ihr motivkundlicher Einfluß* (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 29, Hamburg 1991, Kabel Verlag, 221 S., 72 z.T. farbige Abb.). „Ein einziger gestrandeter Wal ergibt . . . so viel Fleisch, Fett, Öl und Dünger wie eine ganze Viehherde. Man kann sich unschwer vorstellen, daß die lokale Küstenbevölkerung . . . den materiellen Wert eines frischen Walkadavers“ erkannte und nutzte (7). Mit der hier vorgelegten motivkundlichen Untersuchung wird zugleich ein bestimmter Typ von Ereignisbild seit dem 16. Jh. als Geschichtsquelle neu aufgearbeitet. Man gewinnt große methodische Sicherheit für die entsprechende Auswertung der hier systematisch zusammengestellten Darstellungen. D. E.

Detlev Ellmers und Willi Kramer, *Eine Fensterscheibe mit aufgemalter Schiffsdarstellung des 16. Jahrhunderts aus Kiel* (Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein, H. 2, S. 78–84). Bei Ausgrabungen auf dem Kieler „Klosterkirchhof“ wurden aus einer Kloakenfüllung u.a. zwei Glasscherben einer leicht ovalen Zierscheibe (etwa 12 cm hoch und 13,3 cm breit) mit der Darstellung eines dreimastigen Segelschiffs geborgen. Der Beitrag bietet u.a. einen Rekonstruktionsvorschlag für das Schiffsbild. Besondere Bedeutung erhält der Fund dadurch, daß er mit einiger Sicherheit auf einem Grundstück erfolgte, das 1566 der Kaufmann Bade van der Hoie mitsamt Gebäude erwarb. Dieser war damals Mitbesitzer des größten Kieler Schiffs, der „Nesselblatt von Kiel“, die nach Ansicht der Autoren mit einiger Wahrscheinlichkeit auf der Zierscheibe, die um 1575/1580 datiert wird, ihre Darstellung erfährt. H.-W. Keweloh

Ingeborg Nöldecke, *Das Silberschiff des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen im Dom zu Münster in Westfalen* (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 26, 1988–91, 123–128 + Abb. 25). Der im Titel genannte Bischof befand sich mit Frankreich im Kriegszustand, als 1676 das niederländische Kauffahrteischiff „Oranien“ mit seiner Ladung französischer Kommissionsware durch einen Sturm in die Ems verschlagen wurde. Der Bischof ließ die französischen Waren beschlagnahmen und mit großem Gewinn verkaufen. Um die Erinnerung an dieses unerwartete Geschenk des Meeres wachzuhalten, ließ er ein silbernes Votivschiff anfertigen, hatte aber als Modell nur das hölzerne des Konvoischiffes „Wappen von Bremen“ zur Hand. Danach ist in halber Größe das Silbermodell gefertigt und

in einem barocken Glaskasten im Dom zu Münster aufgehängt worden. Das Silbermodell wurde im frühen 19. Jh. von Napoleon konfisziert und in der Münze eingeschmolzen. Das hölzerne Vorbild überstand die Zeitläufe in Corvey, ging aber wahrscheinlich im Zweiten Weltkrieg verloren. Glücklicherweise wurde davon 1923 eine hölzerne Kopie in halber Größe gemacht, die heute noch mit Silberfarbe bemalt in dem barocken Glaskasten im Dom von Münster hängt.

Horst Auerbach, *Brandenburgische und preußische Seelandungen auf der Insel Rügen im 17. und 18. Jahrhundert*, Teil I: *Brandenburgs Seelandung bei Neukamp 1678* (Schiff und Zeit 33, 1991, 41–45). Vf. gibt einen Überblick über die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Schweden, Dänemark und Brandenburg, in deren Verlauf der Große Kurfürst mit starker dänischer Unterstützung die Schweden von Rügen vertrieb und Stralsund und Greifswald zur Kapitulation zwang. Das Landeunternehmen auf Rügen verlief wegen der Windverhältnisse anders als vorgesehen und wird in seinen einzelnen Phasen genau dargestellt.

Erik Gøbel, *Den danske besejling af Vestindien og Guinea 1671–1838* (Handels- og Søfartsmuseet på Kronborg. Årbog 1991, 37–72). Knappe, aber sehr informative Darstellung von Volumen und Struktur der dänischen Schifffahrt in die Karibik und nach Guinea von 1671 bis 1838, mit engl. Zusammenfassung.

Gerhard Preuß, *Eine Vergnügungsreise nach Helgoland im Jahre 1773* (Deutsche Schifffahrt 1991, H. 2, S. 7–12). Der Göttinger Mathematik- und Physikprofessor Georg Christoph Lichtenberg hat 1773 „bloß zum Vergnügen und zur nötigen Zerstreuung“ von Brunshausen bei Stade aus mit einer Gruppe von Offizieren der Stader Garnison eine Fahrt nach Helgoland unternommen. Die Schaluppe, ein kleiner Küstensegler, mußte wegen widriger Winde vor Neuwerk zwei Nächte und einen Tag vor Anker liegen, bis der Wind drehte und das Schiff aus der Elbmündung auslaufen konnte. Lichtenberg hat in mehreren Briefen seine Reiseeindrücke festgehalten, die Vf. im Wortlaut zitiert als Bericht über eine der ersten Vergnügungsreisen zu der Insel, die erst 1826 Seebad wurde. Auf Norderney begann das Seebaden um 1790. Lichtenbergs Bericht mit seinen präzise beschriebenen vielfältigen Beobachtungen zeigt also die ersten Anfänge eines sich rasch verstärkenden Trends an.

Hans Joachim Greiffenhagen, *Schiffstypenkunde* (17). *Die Galeasse* (Schiff und Zeit 33, 1991, 35–38). Die Bezeichnung „Galeazza“ kommt aus dem Mittelmeer, wo sie für eine große Galeere verwendet wurde. In Nord- und Ostsee verstand man ab Mitte 18. Jh. unter „Galaesse“ ein kleines Segelschiff mit einem Großmast und einen kleinen Besanmast. Vf. verfolgt die verschiedenen Spielarten der Galeassen bis zu den letzten Vertretern des Typs, die 1920 in Kiel als Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gebaut worden sind.

Leif Svalesen und Kenneth Ødegaard, *Charitas og Henrik Ibsen – det virkelige drama* (Norsk Sjøfartsmuseum. Årsberetning 1990, Oslo 1991, 63–86). Mit dem 1749 gebauten Fregattschiff „Charitas“ ist der Schiffer Henrik Ibsen, Großvater des gleichnamigen norwegischen Dichters, 1797 bei der Insel Hesnes vor Grimstad in Norwegen untergegangen. Taucher haben das Wrack entdeckt und anhand

der Inschrift der sehr gut erhaltenen Schiffsglocke identifiziert: „Charitas fra Scheen 1760. Tho:S Janaway of London fecit“.

Johannes-Hendrik Sonntag, *Der Emder Walfang im 18. Jahrhundert (1766–1799)*, Teil II (DSA14, 1991, 223–256). Fortsetzung des in HGbl. 109, 1991, 121f. angezeigten Beitrags mit Darstellung der preußischen Bemühungen um die Wiederbelebung des Emder Walfangs. Die entscheidende Belebung der Emder Bemühungen erfolgte erst nach Besetzung der Niederlande durch die Republik Frankreich (1795) und fand ihr abruptes Ende dadurch, daß die Emder Walfangflotte 1798 durch England aufgebracht wurde.

Hans Ney, *Krankenbehandlung auf Wal- und Robbenfängern im 19. Jahrhundert* (Deutsche Schifffahrt 1991, H. 1, 8–12). Die Gesundheitspflege an Bord beim Wal- und Robbenfang war besonders schwierig, weil zu den üblichen Gefahren der Seefahrt noch die Verletzungen durch sich zur Wehr setzende Tiere, der Sturz ins kalte Wasser und Erfrierungen in den Polarregionen hinzukamen, für deren Behandlung nur das mündlich tradierte Erfahrungswissen der Walfänger selber herangezogen werden konnte. Vf. bringt neben der Schilderung der allgemeinen Situation eine Reihe von spezifischen Behandlungsbeispielen aus den ersten drei Quartalen des 19. Jhs.

Ursula Feldkamp, *Von „deutschen Indianern“, „häßlichen Negerschnuten“ und einem „fixen Aesculap“: Das Tagebuch der Geschwister Schreiber von 1852 an Bord des Auswandererseglers GOETHE* (DSA 14, 1991, 9–68). Die Geschwister Charlotte (37) und Ludwigs Schreiber (26) aus Quakenbrück sind 1852 von Bremerhaven aus mit dem Vollschiff GOETHE der Bremer Reederei Wätjen über Baltimore in die USA ausgewandert und haben über ihre gesamte Reise abwechselnd ein Tagebuch geführt, dessen schiffahrtsgeschichtliche Bedeutung sich vor allem auf die Schilderung des Bordlebens aus der Sicht der Kajütpassage erstreckt. Vf.in hat es komplett abgedruckt und mit einer in die Situation einführenden Einleitung sowie mit nützlichen Erläuterungen und Illustrationen versehen.

Holger Kuhne, *Der Schoner „Johanne“: Lebenslauf eines kleinen Handelsseglers von 1861 bis 1875* (DSA 14, 1991, 69–78). Das 1861 in der Bretagne als Luggerbauete eichene Segelschiff wurde Anfang 1865 von seiner Mannschaft verlassen und in der Nordsee treibend entdeckt. Es wurde in Cuxhaven öffentlich versteigert und gelangte in den Besitz einer Partenreederei in Neuhaus an der Oste, wo es auch repariert und in einen Zweimastschoner umgebaut wurde. Die Reisen gingen für Hamburger Kaufleute nach Süd- und Mittelamerika, aber auch in die europäischen Küstengewässer von Skandinavien bis ins Mittelmeer. Am 23.5.1875 strandete die „Johanne“ auf einer Bank im La Plata, ohne daß Menschenleben zu beklagen waren. Die Ladung konnte größtenteils gerettet und das Schiff als Wrack verkauft werden. Wichtigste Quelle für diesen Beitrag ist das Geschäftsjournal des Korrespondenzreeders mit detaillierten Angaben zu den einzelnen Fahrten, über Ladung, widrige Winde, Zielhäfen, Krankheiten an Bord, Gewinne usw. Ein typisches Schiffsschicksal aus der Zeit, als die Segelschifffahrt in der alten Form der Partenreederei sich gerade noch gegenüber der wachsenden Konkurrenz der Dampfer behaupten konnte.

Heinz Burmester, *Petroleumsegler* (DSA 14, 1991, 79–98). Noch kurz vor seinem Tode am 26.10.1991 hat Vf. die Druckfahnen dieses Artikels korrigiert, der einen zusammenfassenden Überblick über den Petroleumsexport aus den U.S.A. auf Segelschiffen gibt. Nachdem die Erdölvorkommen in Pennsylvanien 1859 entdeckt worden waren, fanden Segelschiffe in den Petroleumfässern für etwa drei Jahrzehnte eine lohnende, allerdings auch wenig beliebte Fracht. Um 1880 rangierte das Petroleum bereits an vierter Stelle der Ausfuhr Güter der U.S.A. 1885 ließ der Geestemünder Reeder W.A. Riedemann sein Vollschiiff „Andromeda“ zu einem Tanksegelschiff mit großen eingebauten Stahltanks umbauen. Aufgrund der guten Erfahrungen mit diesem Tanksegler ließ Riedemann 1886 den Tankdampfer „Glückauf“ bauen und führte damit so erfolgreiche Fahrten durch, daß um 1890 die Petroleumsegler mit Faßladung vom Nordatlantik verschwunden waren. Es fuhren dort nur noch Tankdampfer. Aber es gab immer noch entfernte Länder, zu denen die Tankdampfer noch nicht rentabel fahren konnten. Deshalb begann um 1890 die zweite Phase der Petroleumsegler. Große stählerne Segelschiffe transportierten Kistenpetroleum in Blechkanistern, von denen je zwei in einer starken Holzkiste fast lecksicher verpackt waren, da sie sich in den Laderäumen sehr viel besser stauen ließen als die Petroleumfässer und im Gegensatz zu diesen als saubere Ladung galten. 1920 fuhren die letzten Petroleumsegler von New York nach Yokohama.

Heike Münz, *Handschriftliche seemännische Liederbücher auf deutschen Segelschiffen* (DSA 14, 1991, 373–388). Um das Bild vom eisenharten, Shanty singenden Seemann „zu revidieren“ stellt Vf. in drei handgeschriebene Liederbücher von zwei Matrosen und einem Oberlotsen von 1860/62, 1865 und 1900 vor. Shanties kommen darin gar nicht vor, auch wenn das Arbeitslied an Bord der Segelschiffe unentbehrlich war. Trotzdem erscheint das seemännische Lied nach den ersten Recherchen in den vorliegenden Handschriften weitaus vielschichtiger und funktionsreicher als bisher angenommen. Es wurde nicht nur mündlich durch Gesang in Gemeinschaft als Erinnerungsgut weitervermittelt, sondern verschiedentlich auch schriftlich niedergelegt. Solche persönlichen Sammlungen dienten neben der Nutzung zur Geselligkeit gleichzeitig der Selbstreflexion der Schreiber.

Nicola Borger-Keweloh und Hans-Walter Keweloh, *Flößerei im Weserraum. Leben und Arbeiten in einem alten Gewerbe* (Bremen 1991, Hauschild-Verlag, 180 S., 120 Abb.). Umfassende Darstellung der Flößerei im Weserraum aus volkswissenschaftlicher Sicht unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Flößereitechniken, der rechtlichen und sozialen Verhältnisse und der Nutzung von Flößen zum Warentransport. Bis um die Mitte der 60er Jahre unseres Jahrhunderts ist auf der Weser geflößt worden. Die Flößerei ist also ein abgeschlossenes Kapitel der Wirtschaftsgeschichte, dessen Anfänge sich im Dunkel der Überlieferungslosigkeit verlieren. Die frühesten Erwähnungen im Weserraum reichen bis 1247 und 1303 zurück. Das Schwergewicht der Darstellung liegt auf der überlieferungsreichen Schlußphase des späten 19. und des 20. Jhs.

D. E.

VORHANSISCHE ZEIT

(Bearbeitet von *Rolf Hammel-Kiesow*)

Siedlungen und Landesausbau zur Salierzeit, T. 1: *In den nördlichen Landschaften des Reiches*. T. 2: *In den südlichen Landschaften des Reiches*, hg. von Horst Wolfgang Böhme (Sigmaringen 1991, Jan Thorbecke, T. 1: 298 S., zahlreiche Abb., zwei Beilagen; T. 2: 215 S., zahlreiche Abb., eine Beilage; Römisch-germanisches Zentralmuseum, Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte; Bd. 27 und 28; Publikationen zur Ausstellung „Die Salier und ihr Reich“). – Am Anfang stand ein Irrglaube: nämlich die Überzeugung, daß die Siedlungsarchäologie genügend Erkenntnisse über das Aussehen und die Gestalt von Dörfern und Städten im 11./12. Jh. habe, „so daß die Anfertigung entsprechender aussagekräftiger Modelle und Rekonstruktionszeichnungen für die in Speyer geplante Salierausstellung ohne große Schwierigkeiten zu bewerkstelligen wäre“ (7). Als man den Irrtum erkannte, nahm man vom Bau mehrerer, regionale Unterschiede aufzeigender Dorfmodelle der Salierzeit Abstand und initiierte dafür die vorliegende, verdienstvolle Sammlung von Beiträgen zur hochmittelalterlichen Haus-, Dorf- und Siedlungsforschung, die den Raum von der Nord- und Ostsee bis in die Zentralalpen, vom Maas-Schelde-Raum bis ins nördliche Deutschland abdeckt. Teil 1, für die hansische Geschichte von größerer Bedeutung, beginnt mit Peter Schmid, *Mittelalterliche Besiedlung, Deich- und Landesausbau im niedersächsischen Marschgebiet* (9–36), der anschließend an die Darstellung der frühmittelalterlichen friesischen Landnahme einen Überblick über den Landesausbau und die frühe Bedeichung im hohen Mittelalter gibt; der durch letztere hervorgerufene Strukturwandel in der Siedlungs- und Wirtschaftsweise der Marschregionen wird an drei Beispielen aus den Marschgebieten zwischen Ems und Weser näher dargestellt. – W. Haijo Zimmermann, *Die früh- bis hochmittelalterliche Wüstung Dalem, Gem. Langen-Neuenwalde, Kr. Cuxhaven. Archäologische Untersuchungen in einem Dorf des 7.–14. Jhs.* (37–46), schildert die Siedlungsstruktur über ca. 700 Jahre. In von Zäunen umgebenen Vielhausgehöften mit zweckbestimmten Einzelgebäuden produzierte man auch Tuche, möglicherweise für den friesischen Handel (6 Grubenhäuser des 7./8.–11./12. Jhs. waren Webhäuser). Der Schwerpunkt der Wirtschaft lag auf Ackerbau und Viehhaltung. Die Bevölkerung wurde um 1340 zu dem Kloster Neuenwalde umgesiedelt. – Harm Tjalling Waterbolk, *Das mittelalterliche Siedlungswesen in Drenthe. Versuch einer Synthese aus archäologischer Sicht* (47–108), gibt einen umfassenden Überblick auf der Grundlage der Grabungen Odoorn und Gasselte; ein Schwerpunkt liegt auf der Darstellung der ‚Häuser, Nebengebäude und Brunnen‘, die typologisiert werden, sowie darauf aufbauend auf Aussagen zu Bauernhof, Dorf und Gehöft und zur Ackerflur. – Frans Theuws, Arnoud-Jan Bijsterveld, *Der Maas-Demer-Schelde-Raum in ottonischer und salischer Kaiserzeit* (109–146), stellen die politische Geographie des angegebenen Raumes vor und untersuchen anschließend die Frage, wer die Machthaber waren. Zum Schluß werden die örtlichen sozialpolitischen Entwicklungen und die Agrarwirtschaft beleuchtet. – Eike Gringmuth-Dallmer, *Untersuchungen zum Landesausbau des 11./12. Jahrhunderts im östlichen Deutschland* (147–162), behandelt exemplarisch die Entwicklung in drei Landschaften: Mittelharz und nördlichem Vorland als germanisch-deutsches Altsiedelgebiet, das Elste-Pleisse-Gebiet als bereits im 10. Jh. unter deutsche Herrschaft gelangtes slawisches

Altsiedelland und schließlich Ost-Mecklenburg und nördliche Uckermark, die erst in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. von der Ostsiedlung erreicht wurden. – Joachim Herrmann, *Das slawische Dorf Tornow in der Niederlausitz im 11 und 12. Jahrhundert* (163–168), stellt in aller Kürze die siedlungsgeschichtliche Entwicklung dar, die im 7./8. Jh. begonnen haben soll und kontinuierlich bis in die zweite Hälfte des 12. Jhs. reichte, als mit der Umsiedlung der Einwohner die siedlungsgeschichtliche Kontinuität endete. – Norbert Wand, *Holzheim bei Fritzlar in salischer Zeit – Ein nordhessisches Dorf mit Herrensitz, Fronhof und Eigenkirche* (169–209), berichtet über Ergebnisse einer Grabungskampagne, die von 1976–1985 mit 12.500 m² ca. 1/8 der Siedlungsfläche eines Dorfes freilegte, wobei eine Siedlungskontinuität von über 1200 Jahren (200 n. Chr.–Anfang des 15. Jhs.) nachgewiesen werden konnte. Zwischen 1000 und 1100 traten grundlegende Veränderungen ein durch die Umorientierung der Gehöfte auf einige wenige dominante Baukomplexe, die auf der Führungskraft einer kleinadligen Dorfherrschaft (fester Herrensitz, großer Fronhof und Eigenkirche mit Friedhof) beruht haben soll; erstes Auftreten der Steinbauweise (Steinfundamenthäuser) bei Weiterbestehen der traditionellen Holzbauweise; aus der Streuhofbebauung wurden Mehrseithöfe, vor allem Dreiseithöfe (frühester archäologischer Nachweis). – Lothar Klappauf, *Zur Bedeutung des Harzes und seiner Rohstoffe in der Reichsgeschichte* (211–232), berichtet über die Ergebnisse, die eine 1981–1985 durchgeführte Rettungsgrabung im Bereich der Siedlung Düna (5 km sw. der Stadt Osterode) in Zusammenarbeit von Archäologie, Archäometallurgie und Paläoethnobotanik erzielt hat. Die wirtschaftliche Tradition Dünas als Hüttenort weist bis ins Ende des 3. vorchristl. Jhs. zurück; zu Beginn des 10. Jhs. wurde ein massives Steingebäude errichtet und die Verhüttung auf ein räumliches Zentrum konzentriert (Blei- und Silbergewinnung im NW, Eisengewinnung sowie Kupfergewinnung im S). Nach einer Zerstörung in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. wurde die Siedlung in unveränderter Struktur wieder aufgebaut, erfuhr aber in der ersten Hälfte des 12. Jhs. Veränderungen, die den Eindruck erwecken, als ob die Siedlung nun aus mehreren kleinen, voneinander weitgehend unabhängigen Einheiten bestanden hätte (ein Befund, der sich mit der schriftlichen Überlieferung deckt). Acht Thesen zur Entwicklung des Lagerstättenreviers im Harz geben ein neues Bild der Entwicklung, wobei der Beginn des Bergbaus um ca. 700 Jahre gegenüber herkömmlichen Ansätzen zurückverlegt wird. – Günter P. Fehring, *Die frühstädtische Burgwall-Siedlung Alt Lübeck in jungslawischer Zeit* (233–261), behandelt den Ausbau in der Mitte des 11. Jhs. unter Fürst Gottschalk sowie die unter dem Fürsten Heinrich vor der Wende zum 12. Jh. erreichte topographisch-funktionale Dreiteilung von Residenz im Burgwall als Zentrum militärisch gesicherter Herrschaft und Administration, suburbium mit Ansiedlung vielfältigen Handwerks und Hafen für den Warenumschatz und die Ansiedlung mit eigener Kirche von Fernhandelskaufleuten. Abschließend wird das Verhältnis von Alt Lübeck zum Lübecker Stadthügel Bucu behandelt. – Volker Vogel, *Profaner Holzbau des 11 bis frühen 13. Jahrhunderts in Schleswig* (263–276); der kennzeichnende Gebäudetypus war der Pfostenbau mit Schwellriegelkonstruktion und vertikal verbretterter Wand bzw. Stabwand, dessen Konstruktionsweise und -merkmale an zwei Beispielen detailliert erläutert werden. In Haithabu fand sich das Pfosten-Schwellriegelhaus mit Stabwand nur selten, jedoch sind dort nur ältere Befunde des 9. und frühen 10. Jhs. erhalten. – Christoph Reichmann, *Der ländliche Hausbau in Niederdeutschland zur Zeit der salischen Kaiser* (277–298), behandelt die Entwicklung vom Wohnstallhaus der älteren Bronzezeit über die konstruktiven Neu-

erungen späterer Zeiten (Sparrendachstuhl, Sparrendach, Ankerbalken, Abseiten und Dreschennen) bis zur Entwicklung des neuen Haustyps im 11. Jh., dem dreischiffigen niederdeutschen Hallenhaus, dessen konstruktive Herkunft erörtert wird. Den Übergang zum dauerhaften Ständerbau in späterer Zeit führt R. darauf zurück, daß der hohe Aufwand bei der Errichtung der Häuser, die seit dem 11./12. Jh. die Beteiligung ausgebildeter Zimmerleute voraussetzte, zur baldigen Aufgabe der verrottungsanfälligen Pfostenbauweise geführt habe. – In Teil 2 (In südlichen Teilen des Reichs) sind für die allgemeine Städtegeschichte von Interesse: Hansjörg Grafen, *Die Speyerer im 11. Jahrhundert. Zur Formierung eines städtischen Selbstverständnisses in der Salierzeit* (97–152), dessen ersten Schwerpunkt das Recht bildet. Da Quellen über den ‚Mechanismus und die Voraussetzungen der Entstehung des städtischen Rechtskreises‘ im 11. Jh. so gut wie nicht vorliegen, sucht G. auf synthetisch-induktivem Wege – mit Hilfe des rechtsanthropologischen Ansatzes von Leopold Pospisil – einen neuen Zugang. Anhand der vier Merkmale Autorität, Sanktion, der Intention allgemeiner Geltung und der obligatio (der Beziehung zwischen den jeweils an einem Rechtsgeschäft beteiligten Parteien), sei in bezug auf die städtische Geschichte zuerst nach der Autorität zu fragen, die hier rechtsetzend tätig wurde, sodann nach den Verinnerlichungsvorgängen, die dem zunächst autoritätsgesetzten Recht zur Anerkennung durch die städtische Bevölkerung verhalfen und schließlich danach, ob und inwieweit sich innerhalb des neuen Rechtssystems neue Autoritäten hervortaten und zu den alten Autoritäten in Konkurrenz traten. Für die Zeit bis 1100 kommt er auf drei, alle außerhalb der Bürgergemeinschaft stehende Autoritäten: Bischof, König, adliger Vogt. Eine irgendwie institutionalisierte Autorität unter den cives ließe sich nicht erkennen. Ein zweiter Hauptabschnitt gilt der ‚Gemeinde‘, in dem über Namen, soziale Stellung und geographische Herkunft der frühen Speyerer Stadtbevölkerung Auskunft erteilt wird. Es gelingt G. die in Urkunden der Jahre 1020 und 1025 genannten Personen(namen) in der domstiftischen Necrologüberlieferung wiederzufinden und sie als Censualen auszumachen. Über die Stiftungen der commemorierten Personen läßt sich sowohl eine vermögensbezogene (Landbesitz) als auch herkunftsmäßige Homogenität dieser Censualen feststellen. Über die Ministerialen und ansässigen Unfreien läßt die Überlieferung keine Aussagen zu. In einem essayartigen Schlußkapitel wird die große Entwicklungslinie gezogen, wobei G. hervorhebt, daß die Entwicklung zur städtischen Freiheit ihren ersten beobachtbaren wirksamen Anstoß nicht vom ‚Freiheitsstreben‘ der Speyerer, nicht von einer Kommunalbewegung erhielt, sondern von der Auseinandersetzung zwischen zwei taktierenden Herrschaftsträgern (Herzog und Bischof), die, ein jeder auf seine Weise, den machtpolitischen Zugriff auf die Stadtbevölkerung versuchten“ (142). Der Beginn städtischer Freiheit überhaupt erweist sich in Speyer „nicht als ein Sprengen von Fesseln mit revolutionärer Gestik, sondern als ein Einnehmen, mehr noch als ein Zugewiesenbekommen des eigenen Platzes innerhalb der rechten Ordnung einer verkirchlichten Welt während der letzten Jahrzehnte vor dem Ausbruch des Investiturstreites (143). – Renate Engels, *Zur Topographie Speyers im hohen Mittelalter* (153–176). Der Schwerpunkt liegt auf der inneren Struktur der salischen Stadt. Straßennetz und Grundstücksstruktur werden in größeren Zusammenhängen erst seit dem Übergang zum 14. Jh. faßbar. Der Immunitätsbereich des Domes ist zur Stadt hin offenbar nie durch eine Mauer abgegrenzt gewesen. Die ursprüngliche Grundstücksstruktur innerhalb des ältesten Straßennetzes ist nur rudimentär zu erkennen. E. sieht in den kompakten, großen curtes zumindest zum

Teil Relikte der ältesten, vielleicht teilweise noch vor-städtischen Grundstücksstruktur. Die langgezogenen, mit der Schmalseite an den Hauptdurchgangsstraßen ausgerichteten Parzellen erinnerten bereits an die Grundstücksstruktur stauferzeitlicher Gründungsstädte, doch ist ihre Entstehungszeit unklar. Die Besiedlung der Seitengassen mit ihren wesentlich kürzeren Grundstücken könnte schließlich Ausdruck einer zunehmenden sozialen Differenzierung einerseits und der allgemeinen Zuzugsbewegung in die Städte seit dem 12. Jh. andererseits sein. Die Angaben zur Sozialtopographie beschränken sich im wesentlichen auf die Behandlung der Wohngebiete der „Führungsschicht“. – Fanny Hartmann, Pavel Lavicka, Dorothee Rippmann, Jürg Tauber, *Die salische Stadt – ein Idealbild. Entworfen nach archäologischen Befunden vornehmlich in Basel (177–194)*, wagen den Versuch, eine Stadt des 11. Jhs. auf der Grundlage von archäologischen Grabungsergebnissen aus Zürich und Basel zeichnerisch zu rekonstruieren. Der nicht zu bestreitende Wert einer solchen Rekonstruktion liegt darin, daß sie den kritischen Betrachter dazu zwingt, sich vor allem mit seinem eigenen ‚Bild‘ von der Stadt im 11. Jh. auseinanderzusetzen. – Der Wechsel von kurzen Überblicksartikeln, zusammenfassenden Artikeln, die offensichtlich für einen größeren Leserkreis geschrieben sind, und detaillierten archäologischen Befund- und Funddarstellungen wirft die Frage auf, für welchen Adressatenkreis diese Bände zusammengestellt wurden. Bedauerlich ist, daß diesem, insgesamt gesehen gelungenen Überblick über Siedlungsentwicklung und Landesausbau des 11. Jhs. kein Register beigegeben ist und daß fast durchgehend die Erscheinungsorte der zitierten Werke nicht aufgeführt sind. R. H.-K.

Gabriele Isenberg, *Das Asche-Gelände am Alten Steinweg in Münster. Ergebnisse der archäologischen Untersuchung 1987* (Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 6 B, 1991, 323–335), zeigt anhand der Bebauungsbefunde und der daraus möglichen Rekonstruktion der Ausrichtung der Gebäude, daß der Alte Steinweg in der Siedlungsentwicklung des 11.–13. Jhs. östlich von St. Lamberti keine große Bedeutung hatte, die Häuser vielmehr zur Kirchenherrngasse als der ersten Parallelgasse zum Alten Fischmarkt giebelständig waren. R. H.-K.

Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu. Bericht 30: Hans Reichstein, *Die wildlebenden Säugetiere von Haithabu (Ausgrabungen 1966–1969 und 1979–1980)* (Neumünster 1991, Karl Wachholtz, 184 S., 17 Taf., 100 Tab.). Wildarten spielten im Nahrungshaushalt der Bevölkerung eine völlig untergeordnete Rolle. Einen hohen wirtschaftlichen Stellenwert hatte der Rothirsch, dessen Geweihe als Rohstoff verwendet wurden, wichtig war auch der Rotfuchs, dessen Fell Gebrauchs- und Handelswert besaß. Nachgewiesen wurden 39 Säugetierarten, am häufigsten kam der Rotfuchs vor, vor Rothirsch, Wildschwein, Reh und Feldhase. R. H.-K.

Ausgrabungen in Schleswig. Berichte und Studien 9: Dirk Heinrich, *Untersuchungen an Skelettresten wildlebender Säugetiere aus dem mittelalterlichen Schleswig. Ausgrabungen Schild 1971–1975* (Neumünster 1991, Karl Wachholtz, 204 S., 33 Abb., 106 Tab.). 21 Säugetierarten konnten vom 11. bis 14. Jh. nachgewiesen werden. Die Reihenfolge der Häufigkeit: Reh, Rothirsch, Feldhase, Rotfuchs und Wildschwein; die gleichen Arten wie in Haithabu. Die nahrungswirtschaftliche Nutzung stand im Vordergrund, die Verarbeitung von Knochen und Geweih als Werkstoff ist ebenfalls nachgewiesen. In der frühen Phase (11.–12. Jh.) läßt das Vorkommen von Wal-

roßzähnen Fernhandelseinflüsse erkennen, während in der späteren Phase (13.–14. Jh.) der Nahhandel zu überwiegen scheint. R. H.-K.

Monika Remann, *Mittelalterliche Straßenbefestigung auf dem Lübecker Stadthügel* (Archäologisches Korrespondenzblatt 21, 1991, 439–444); in der Breiten Straße wurde eine ins Ende des 12. Jhs. datierte hölzerne Wegebefestigung, die zweispurig befahren werden konnte, ergraben; das Konstruktionsprinzip konnte erkannt werden. R. H.-K.

Gute Zusammenfassungen des Stands der archäologischen Forschungen für einen größeren Leserkreis geben Ingrid Schalties, *Zur Geschichte des Lübecker Hafens. Jüngste Erkenntnisse der archäologischen Forschung*, und Doris Mührenberg, *Archäologische Untersuchungen auf Lübecker Marktplätzen* (in: Der Wagen 1992. Ein lübeckisches Jahrbuch. Lübeck 1992, 206–216, 217–222). R. H.-K.

Hans Georg Kaack, *Von der Stecknitz zum Stecknitzkanal – ein Transportweg im geschichtlichen Wandel* (Lauenburgische Heimat, H. 129, 1991, 3–50), umreißt den Zeitraum von ca. 800 bis zum Ende des 15. Jhs.; er versteht seine Untersuchung als kritische Ergänzung und teilweise Berichtigung der Studie von Walter Müller, *Die Stecknitzfahrt* (Ratzeburg 1989, ²1990, Förderkreis Kulturdenkmal Stecknitzfahrt, 79 S., 32 Abb.); im Anhang zwei (bereits gedruckte) Urkunden und sechs bislang unveröffentlichte Bekanntmachungen, Verordnungen, Verträge und Bittschriften bis zum 19. Jh. R. H.-K.

Hans Georg Kaack, *Von Burg und Stadt Lauenburg. Geschichtliches und geographisches Umfeld, Entstehung, Wirtschaft, Recht und Verfassung* (Lauenburgische Heimat, H. 131, 1991, 3–71), behandelt die im Titel genannten Phänomene einschließlich ihrer Vorgeschichte in der slawischen Zeit bis in die frühe Neuzeit hinein. R. H.-K.

Starigard/Oldenburg. Ein slawischer Herrschersitz des frühen Mittelalters in Ostholstein, hg. von Michael Müller-Wille (Neumünster 1991, Karl Wachholtz, 328 S., zahlreiche Abb.). Ein an die historisch interessierte Öffentlichkeit gerichtetes Buch, dessen 14 Beiträge den Themenkomplexen ‚Ethnogenese und Ausbreitung der Slawen‘ (3), ‚Funde und Befunde aus Oldenburg‘ (8) und den ‚Beziehungen Oldenburgs zu den slawischen Gebieten‘ (3) gewidmet sind. Die reich mit Abbildungen versehenen Beiträge bieten einen meist gut lesbaren, umfassenden Überblick (auf Anmerkungen wurde verzichtet) über den erreichten Stand der Forschung; ein gemeinsames Literaturverzeichnis (den spezielleren Beiträgen sind jedoch kurze Extrabibliographien nachgestellt) sowie eine Übersicht über die heute übliche und die historische Schreibweise von Stammes-, Orts- und Personennamen beschließen den Band (s. HGbl. 108, 1990, 123; 109, 1991, 128). R. H.-K.

Roland Altwein und Wolfgang Timpel, *Stadtarchäologie in Erfurt* (Ausgr.Fu., 36, 1991, 226–230), geben einen kurzen Überblick über die künftigen Aufgaben der Stadtarchäologie im Rahmen der anstehenden Stadtsanierung, für die eine Forschungskonzeption erarbeitet wurde. In ersten Untersuchungen auf der

Grundlage dieses Konzepts konnten im Andreasviertel in Steinbauweise errichtete Wirtschaftshöfe (Ministerialensitze ?) erfaßt werden. R. H.-K.

Joachim Herrmann, Karl-Uwe Heußner, *Dendrochronologie, Archäologie und Frühgeschichte vom 6. bis 12. Jahrhundert zwischen Saale, Elbe und Oder* (Ausgr.Fu. 36, 1991, 255–290). Einer kurzen Geschichte des Aufbaus der ‚Dendrochronologie‘ bis zur Erstellung gut belegter Standardreihen für Eichenholz für Brandenburg, Mecklenburg und die Niederlausitz folgen methodische Raisonnements bezüglich methodischer Schwachstellen der Dendrochronologie. Eine Übersichtstabelle für die einzelnen Fundstellen und Objekte aus 45 Fundorten folgt, die im anschließenden Text ausführlich erläutert werden. Dabei ergeben sich Revisionen älterer Datierungen: So scheint Burg C der Mecklenburg in der Mitte des 10. Jhs. erbaut worden zu sein, eine Probe weist auf eine ältere Bauperiode in der 2. Hälfte des 7. Jhs.; aus der Zeit um 800, in der die Mecklenburg im Zentrum dänisch-obotritischer Auseinandersetzungen stand, sind keine Dendrodaten nachweisbar. Auch für Groß Raden ergeben sich neue chronologische Einordnungen (der Tempel wurde erst in der 2. Hälfte des 10. Jhs. errichtet). Abschließend umreißen die Autoren kurz die Bedeutung der Dendrochronologie für die Fragenkomplexe (1) slawische Einwanderung und germanisch völkerwanderungszeitliche Bevölkerungsgruppen (die D. hat sehr wenig dazu beigetragen), (2) archäologisch-kulturelle Gruppen und deren Datierung („die auf naturwissenschaftlicher und begrenzter Analysegrundlage gewonnenen Daten würden – für sich genommen – völlig andere geschichtliche Zusammenhänge suggerieren, als sie tatsächlich bestanden“, 285 f.) und (3) Burgenbau und dessen mögliche Zusammenhänge mit politisch-militärischer Ereignisgeschichte. R. H.-K.

Zbigniew Bukowski, *Critically about the so-called Amber-route in the Odra and Vistula River basins in the Early Iron Age* (Archaeologia Polona 28, 1988 (1990), 71–122), hebt hervor, daß die sog. Bernstein-Route der frühen Eisenzeit nicht wörtlich verstanden werden sollte, sondern im übertragenen Sinn als Begriff für den kulturellen Austausch des Oder-Weichsel-Beckens mit dem südlichen Europa vom westlichen Karpathen-Becken und den Ostalpen bis zu den westlichen Teilen des Balkans und Norditaliens; er arbeitet die wechselnden Routen zwischen diesen Räumen von Hallstatt B bis Hallstatt D, La Tène A (ca. 500 v. Chr.) heraus. R. H.-K.

Marek Jagodziński, Maria Kasprzycka, *Zarys problematyki badawczej wczesnosredniowiecznej osady rzemieślniczo-handlowej w Janowie Pomorskim (gmina Elbląg)/An Outline of the Research Problems Concerning the Early-Medieval Artisan-Trade Settlement at Janowo Pomorskie (Elbląg Parish)* (Pomorania Antiqua 14, 1990, 9–40; engl. summary), präsentiert kurz Befunde und Funde einer 1982 entdeckten, etwa 10 ha großen Siedlung des 9. Jhs., in der der Handel eine bedeutende Rolle gespielt zu haben scheint; die Vff. verbinden sie mit dem Handelsplatz Truso. R. H.-K.

G.L.G.A. Kortekaas, *Opgraving Wolters-Noordhoffcomplex te Groningen* (Paleo-Aktueel (Groningen) 2, 1991, 130–133); eine 1990 archäologisch untersuchte

große Fläche im mittelalterlichen Teil der Stadt war kontinuierlich seit etwa dem 7. Jh. n. Chr. besiedelt, ein ausgesprochen großen ‚steenhuis‘ des 13. Jhs. wurde ergraben. R. H.-K.

Ulf Näsman, *The Germanic Iron Age and Viking Age in Danish Archaeology. A survey of the literature 1976–1986* (Journal of Danish Archaeology 8, 1989, 159–187); behandelt in eigenen Abschnitten ‚Trade and Exchange of Goods‘, ‚Urbanisation‘, ‚Communication and Transport‘ sowie ‚Crafts and Technology‘. R. H.-K.

Hendrik Jarl Hansen, *Dankirke. Jernalderboplads og rigdomscenter. Oversigt over udgravningerne 1965–1970* (KUML 1988–89. Årbog for Jysk Arkaeologisk Selskab, Århus, 201–247; dt. Zusammenfassung), stellt Befunde und Funde vor und ordnet die südlich von Ribe gelegene eisenzeitliche Siedlung als außerordentliches Handelszentrum ein, vergleichbar z.B. mit Helgö im Mälargebiet. R. H.-K.

People and Places in Northern Europe 500–1600. Essays in Honour of Peter Hayes Sawyer, hg. von Ian Wood and Niels Lund (Woodbridge 1991, Boydell Press, 248 S.). – Diese Festschrift ist Peter Sawyer gewidmet, dem die Mediaevistik eine Vielzahl wertvoller Abhandlungen zur Angelsächsischen Geschichte, zur Geschichte der Skandinavien im Bereich der Britischen Inseln während der Wikingerzeit und in den letzten Jahren auch zur skandinavischen Geschichte verdankt. Britische und skandinavische Mediaevisten legen nun in der Festschrift eine größere Anzahl von Aufsätzen vor, die sich mit historischen Problemen der Forschungsinteressen des Geehrten beschäftigen. Unter den Darstellungen zur skandinavischen Geschichte seien vor allem folgende genannt: Steen Hvass, *Jelling from Iron Age to Viking Age* (149–160). Vf. widmet sich der Forschungsgeschichte der Ausgrabungen an diesem geschichtsträchtigen Ort und vor allem den archäologischen Grabungsergebnissen vor der Wikingerzeit. – Niels Lund, „*Denmaerc*“, „*Tanmarkar But*“ and *Tanmaurk Ala*“ (161–169). Die neuesten Dendrodaten für die Grabkammer König Gorms in Jellinge deuten auf das Jahr 958. Demnach folgte Harald Blauzahn wesentlich später auf seinen Vater als allein regierender König, als man bisher annahm. Heute ist es auch erwiesen, daß Harald nach der Christianisierung der Dänen seinen Vater in die neue christliche Kirche von Jellinge umbetten ließ. Vf. weist hier auf eine interessante Parallele der früh-russischen Geschichte hin, wo zwei erschlagene Fürsten aus dem warägischen Herrschergeschlecht aus dem heidnischen Grab exhumiert und posthum „getauft“ wurden, um dann christlich begraben zu werden. Neben weiteren Themen, die er z.T. bereits in früheren Aufsätzen behandelt hat, greift Vf. in Fortführung von Gedanken anderer die Frage auf, was es mit dem „ganz Dänemark“ auf sich habe, dessen Gewinnung Harald Blauzahn sich auf dem Jellinge-Monument rühme. Er diskutiert dann verschiedene Lösungsmöglichkeiten, von denen vor allem eine von Ansichten Ekbloms ausgehende besondere Beachtung verdient. Nach dieser und eigenen Quellendiskussionen konnte „Dänemark“ das Land der „Norrdänen“ einiger Quellen gewesen sein, das mit den dänischen Inseln und Schonen zu identifizieren wäre. Dann hätte Harald vom Land der „Süddänen“ aus „Dänemark“ (die Inseln und Schonen) in Besitz gebracht, wobei nach einer weiteren Hypothese seine Mutter Thyra vielleicht aus dem Königsgeschlecht der Norrdänen stammte. Vf. bleibt sich der schmalen Quellengrundlage durchaus be-

wußt, legt aber mit seiner Hypothese eine sehr ernstzunehmende Lösungsmöglichkeit für die ungeklärten Fragen zur Entstehung des Gormidenreiches vor. – Tina Damgaard-Sørensen, *Danes and wends. A Study of the Danish Attitude towards the wends (172–186)*. Vfin widmet sich den Beziehungen zwischen Dänemark und den Ostseeslawen. Seltsamerweise setzt sie sich nicht mit der reichhaltigen polnischen (z.T. auf englisch und deutsch publizierten) und deutschen Literatur zum Thema auseinander. Immerhin gibt sie eine Übersicht über die slawisch-dänischen Beziehungen vom 10. bis zum 12. Jh. nach den mittelalterlichen Quellen. – Die Numismatiker seien schließlich noch auf den Aufsatz von Brita Malmer, *On the early Coinage of Lund (187–197)*, verwiesen. E. H.

Årbog for Svendborg og Omegns Museum, hg. von Museumsforeningen Svendborg (1989). – In den letzten Jahrzehnten haben im Raume von Stevns in Südostseeland und von Gudme (mit Hafenplatz Lundeborg) in Südostfünen Ausgrabungen ergeben, daß sich an diesen Orten eisenzeitliche Plätze des 3. bis 8. Jhs. befunden haben, die gleichzeitig Herrschafts- und Kultzentren darstellten und über Hafenplätze mit Handelsfunktionen verfügten. Diese überraschenden Funde haben die Diskussion über die Entstehung des dänischen Reiches neubelebt. Die hier genannten Orte mögen Zentren eines losen Großkönigtums oder lokale Plätze von Kleinkönigtümern – die eventuell unter einem „Großkönig“ standen – gewesen sein. Die Ausgrabungen von Gudme werden vom Svendborger Museum aus unternommen. Über die Ausgrabungsergebnisse der letzten Zeit informieren folgende Beiträge dieses Bandes: Per O. Thomsen, *Lundeborg. En forløbig redegørelse efeter 4 udgravningskampagner (8–35)*, Karten Kjer Michaelsen, *Edelygård – en større sag – en foreløbig beretning om undersøgelsen af en romertidsgravplads ved Lundeborg (36–45)* und *Gudme-Lundeborg-mødet 30.10.1989 i Svendborg (47–64)*. Weiterhin ist von Interesse der Bericht von Henrik M. Jansen, *Svantevit fra Svendborg (65–71)*, der den Fund eines kleinen Svantevit-Götterbildes in Stabform vorstellt, der in Vindeby auf der Insel Taasinge südlich Fünen entdeckt wurde. Er vermutet wohl mit Recht in diesem Fund ein Anzeichen für friedliche slawische Siedlung im Raumen Fünen. E. H.

Årbog for Svendborg og Omegns Museum (1990). – Auch in diesem Band finden sich wichtige Berichte über die Gudme-Ausgrabungen: Karsten Kjer Michaelsen, *Løkkebjerg. Endnuen romertidsgravplads fra Gudme – Lundeborg – området (18–34)*; Ole Stilborg, *Teknologisk undersøgelse af keramik fra Lundeborg I (35–41)*; Nis Hardt, *Kong Frodes Guld (42–47)*; Anne Kromann, *Mønterne fra Lundeborg (48–58)*. Weiterhin ist von Interesse für die Stadtentstehung im Großraum Fünen mit Nachbarinseln der Aufsatz von Jørgen Elsøe Jensen, *Svendborgi byplanhistorisk sammenhaeng (58–68)*. Dabei geht es auch um die Herausfindung von Typen der Stadtgrundrisse der mehr oder weniger im 12./13. Jh. gegründeten Orte. E. H.

Ove Moberg, *Den angelsachsiska krönikans Anlaf Olav Traggvesson eller Olof Skötkonung?* (Scandia 57, 1991, 115–118). Erik Gamby, *Replik till Ove Moberg (ebenda, 119)*. Moberg wendet sich gegen Gambys These (Scandia 56, 1990, 19–29, vgl. HGBll. 109, 1991, 179f.), daß der Wikingeranführer Olaf, der 991 einen Zug gegen England unternahm („Anlaf“ in der Ags. Chronik) und 994/5 an der Seite

des dänischen Königs Sven Gabelbart von König Aethelred ein hohes Danegeld erpreßte, nicht mit dem späteren norwegischen König Olav Tryggvesson, sondern mit dem schwedischen König Oluf Schoßkönig identisch gewesen sei. Die Auseinandersetzung spitzt sich auf die Frage zu, wieweit die einzige schriftliche zeitgenössische Quelle, die Skaldengedichte Hallfreds, Auskunft über Taten Olavs in England geben. In einem Gedicht des Skalden werden Olavs frühe Taten recht summarisch aufgeführt: Im Bereich der Britischen Inseln kämpft er mit Angeln, Northumbriern, Schotten, Iren, den Bewohnern von Man, Wallisern und Bewohnern Cumberlands. Von einem Sieg bei Maldon (den Olav der Ags. Chronik erringt) und einem gemeinsamen Kampf mit Sven gegen Aethelred ist nicht die Rede. Unserer Ansicht nach ist also eine Textdeutung nach beiden Hypothesen (denen Gambys wie Mobergs) möglich.

E. H.

Leif Christian Nielsen, *Trelleborg* (Aarbørger for Nordisk Oldkyndighed og Historie og Historie 1990, 105–178; mit Zusammenfassung). Dieser umfangreiche Aufsatz des 1990 verstorbenen Prähistorikers bringt eine Darstellung der stratigraphischen Verhältnisse der Trelleborg nach den Ausgrabungen Poul Nørlunds. Anschließend zieht Vf. historische Schlußfolgerungen aus den Befunden. Hiernach hat eine Bebauung des Geländes vor Errichtung der Burganlage nicht existiert. Diese zeigt ein unterschiedliches äußeres Bild innerhalb von zwei Perioden, die durch einen Brandhorizont geschieden werden. Die äußere Ansicht der älteren Periode zeigt das bekannte Grundrißbild einer kreisrunden Anlage mit 4 x 4 zu Karrees angeordneten Häusern, die der jüngeren Periode ein großes Gebäude im Zentrum, eine Reihe von Grubenhäusern und Werkstätten und in der Vorburg die bekannte Reihe der 15 Hallenhäuser. Die erschlossenen Dendrodaten beziehen sich etwa auf die Zeit des Übergangs von der einen Periode auf die andere. Der Beginn der älteren Periode wird nach Vergleich mit den anderen Burgen dieser Periode auf eine Zeit nach 974 und vor 979 gelegt, etwa gleichzeitig mit der vom Typ verwandten Burg Fryrkat bei Hobro in Jütland. Vf. sieht die Entstehung dieser Burgen und der Aggersborg am Limfjord im Zusammenhang mit dem Sieg Ottos II. am Danewerk 974 und dem siegreichen Gegenzug der Dänen 983. Er vertritt die Ansicht, daß damals Haithabu und das Gebiet zwischen Eider und Schlei sich kurzfristig in deutschem Besitz befunden habe. Gefundene Schiffsbaugerätschaften veranlassen Vf. dazu zu vermuten, daß Schiffbau bzw. -reparatur in Trelleborg geübt wurden. Der Schiffbau wird von N. dabei mit staatlichen Handelsaktivitäten zusammengebracht. Der Burgenbau wird mit dem Aufbau des Landesaufgebots des Ledings zusammengesehen, das dazu dienen sollte, die Bedrohung von Süden abzublocken und – wie es geschah – das Verlorene wiederzugewinnen. Die historische Deutung N.s ist wie jede andere auf Kombination aufgebaut, die nicht unbedingt im ganzen wie in Teilen zutreffen muß. Die Frage einer deutschen kurzfristigen Herrschaft in Haithabu etwa ist umstritten. Die Burgen können nach Tage Christiansen vor allem auch der Machtbefestigung der Gormiden in den von ihnen eroberten neuen Reichsteilen gedient haben. Auch scheint es mir gewagt, die Burgen mit der Herausbildung des Landesaufgebots des Volkes zusammenzubringen. Die Burganlagen scheinen eher für die Berufskrieger der königlichen Gefolgschaft geschaffen worden zu sein.

E. H.

Anna Bitner-Wróblewska, *Between Scania and Samland. From Studies of Stylistic Links in the Baltic during the Early Migration Period* (Fornvännen 86, 1991, 225–241), demonstriert die stilistische Ähnlichkeit z.B. an Fibeln in beiden Gebieten im späten 4. und beginnenden 5. Jh. R. H.-K.

Asbjørn E. Herteig, *The buildings at Bryggen. Their topographical and chronological development* (The Bryggen Papers. Main Series. Vol 3, Oslo 1990/91, Part 1 (1990), 151 S., zahlreiche Abb. und Taf.; Part 2 (1991), 117 S., zahlreiche Abb., 15 Taf. separat gebunden), präsentiert – in der Zeit von der Feuersbrunst 1955 rückschreitend – in 9 Perioden die Befunde zur topographischen und chronologischen Entwicklung (mehr als 500 Gebäude oder Teile von Gebäuden, 55 Brunnen, 18 Kloaken, 31 Herde oder Feuerstellen wurden auf dem Areal erfaßt) und umreißt abschließend die Hauptzüge der Entwicklung des Untersuchungsgebietes (Part. 2, 111–116). R. H.-K.

Axel Christophersen, *Dwelling houses, workshops and storehouses. Functional aspects of the development of wooden urban buildings in Trondheim from c. A.D. 1000 to A.D. 1400* (Acta Archaeologica 60, 1989 (1990), 101–129), zeigt eine interessante Entwicklungslinie auf, in die er Bautätigkeit, bebaute Grundfläche der mit Häusern unterschiedlicher Funktion besetzten Grundstücken und die Größe letzterer miteinander in Beziehung setzt (Diagram S. 125). Er unterscheidet in sieben zeitlichen Phasen vier unterschiedliche Bebauungsstrukturen eines in seiner Anlageform gleichbleibenden Grundstücksgefüges. Entscheidende Perioden in der Entwicklung von Handel und Handwerk waren die 2. Hälfte des 11. und die 1. Hälfte des 13. Jhs. – Ergänzend hierzu stellt Saebjörg Walaker Nordeide die Fundauswertung vor: *Activity in an urban community. Functional aspects of artefact material in Trondheim from c. A.D. 1000 to A.D. 1600* (ebd., 130–149). R. H.-K.

ZUR GESCHICHTE DER NIEDERDEUTSCHEN LANDSCHAFTEN UND DER BENACHBARTEN REGIONEN

(Bearbeitet von Antjekathrin Graßmann, Volker Henn, Herbert Schwarzwälder
und Hugo Weczerka)

RHEINLAND/WESTFALEN. Sonja Zöllner, *Geld und Politik im 12. Jahrhundert. Gerhard Unmaze von Köln* (Geschichte in Köln, H. 29, 1991, 21–36), sieht in Gerhard Unmaze, der im Fernhandel und durch Kreditgeschäfte zu beträchtlichem Reichtum gelangt war und zu den führenden Mitgliedern der Richerzeche gehörte, den Initiator der englandorientierten Kölner Wirtschaftspolitik. Auf seinen Einfluß sollen die Handelsprivilegien Heinrichs II. von 1175 und 1176 zugunsten der Kölner Kaufleute zurückgehen. Außerdem soll er maßgeblichen Anteil an der Beschaffung des Lösegeldes für Richard Löwenherz gehabt haben, die den Kölnern mit dem bekannten Privileg von 1194 weitere Handelsvorrechte in England einbrachte; und schließlich soll Gerhard Unmaze auch zu dem Finanzkonsortium gehört haben, das 1198 die Königswahl Ottos IV. sicherte und den Schwenk des Kölner Erzbischofs Adolf von Altena in das staufische Lager verhinderte. V. H.

Daß nicht nur Kölner Kaufleute in England ihren Geschäften nachgingen, sondern auch Engländer in Köln ansässig waren, ist prinzipiell nichts Neues. Joseph P. Huffman, *Anglicus in Colonia: Die rechtliche, soziale und ökonomische Stellung der Engländer in Köln während des 12. und 13. Jahrhunderts* (JbKölnGV 62, 1991, 1–62), kann jedoch anhand der Eintragungen in den Schreinsbüchern und Schreinskarten hauptsächlich am Beispiel der Familien des Walterus Anglicus und des Robinus Anglicus (mit dem Beinamen „de Wolsacke“!), die er über drei bzw. zwei Generationen in den Quellen verfolgen kann, zeigen, wie diese Familien, die mit führenden Kölner Patrizierfamilien verschwägert waren und über ansehnlichen Haus- und Grundbesitz in der Stadt verfügten, sich in das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben Kölns integrieren konnten. V. H.

Zur Gründung des St. Katharinen-Hospitals in Köln Anfang des 13. Jahrhunderts äußert sich Wolfgang Peters (JbKölnGV 61, 1990, 59–71). Das von dem Kölner Bürger Heinrich Halverogge gestiftete und dann dem Deutschen Orden übertragene Hospital, das die Krankenversorgung im Schreinsbezirk Oversburg (Airsbach) sicherstellen sollte, wird – da Halverogge und seine Familie selbst im Martinsviertel ansässig waren – vom Vf. als ein Beispiel der „Sozialfürsorge aus gesamtstädtischer Verantwortung“ (70) gewürdigt. V. H.

Roland Mönig, *Der Neubau des Dekagons von St. Gereon in Köln. Manifestation eines veränderten erzbischöflichen Selbstverständnisses zwischen 1216 und 1225?* (JbKölnGV 62, 1991, 63–83), betrachtet die zwischen 1219 und 1227 erfolgte spätromanische Neufassung des zehneckigen Zentralbaus der Stiftskirche St. Gereon, die im Mittelalter als eine Gründung der hl. Helena angesehen wurde, im Zusammenhang der Versuche des Kölner Erzbischofs Engelbert I. von Berg, seine stadtherrliche Stellung gegenüber den Unabhängigkeitsbestrebungen der Stadt stärker zur Geltung zu bringen. V. H.

Klaus Militzer, *Jakobsbruderschaften in Köln* (RheinVjbl. 55, 1991, 84–134). Nachrichten über die Verehrung des hl. Jakob d.Ä. in Köln und die Teilnahme von Kölnern an Wallfahrten nach Santiago de Compostela sind zwar seit dem 12. Jh. vereinzelt überliefert, insgesamt aber scheint der Jakobskult in der Domstadt im 12. und 13. Jh. nur von geringer Bedeutung gewesen zu sein. Gleichwohl gab es hier im späten Mittelalter drei Jakobsbruderschaften: die 1317 erstmals erwähnte Jakobsbruderschaft der Waidhändler, die bis 1372 den Kölner Waidhandel organisierte, eine mit dem Jakobsaltar in St. Kunibert verbundene, vermutlich erst in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. gegründete Jakobsbruderschaft, die ihre Aufgabe vorrangig in der Versorgung von Armen sah, und die 1406 ins Leben gerufene Pilgerbruderschaft St. Jakob, der vor allem wohlhabende Kaufleute und Neubürger angehörten; im Laufe des 15. Jhs. verlor die Bruderschaft jedoch an Exklusivität und Anziehungskraft und löste sich im 16. Jh. aus Mangel an Mitgliedern auf. M. beschreibt die religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Funktionen dieser Bruderschaften. Als Anhang ist dem Aufsatz ein Katalog der Mitglieder der Bruderschaft der Jakobspilger im 15. Jh. beigegeben. V. H.

Harald Witthöft, *Das Fundament des Gewichts in Köln nach schriftlichen Überlieferungen des 14.–16. Jahrhunderts* (JbKölnGV 61, 1990, 35–57). Durch die Reichs-

münzordnungen von 1551 und 1559 wurde die Kölner Mark, die bereits im 14. Jh. als gesetzliches Goldmünzgewicht anerkannt war, mit ihren etwas mehr als 233 g „zum einheitlichen Grundgewicht für alle Prägungen in Gold und Silber im Deutschen Reich“ (42). Vf. zeigt, daß sich das zugrunde liegende Münzgrundgewicht an der niederländischen Troymark (zu 160 Engels) und an dem französischen *poid de marc* orientiert. Aus der Tatsache, daß sich das „*pondus Coloniensis*“ sowohl als gewichtsbestimmte wie auch als zahlbestimmte Einheit erweist, erklärt sich das Nebeneinander unterschiedlicher metrischer Gewichtsgrößen. V. H.

Kurze Zeit nach der Arbeit von B. Sauerbrey über die mittelalterliche Wehrverfassung Braunschweigs (vgl. HGBll. 109, 1991, 145 f.) ist die 1989 als Dissertation an der Universität Bonn angenommene Untersuchung von Brigitte Maria Wübbekke, *Das Militärwesen der Stadt Köln im 15. Jahrhundert* (VSWG Beiheft 91, Stuttgart 1991, Franz Steiner Verlag, 308 S., zahlreiche Tabbl., 1 Kt.) erschienen. In drei Hauptteilen werden die verfassungsgeschichtlichen Grundlagen des Militärwesens (regionale Bündnissysteme, städtisches Wehrwesen, militärische Führungsorganisation), die mehr sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekte (städtische Hauptleute und Söldner und deren wirtschaftliche Situation sowie die für das Militär arbeitenden Werkleute) behandelt. Der dritte Teil fragt weiter nach der Sicherung Kölns in Krieg und Frieden sowie den militärischen Leistungen für das Reich und den finanziellen Belastungen des Militärwesens für die Stadt. Bemerkenswert ist die trotz der sehr verstreuten und unübersichtlichen Quellenlage klare und durchsichtige Gliederung der Arbeit. Als bedeutende größere Quellengruppe wurden die seit 1387 für fast 60 Jahre fast geschlossen, zum Ende des 15. Jhs. mehr lückenhaft überlieferten Dienstverträge mit Söldnern intensiv ausgewertet. W. lenkt bei günstiger Quellenlage wiederholt die Aufmerksamkeit auf Einzelpersonen, z.B. den Kölner Hauptmann Johann van Elsiech oder den Söldnerführer Wilhelm van der Mark. Diese biographischen Studien machen einen besonderen Reiz der Untersuchung aus. Entsprechend werden im dritten Abschnitt an einzelnen Kriegszügen und Fehden, z.B. gegen Geldern, Erzbischof Ruprecht, dem Neusser Krieg, der Fehden gegen Vernich, Westerbürg und gegen Johann Lewendail das Funktionieren der Wehrverfassung eingehend deutlich gemacht. Eines der auffallenden Ergebnisse dieser anregenden Arbeit dürfte sein, daß die Stadt Köln im 15. Jh. vorrangig auf die Erhaltung des Friedens durch den Abschluß von Bündnis- und Hilfsverträgen konzentriert war, denn – dies wäre das zweite Merkmal der Kölner Politik – nur im Frieden konnte die Stellung der Stadt als überragende Handels- und Wirtschaftsmetropole einigermaßen erhalten bleiben. Trotz aller Bemühungen gelang es aber Köln nicht, sich als überregionale militärische Ordnungsmacht am Niederrhein durchzusetzen. Man blieb auf das durch Verträge abgesicherte Wohlwollen der umliegenden Landesherren und des Königtums angewiesen. Entsprechend hatte Köln eine relativ kleine eigene Söldnertruppe, die im Kriegsfall schnell durch Verträge und Anwerbungen vergrößert werden konnte. Militärunternehmer, wie sie vor allem aus Italien bekannt sind, waren in Köln selten. C. Reinicke

Claudia Schnurmann, *Kommerz und Klüngel. Der Englandhandel Kölner Kaufleute im 16. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 27, Göttingen 1991, Vandenhoeck & Ruprecht, 312 S.), untersucht ein bislang vernachlässigtes Kapitel in der Geschichte der Kölner Handelsbeziehun-

gen. Den Rahmen bildet das Schicksal der Hanse in England, die dort 1552 unter Eduard VII. erstmals ihrer jahrhundertealten Sonderrechte verlustig ging und damit den übrigen ausländischen Händlern gleichgestellt wurde. Mit der Schließung des Londoner Stalhofs durch Königin Elizabeth I. im Jahre 1598 fand die Hanse in England ihr Ende. Gleichzeitig damit kam auch der Kölner Englandhandel zum Erliegen. Aus der breiten Palette der Handelsgüter, die in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. durch Kölner Kaufleute ihren Weg nach England fanden, wählt Vf.in einige aus, die aufgrund ihrer Beschaffenheit, ihres Stellenwertes oder ihres Preises zu unterschiedlichen Kategorien des internationalen Fernhandels gehören: das Bildungsgut Buch, das Luxusgetränk Rheinwein, Bogenhölzer als Rohstoff für das englische National- und Verteidigungsinstrument Langbogen, Stahl und andere Metalle als Rohstoff zur Verbesserung des Lebensstandards und Rüstungsgüter wie Waffen und Harnische. Eine Quantifizierung der Kölner Importe nach England ist dabei nicht das Ziel der Vf.in. Der unterschiedlichen Konjunktur dieser Waren geht sie anhand ausgewählter in diesen Sparten tätiger Kölner Kaufmannsfamilien unter Einbeziehung von deren wirtschaftlichen, sozialen, politischen und sonstigen Beziehungssystemen exemplarisch für die Entwicklung des Kölner Englandhandels in dieser Zeit nach. Die Verquickung der Individualgeschäfte und -schicksale von Kölner Kaufleuten mit dem Rahmen, der Entwicklung des Kölner bzw. hansischen Handels in England ist ihr dabei methodisch gelungen. Vf.in vermag die vielschichtigen wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die das letzte Kapitel der Kölner Hansen wie der Hanse überhaupt in England bestimmten, souverän und überzeugend darzustellen. Als Fazit bleibt festzuhalten: Reformen im englischen Zollwesen und der allmähliche Abbau hansischer Privilegien in England ließen die Kölner Importe seit den 1550er Jahren insgesamt dramatisch absinken. Andere Zahlungsformen taten ein übriges: Kreditgeschäfte und der Einsatz zollfreien Bargeldes. Wolltuche waren das Gegengut, daß die Kölner von England auf den Kontinent brachten. Vf.in kommt zu dem Schluß, daß die Kölner Englandhändler ihre gesamten Importaktivitäten nur auf ein Ziel richteten: möglichst rasch ihre Waren in Bargeld und dieses wiederum in die begehrten Tuche umzusetzen. Die enormen Tuchaufkäufe der Kölner Hansen in London und Antwerpen waren dann auch eine der wesentlichen Ursachen für die hansisch-englischen Auseinandersetzungen, die 1552 mit der Aufhebung der Hanseprivilegien begannen und 1598 mit der Schließung des Stalhofes das Ende der Hanse in England brachten. Die Tuchgeschäfte der Kölner waren zunehmend mit den Handelsinteressen der Merchants Adventures und der von ihnen beeinflussten englischen Krone kollidiert, denn das Tuch war der einzige englische Handelsartikel, der auf dem Kontinent gefragt war. Der Kölner Englandhandel verlor außerdem in dieser Zeit durch den Aufstand in den Niederlanden seinen traditionellen Transitraum wie auch mit dem Niedergang Antwerpens seinen wichtigsten Umschlagplatz.

M. Wensky

Hans-Wolfgang Bergerhausen, *Die Stadt Köln und die Reichsversammlungen im konfessionellen Zeitalter. Ein Beitrag zur korporativen reichsstädtischen Politik 1555–1616* (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 35, Köln 1990, 352 S.). – Die vorliegende Dissertation liefert einen profunden Beitrag zur Stadtgeschichte im Zeitalter von Reformation und Gegenreformation, die bisher weitab von den Darstellungen zur Geschichte der reformierten Reichs- und Territorialstädte geprägt war. Köln als katholische Stadt war in diesem Zusammenhang bisher

weitgehend unberücksichtigt geblieben. Die Darstellung enthält einige interessante Aspekte zum Verhältnis der Hanse zu den Reichsstädten. Anhand vor allem kölnischer Archivalien kann Vf. nachweisen, daß es aufgrund der ganz unterschiedlichen Interessenlagen der oberdeutschen Reichsstädte und der norddeutschen Hansestädte zu keinem für beide Seiten möglicherweise sehr vorteilhaften Zusammengehen der Corpora kam. Am Beispiel des kaiserlichen Ersuchens um eine Türkenhilfe der Hanse wird gezeigt, daß ein gemeinsames Vorgehen vor allem auch am Desinteresse von Köln scheiterte. Und: „Ein aus einer engeren Verbindung zum Kaiser abzuleitender möglicher Prestigegewinn gegenüber ihren Landesherren trat gar nicht erst in ihren (der Hansestädte des kölnischen Quartiers) Blick“ (142). K. Gerteis

Thomas Bauer, *Das Messequartier der Brüder Kannengießer aus Köln in Frankfurt am Main. Ein Mietvertrag aus dem Jahr 1569* (JbKölnGV 62, 1991, 84–88). Die um 1600 etwa 20.000 E. zählende Stadt Frankfurt a.M. mußte zu den Messezeiten im Frühjahr und im Herbst etwa 4.000 bis 5.000 Messebesucher unterbringen. Dazu standen nicht nur die Gasthöfe und öffentlichen Herbergen zur Verfügung; auch Privatleuten war es erlaubt, während der Messewochen geeignete Räumlichkeiten zu vermieten. Vf. berichtet über einen Rechtsstreit zwischen den Verwaltern des (in der Nähe des Römerbergs gelegenen) Saalhofs und den Brüdern Johann und Caspar Kannengießer aus Köln, die den auf acht Messetermine geschlossenen Mietvertrag einseitig gekündigt hatten, und referiert die in den Verträgen geregelten Mietbedingungen. V. H.

Horst Kranz, *Die Kölner Rheinmühlen. Untersuchungen zum Mühlenschrein, zu den Eigentümern und zur Technik der Schiffsmühlen* (Aachener Studien zur älteren Energiegeschichte, Bd. 1, Aachen 1991, Alano Verlag, 390 S., 19 Abb.). – Die Kölner Schiffsmühlen, die als Getreidemühlen die Versorgung der Stadt mit Mehl sicherstellen sollten, sind in den Schriftquellen seit dem 10. Jh. bezeugt. Im 13. Jh. waren zeitweise mehr als 30 davon im Rhein verankert; im 16. Jh. ist nur noch von acht Mühlen die Rede. Im Zusammenhang der Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und dem erzbischöflichen Stadtherrn Konrad von Hochstaden wurden 1259/60 die patrizisch-bürgerlichen Eigentümer enteignet und die Einkünfte aus den Mühlen zwischen der Stadt und dem Erzbischof geteilt. Erst 1262/76 wurden die betroffenen Bürger in den „städtischen“ Teil ihrer alten Rechte wieder eingesetzt. Seitdem führten die „erfgenossen an den mullen“ (bis 1797) ein eigenes Grundbuch, den Mühlenschrein, in den alle Eigentumsveränderungen an den Mühlen und alle Belastungen eingetragen wurden. Dieser Mühlenschrein steht im Mittelpunkt der Betrachtungen des Vfs., und zwar sowohl im Hinblick auf die quellenkundlichen Aspekte als Teil des Kölner Schreinswesens wie auch im Hinblick auf die wirtschaftliche und soziale Lage der „Mühlenerben“, ihre genossenschaftliche Organisation und die Verwaltung der Mühlen. Auffallend viele Mühlenanteile hielten die Hardevust. Ein eigenes Kapitel ist der Technik der Schiffsmühlen gewidmet, wobei neben den schriftlichen auch Bildquellen ausgewertet worden sind. Im einzelnen geht Vf. auf die Standorte der Mühlen, die Schwierigkeiten ihrer Befestigung im Flußgrund an Ketten und Pfählen sowie die Bauart der Mühlenschiffe selbst ein, die aus einem sog. Hausschiff (mit angrenzendem „landtschiff“), in dem sich das Mahlwerk befand, und einem schmaleren „Wellschiff“ als Widerlager für den Wellbaum bestanden; zwischen beiden war das Mühlrad angebracht.

Quantitative Untersuchungen zur Leistungsfähigkeit der Schiffsmühlen hat Vf. dagegen nicht angestellt. V. H.

Arend Mihm und Michael Elmentaler, *Das Duisburger Stadtrecht 1518* (Duisburg 1990, Walter Braun Verlag, 233 S., zahlreiche Abb.), haben das älteste, von dem Duisburger Stadtsekretär Bernhard Leysynck unter Verwendung älterer Rechtaufzeichnungen aus dem 14. Jh. angelegte Statutenbuch in einer zweisprachigen, typographisch ansprechenden und reich bebilderten Ausgabe vorgelegt, das damit erstmals einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Den äußeren Anlaß für die Verabschiedung der Statuten und die Abfassung des Statutenbuchs sehen Hgg. in den Bemühungen der Stadt, nach der Beendigung der innerstädtischen Unruhen des Jahres 1513 den inneren Frieden wiederherzustellen. Das Statutenbuch ist eingeteilt in 12 „Tafeln“ – nach dem Vorbild des römischen Zwölf-Tafel-Gesetzes von 450 v. Chr. (?) –, die Bestimmungen über die Wahl und die Aufgaben der Bürgermeister, das städt. Bodenrecht, das Gerichtswesen, den Handel und das Marktgeschehen, die Bestrafung von Gewalttaten, die Aufsicht über den Wald und vieles mehr betreffen und folglich sehr unmittelbare Einblicke in viele Bereiche des städt. Alltagslebens gestatten. Der niederdeutsche Text von 1518 (die jüngeren Nachträge sind unberücksichtigt geblieben) ist buchstabengetreu wiedergegeben; bei der Übertragung ins Hochdeutsche ist auf Allgemeinverständlichkeit geachtet worden. V. H.

Ausgehend von zwei um 1460 an der Kölner Universität für Wesel erstellten Rechtsgutachten beschreibt Wilhelm Janssen, *Gli statuti cittadini e le leggi territoriali nell'elettorato di Colonia e nel ducato di Kleve (1350–1550)* (in: *Statuti, città, territori in Italia e Germania tra Medioevo ed Età moderna*, hg. von Giorgio Chittolini und Dietmar Willoweit, *Annali dell'Istituto storico italo-germanico*, Quaderno 30, Bologna 1991, 345–380), das Nebeneinander lokaler und landesherrlicher Gesetzgebung in den Kleinstädten des Herzogtums Kleve und des Erzbistums Köln (mit Wesel und Neuss als jeweiligen Hauptorten). Aus der Durchsetzung der Ratsverfassung einerseits wie der Landeshoheit andererseits ergibt sich eine gewisse Konkurrenz zwischen dem – im Sinne des *commune bonum* – für die Bewältigung ihres Alltags (*causae minores*) gewohnheitsmäßig wahrgenommenen statuarischen Recht (*statuta, eynungen, kuer*) der Stadtgemeinden und der übergreifenden Gesetzgebung der Landesherrn. Zwischen beiden bestehen infolge der Parallelitäten des Regelungsbedarfs vielfältige Analogien, und sie werden auch zur gleichen Zeit kodifiziert. Die Territorialherren, deren Hochgerichtsbarkeit von den auf Normen für das Zusammenleben und Wirtschaften der Gemeinschaft bezogenen Statuten nie tangiert wird, gewinnen mit ihrem Zustimmungsrecht zunächst die Kontrolle über die städtischen Satzungen, deren bescheidene Vielfalt dann in der frühen Neuzeit den landesherrlichen Verordnungen (*ordinancien*) weichen muß, die mit ihrer rigiden Vereinheitlichung zwischen den einzelnen Städten sowie zwischen Stadt und Land letztlich zu einer Art von legislativer Erstarrung führen.

E. Voltmer

Carlies Maria Raddatz, *Hanseatica des Stadtarchivd Wesel 1237–1669* (Reper-torien der Stadt Wesel 5, Wesel 1990, Selbstverlag des Stadtarchivs Wesel, 99 S.), hat den für die hansische Geschichte des niederrheinisch-ostniederländischen Rau-

mes wichtigen Quellenbestand neu geordnet und verzeichnet. Dabei konnte sie weitgehend an die Ordnung anknüpfen, die gegen Ende des 18. Jhs. der damalige Weseler Stadtsekretär Conrad Duden vorgenommen hatte; im einzelnen sind jedoch einige Änderungen erforderlich geworden. Das umfangreiche Material, das hauptsächlich Korrespondenzen, Privilegien- und Rezeßabschriften umfaßt, entstammt zum weitaus überwiegenden Teil dem 16. und 17. Jh. Ein Index der Ortsnamen erleichtert die Benutzung des Findbuchs. V. H.

Geschichte der Stadt Wesel, hg. von Jutta Prieur (2 Bde., Wesel 1991, Patmos/Schwann Verlag, zus. 1072 S., zahlreiche, z.T. farbige Abb.). – Im September 1241 verlieh der Junggraf Dietrich von Kleve dem nicht zuletzt dank seiner günstigen Verkehrslage an Rhein und Lippe bereits wirtschaftlich prosperierenden Ort Wesel städtische Rechte und Freiheiten. Pünktlich zur 750-Jahrfeier der Stadtwerdung hat Wesel nun erstmals eine Stadtgeschichte erhalten, die wissenschaftlichen Ansprüchen standhält. Daß es angesichts der ausgeprägten Spezialisierung innerhalb der historischen Wissenschaften, der Erschließung ganz neuer Forschungsgebiete und des enormen Zuwachses an Detailkenntnissen einem Einzelnen kaum noch möglich ist, eine modernen Anforderungen genügende Stadtgeschichte allein zu schreiben, weiß jeder, der mit einem ähnlichen Projekt einmal befaßt gewesen ist. So ist auch die neue Weseler Stadtgeschichte das Gemeinschaftswerk von 20 Autoren, zumeist ausgewiesenen Fachleuten auf ihren Gebieten, deren Beiträge teils den einschlägigen Forschungsstand zusammenfassen, teils aber auch neue Forschungsergebnisse vorstellen. Der erste Band bietet eine chronologisch geordnete Darstellung der Geschichte Wesels von den ältesten, aus dem mittleren Paläolithikum stammenden Spuren menschlicher Anwesenheit im Raum um Wesel – die ältesten Siedlungsfunde gehören dem Neolithikum an – bis zu den Kommunalwahlen von 1989, wobei freilich das Nachkriegsgeschehen noch nicht zu einer zusammenfassenden Darstellung verarbeitet werden konnte, sondern „nur“ als *Chronik der Ereignisse* (428–492, zusammengestellt von Erich Wolsing) in Form einer ausführlicheren Zeittafel vorgestellt wird. Hier ist besonders auf die von Meinhard Pohl, *Wesel im Hohen Mittelalter* (77–109), Martin Wilhelm Roelen, *Wesel im Spätmittelalter* (119–165) und Jutta Prieur, *Wesels große Zeit – Das Jahrhundert in den Vereinigten Herzogtümern* (166–212), bearbeiteten Abschnitte hinzuweisen. Zu den Schwerpunkten der Ausführungen Pohls gehören die älteren besitzrechtlichen Verhältnisse in Wesel bis zum Erwerb der Hoheitsrechte durch die Grafen von Kleve sowie die Ikonographie des Weseler „Erzählsiegels“, das die Übertragung Wesels an den Grafen von Kleve durch den König zum Inhalt hat. Im Gegensatz zur älteren Forschung nimmt P. an, daß es sich bei dem dargestellten König nicht um Heinrich (VII.), sondern um Konrad IV. handelt. Des weiteren behandelt P. die topographische sowie die verfassungsgeschichtliche Entwicklung bis zum Beginn des 14. Jhs. Diese Themen greift auch R. in seinem sehr quellennahen Beitrag auf, in dem er den inneren Ausbau der Stadt, die Stadterweiterungen des 15. Jhs. einschließlich der damit verbundenen sozialtopographischen Veränderungen – insbesondere die Verdrängung der wirtschaftlich schwächeren Schichten aus der Altstadt, ein Vorgang, der sich daraus erklärt, daß nur die Bürger der Altstadt wahlberechtigt waren – beschreibt und den zwischen 1308 und 1514 durchgeführten Verfassungsänderungen nachgeht, die im wesentlichen eine immer größere Einflußnahme der Gemeinde auf das Stadtr Regiment zur Folge hatten. Darüber hin-

aus befaßt sich R. mit der Entwicklung des städt. Haushalts, der nach 1440 infolge der Soester Fehde, die der Stadt beträchtliche Kriegslasten aufbürdete, „in Schieflage . . . geriet“ (143), und beleuchtet mit der mehr auf dem Pergament stehenden Steuerfreiheit der Stadt und der Heerfolgepflicht ihrer Bürger zwei gerade im 15. Jh. wichtige Aspekte der Beziehungen der Stadt zu ihrem klevischen Landesherrn. Unter den Gesichtspunkten „Stadt der Reformation, der Bildung und der Künste“, „Stadt der [wallonischen und flandrischen] Glaubensflüchtlinge“, denen Wesel in der zweiten Jahrhunderthälfte einen erneuten Aufschwung seines Tuchgewerbes verdankte, und „Stadt zwischen den Fronten“ (während des niederländischen Befreiungskriegs) entwirft Jutta Prieur ein Bild der wechselvollen Geschichte Wesels im 16. Jh. – Die Beiträge des zweiten Bandes sind systematischen Darstellungen bestimmter Aspekte und Ereignisse z.B. der Kirchen-, Kunst- und Kulturgeschichte (Jutta Prieur über *Die Klöster und Konvente in der Stadt Wesel*, 11–70; Isabella Beninghoff-Lühl, *Die sozialen Stiftungen Wesels*, 71–106; Walter Stempel, *Die Reformation in Wesel*, 107–147; Wolfgang Deurer, *Weseler Baudenkmäler bis zur Gegenwart*, 387–434 und Werner Arand über *Kunst und Künstler*, 435–500) oder der Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Clemens von Looz-Corswarem, der auch die spezifisch hansischen Zusammenhänge im Wirtschaftsleben der Stadt Wesel mitbearbeitet hat; Wilfried Reininghaus; Frieder Boss und Christoph Nitrowski). Insgesamt ist eine Stadtgeschichte entstanden, die nicht nur dem Informationsbedürfnis ihrer Leser Rechnung trägt, sondern zugleich auch vielfältige Anstöße zur weiteren Beschäftigung mit der Weseler Geschichte liefert. Große Bedeutung kommt dem beigegebenen Bildmaterial zu, das nicht allein der Illustration dient. Angesichts der Tatsache, daß Wesel im 2. Weltkrieg zu 95% zerstört worden ist und von der alten Stadt bis auf die Willibrordi-Kirche so gut wie nichts erhalten geblieben ist, wird ein nicht unerheblicher Teil der Abbildungen zur eigenständigen Bilddokumentation.

V. H.

Fragen und Funde zur Vor- und Frühgeschichte im Weseler Raum, hg. von Jutta Prieur (Studien und Quellen zur Geschichte von Wesel, Bd. 13, Wesel 1991, Selbstverlag des Stadtarchivs Wesel, 142 S., zahlreiche Abb.). – Der Band enthält die Referate, die anlässlich eines Kolloquiums zur Frühzeit in Wesel am 21. April 1989 gehalten worden sind. Hier ist vor allem auf die Beiträge von Josef Klostermann über *Das Lippemündungsgebiet und seine Rheinstromverlagerungen* (9–20) aufmerksam zu machen, der sich um den Nachweis bemüht, „daß die Lippemündung während der letzten 8000 Jahre dort gelegen hat, wo sie heute noch liegt“ (19) und sich damit gegen die These wendet, wonach die Lippemündung in der älteren Zeit unterhalb von Wesel zu suchen sei, und Claus Weber, *Der Große Markt zu Wesel*, dessen *Vorläufiger Berichte zu den Ausgrabungen 1987/88* (63–99) in der Hauptsache die Untersuchungen zu den Rathausbauten von 1390 und 1456 und zur mittelalterlichen Bebauung der Rathausinsel betrifft. Die Nutzung des Marktplatzes konnte bis ins 11. Jh. nachgewiesen werden. Die beigegebene Abb. 2, die allem Anschein nach schon an anderer Stelle veröffentlicht worden ist, wäre zweifellos hilfreicher, wenn auch die zugehörige Legende mit abgedruckt worden wäre. – Hingewiesen sei außerdem auf den Aufsatz von Martin Wilhelm Roelen, *Zum gräflichen Besitz in Wesel* (117–127), der die älteste vorstädtische Marktsiedlung nicht beim Kornmarkt, sondern am Großen Markt lokalisiert.

V. H.

„zu Allen theilen Inß mittel gelegen“: *Wesel und die Hanse an Rhein, IJssel & Lippe*, Ausstellungskatalog, hg. von Werner Arand und Jutta Prieur (Wesel 1991, Stadtarchiv und Städt. Museum, 430 S., zahlreiche, z.T. farbige Abb.). – Für die Fachwissenschaft leisten Ausstellungskataloge einen aktuellen Überblick zum Forschungsstand, für die Didaktik stellen sie in Sach- und Schriftzeugnissen Medien ganz unterschiedlicher Provenienz zur Verfügung, und dem Besucher/Benutzer eröffnen sie einen zeitgemäßen Zugang zu geschichtlichen Zusammenhängen. Die Weseler Ausstellung, die nicht das Jahr 1241 als Anlaß des Stadtjubiläums 1991 in den Mittelpunkt stellt, sondern den rheinisch-niederländisch-westfälischen Hanseraum in Spätmittelalter und Frühneuzeit, d.h. die Zeit von der „Aufnahme“ Wesels in die Hanse 1407 unter weitgehender Ausklammerung der Reformation bis in den Niederländischen Unabhängigkeitskrieg, erfüllt die genannten Kriterien so vorzüglich, daß wieder einmal die Frage gestellt werden muß, wie das ausgebreitete Material über den Tag hinaus mit verwandten Projekten verbunden und so für fachübergreifende Arbeit gesichert werden kann. Das Gespräch von Kunsthistorikern, Archäologen, Volkskundlern und den Vertretern der verschiedenen Geschichtsdisciplinen „über“ den Quellen, wie andernorts in jüngster Zeit mehrfach versucht, oder die Erarbeitung eines Ergebnisbandes sind hier sicher hilfreich, zumal der übliche Zeitdruck auch weiterhin eine genügende Verzahnung von Katalog- und Textteil verhindern wird. Umfaßt ersterer in diesem Fall die Hanse als Wirtschaftsbündnis, Wesel als Handelszentrum, die benachbarten Hansestädte, Handelsgüter, Kontore, Münzen und Maße, Verkehr, Handelsmöglichkeiten im Krieg und die Kaufleute, so führt der Textteil von der allgemeinen Orientierung (Volker Henn, *Der niederrheinisch-ostniederländische Raum und die Hanse*, 11–32) über das Kölner Hansequartier (25. Okt. 1579 bestimmt Köln Wesel als Tagungsort, da „zu Allen theilen Inß mittel gelegen“; im Katalogteil erst an zweitletzter Stelle: Carlies Maria Radatz, „zu Allen theilen Inß mittel gelegen“: *Wesels Stellung in der Organisation des Kölner Drittels und seine Bedeutung als Tagungsort*, 33–47) zur Beschreibung Wesels (Jutta Prieur, *Die Hansestadt Wesel und ihre klevischen Beistädte*, 48–63). Weitere Themen sind Leben und Tod des Kaufmanns (Reinhild Stephan-Maser, *Gewinnstreben und ‚memento mori‘. Der Kaufmann der Hansezeit im Spiegel der bildenden Kunst*, 64–85; Werner Arand, *Melchior von Rolinxwerth. Ein Bilderkauf wirft neues Licht auf eine alte Affäre*, 86–93), Verkehrsverhältnisse (n.a. Wasserbautechnik, Schiffstypen, Hafenanlagen) am Niederrhein (Clemens von Looz-Corswarem, *Handelsstraßen und Flüsse. Die Verkehrsverhältnisse am Niederrhein*, 94–115) sowie der Stahl- (Claudia Schnurmann, *‚Ghen Engellandt‘. Der Weseler Stahlhändler Franz Brecht und seine Kölner Konkurrenz 1565–1594*, 156–167) und Holzhandel (Dietrich Ebeling, *‚vloyten ende planken‘. Der Holzhandel am Niederrhein vom 15. bis ins 18. Jahrhundert*, 168–178). Beachtenswert sind auch die Beiträge von Dieter Seifert, *Der Streit um den Dordrechter Stapel. Wesel, der Niederrhein und Holland in der Mitte des 15. Jahrhunderts* (116–134), der sich mit einer Zeit beschäftigt, die nach der Vielzahl ihrer Ereignisse und der sich bündelnden Strukturen eine vergleichende Untersuchung der Küsten- und Binnenlandschaften zwischen Burgund und Preußen lohnt und verdient, und Christian Reinicke, *Die Handelsbeziehungen Wesels mit Westfalen und dem Osten 1550–1650* (135–155), der aufgrund breiter Quellen- und Literaturkenntnis in Diagrammen und Verbreitungskarten weiterführende Studien zum Handel, zum Umschlag am Weseler Kran, zur Kommunikation und zur Herkunft der Neubürger in der Zeit des Niederländi-

schen Unabhängigkeitskriegs vorlegt. Alles in allem wünscht man dem gelungenen Katalog, der die neue Weseler Stadtgeschichte ergänzt, eine dauerhafte Rezeption innerhalb und außerhalb der Hanseforschung. W. Ehbrecht

Jürgen Karl W. Berns, *Propter communem utilitatem. Studien zur Bündnispolitik der westfälischen Städte im Spätmittelalter* (Studia humaniora, Bd. 16, Düsseldorf 1991, Droste Verlag, 271 S.). – Das städtische Bündniswesen in Westfalen, an dessen Beginn der Ladbergener und der Werner Bund von 1246 bzw. 1253 stehen, ist in der Vergangenheit mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Im Gegensatz zur älteren Forschung begnügt sich B. in seiner Düsseldorfer Diss. jedoch nicht damit, nur nach den Entstehungsbedingungen, den Zielsetzungen, Organisationsformen und der Wirksamkeit der Bündnisse zu fragen, wobei neben den reinen Städtebünden (bis 1338) auch die unter städtischer Beteiligung geschlossenen, gemischt-ständischen Landfriedensbündnisse (seit 1298) berücksichtigt werden. Es geht ihm vielmehr darum, die Grundlagen und Strukturen der bündischen Zusammenschlüsse aufzudecken, um „auf dieser Basis einen Einblick in die Organisation des westfälischen Hansequartiers zu gewinnen“ (15) und damit einen Beitrag zu einer neuen „Auseinandersetzung um den Charakter der Städtehanse“ (15) zu leisten. Dabei könnte die Einsicht in die Organisation der regionalen Städtegruppen und das Gefüge ihrer räumlichen Beziehungen durchaus zu einem neuen Verständnis von „Hanse“ führen. B. hat damit am westf. Beispiel ein Thema aufgegriffen, das in der Hanseforschung zunehmend als ein Desiderat erkannt wird. Die Arbeit bleibt jedoch deutlich hinter dem ehrgeizigen Ziel zurück. – Um einen „Zugang zu Struktur und Organisationsform des westfälischen Hansequartiers“ (15) zu bekommen, geht B. zunächst ausführlich auf die Beteiligung westf. Städte an den gesamthansischen Tagfahrten ein. Es zeigt sich, daß es, soweit sich westf. Städte überhaupt beteiligten, bis 1417 ausschließlich die sog. Vierstädte – Dortmund, Soest, Münster und Osnabrück – waren, die bevollmächtigte Vertreter zu den Hansetagen entsandten. Erst seit 1418 schickten auch die ostwestfälischen Städte Minden, Herford, Lemgo und Paderborn von Fall zu Fall Ratssendeboten zu den Hansetagen. Ein Zusammenhang zwischen der Besendung der Tagfahrten und den bündischen Aktivitäten der Städte ist dabei jedoch in keiner Weise erkennbar! Mit der Ausbildung regionaler hansischer Organisationsstrukturen in Westfalen rechnet B. seit 1430, ohne diesen Vorgängern allerdings genauer nachzugehen, geschweige denn, den Einfluß städtebündischer Strukturen auf die Entwicklung befriedigend zu erklären. Die individuelle, oft situationsgebundene Entscheidung über die Teilnahme an einer allgemeinen hansischen Tagfahrt (hier der westf. Städte) genügt nicht, um die Organisationsstrukturen eines hansischen Teilraums sichtbar zu machen. Raumgestaltende Elemente unterhalb der Ebene der Städtebünde, in vorhansische Zeit zurückreichende raumbestimmende Traditionen oder raumordnende Wirkungen territorialpolitischer Entwicklungen sind unberücksichtigt geblieben. Selbst die Organisation der Regional- und Dritteltage und das kommunikative Zusammenwirken der betroffenen Städte und Städtegruppen sind nur sehr cursorisch behandelt worden. Daß im übrigen ausgerechnet die 1430 vereinbarte Tohopesate, die wohl eher als eine „Ordonnanz“ und nicht als ein Bündnis anzusehen ist, als ein Indiz dafür gewertet werden soll, daß jetzt – rund 100 Jahre nach der letzten Verlängerung des städt. Wehrbündnisses – die Hanse die Funktion der regionalen Städtebünde übernimmt, erscheint in hohem Maße fraglich. Wie erklärt sich

in diesem Zusammenhang z.B. die Fortdauer der städtebündischen Aktivitäten östlich der Weser? – Wenig ergiebig – im Hinblick auf die spezifische Fragestellung der Arbeit – sind schließlich auch die Ausführungen B.s über die Bemühungen westf. Städte zur Freilassung gefangen genommener Ratssendeboten, die auf finanzielle Streitigkeiten zurückgehenden Konflikte mit Städten oder das Eingreifen der Hanse in innerwestfälische Auseinandersetzungen im späten 14. und im 15. Jh. Denn sie werfen bestenfalls Licht auf die hansisch-westfälischen Beziehungen im allgemeinen; die Frage nach der Bedeutung der regionalen Städtebünde im Rahmen der Ausbildung regionaler Organisationsstrukturen innerhalb der Hanse ebenso wie die Frage nach dem gesamthansischen Zusammenwirken der Teilräume bleiben dagegen unbeantwortet. So hat B. zwar nachdrücklich auf ein wichtiges, in der Forschung bislang weitgehend unbeachtetes Thema aufmerksam gemacht, in der Sache selbst aber noch viele Frage offen gelassen. V. H.

Gerhard Deter, *Rechtsgeschichte des westfälischen Handwerks im 18. Jh.: Das Recht der Meister* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXII A, Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung, Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Gruppe, Bd. 8, Münster 1990, Aschendorff, 303 S.). – Nach seiner Darstellung über die Handwerksgerichtsbarkeit zwischen Absolutismus und Liberalismus (1987) legt D. eine weitere, vergleichende Studie zur Geschichte des westfälischen Kleingewerbes vor, die durch ihre Verknüpfung von rechts- mit wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen zu wesentlich neuen Erkenntnissen beiträgt. Nach einer klugen, weitgespannten Einleitung zu Problemstellung, Forschungsstand und Methoden liefert er eine breitgefächerte, souverän wirkende Darstellung differenzierter rechtlicher und politischer Rahmenbedingungen und institutioneller Entwicklungen sowie der Funktionen, tatsächlichen Ausgestaltung und Wirksamkeit der Normen. Den Ausgangspunkt bildet ein Gesamtüberblick zum Handwerk des 18. Jhs. unter Berücksichtigung von Zunft, Landhandwerk und von allgemeinen wirtschaftlichen wie rechtlichen Entwicklungen in Reich wie Territorien. Es folgt die Behandlung wichtiger Einzelaspekte, des Niederlassungsrechts, des Gewerbebetriebs in Struktur und Normierungen, des städtischen und staatlichen Finanzwesens in seiner Bedeutung für das Kleingewerbe, der Arbeitsordnung des Lohnhandwerks, der sozialen Sicherung der Meister und ihrer Familien und der politischen Repräsentation des Kleingewerbes. Insgesamt gelingt es D. recht eindrucksvoll, im Vergleich die außerordentliche Vielfalt der Rechtswirklichkeit im territorial, wirtschaftlich wie konfessionell unterschiedlich strukturierten westfälischen Raum und die insgesamt nur sehr eingeschränkte Wirkung landesherrlicher Maßnahmen auf das genossenschaftlich geprägte soziale Leben aufzuzeigen. Gleichwohl betont er zu Recht neben der Beharrung auch den Wandel in der Rechtswirklichkeit mit einer Aushöhlung der Widerstandskräfte bei den Handwerkern durch allmähliche Entrechtung, was schließlich die Aufhebung ihrer alten Organisationsformen erleichterte. R. Holbach

In der kunstgeschichtlichen Forschung Westfalens ist die Frage nach der baugeschichtlichen Einordnung der Dortmunder Reinoldikirche bislang nur recht zögernd beantwortet worden. Unsicherheit und Befremden hat vor allem die Tatsache hervorgerufen, daß beim Bau der Kirche im 13. Jh., als in Westfalen die Hallenform längst allgemeine Verbreitung gefunden hatte, an der älteren, basilikalischen Bau-

tradition festgehalten wurde. Hinzu kam, daß das basilikale System angesichts der „geringen Überhöhung des Mittelschiffs nur rudimentär ausgebildet ist“ und die Reinoldikirche bautypologisch somit „eher eine Zwischenform aus Basilika und Stufenhalle“ (12) darstellt. Eingehende bau- und stilgeschichtliche Untersuchungen haben Klaus Lange, *Überlegungen zur Baugeschichte der Dortmunder Reinoldikirche im 13. Jahrhundert* (Beitr.Dortm. 81/82, 1990/91, 7–56, nun zu der Vermutung geführt, daß mit dem Bau der Reinoldikirche östlich einer älteren Saalkirche aus dem 10. Jh. unmittelbar nach dem Stadtbrand von 1232 begonnen wurde (und nicht erst in der zweiten Jahrhunderthälfte). Fertiggestellt wurden in den 30er Jahren der neue Chor und das Querhaus. Nach einer geänderten Baukonzeption wurde dann, so L., in der zweiten Hälfte der 40er Jahre „ein frühgotisches basilikales Langhaus angefügt, das 1260/61 vollendet gewesen sein muß“ (48) und neue Bau- und Stilelemente aus Köln, Paderborn und Münster aufgenommen hatte. Der Versuch, die ursprüngliche Baukonzeption zu rekonstruieren, führt zu der Annahme, daß anfänglich der Bau einer dreischiffigen, dreijochigen Hallenkirche mit eingebundenem Westturm geplant war, daß dieser Plan aber in den 40er Jahren bewußt zugunsten eines basilikalischen Bautyps geändert wurde. Den Grund für diese Planänderung sieht L. darin, daß die Basilika dem Bauherrn „als die anspruchsvollere und dem politischen Status der Stadt angemessenere Bauform“ (56) erscheinen mußte.

V. H.

Die mittelalterlichen Handschriften der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Soest, beschrieben von Bernd Michael, mit einem kurzen Verzeichnis der mittelalterlichen Handschriftenfragmente von Tilo Brandis (Wiesbaden 1990, Otto Harrassowitz, 373 S., 4 Tfn.). – Als erster Handschriftenbestand einer westfälischen Bibliothek ist die Sammlung mittelalterlicher Handschriften der Stadtbibliothek Soest nach den modernen, wissenschaftlich anspruchsvollen Richtlinien der DFG katalogisiert worden. Es handelt sich um 45 Handschriften aus dem 12. bis 16. Jh., die dürftigen Reste eines noch zu Beginn des 19. Jhs. erheblich umfangreicheren Bestandes. Der größte Teil der erhaltenen Handschriften stammt aus der Bibliothek des ehem. Soester Dominikanerklosters, auf deren Schicksal M. in seiner Einleitung des näheren eingeht. Dem Inhalt nach sind es zumeist theologische resp. kirchliche Handschriften (Bibeln, Bibeltexte und -kommentare, Gebetbücher) und philosophisch-theologische Traktate; daneben aber auch astrologische und historische Abhandlungen, drei Sachsenspiegel-Hss. sowie femerechtliches Schriftgut. Verzeichnet sind außerdem 472 Fragmente mittelalterlicher Handschriften, die in Büchern und Aktenfaszickeln des Stadtarchivs bzw. der Stadtbibliothek Soest entdeckt worden sind und deren Trägerbände im einzelnen nachgewiesen werden. Wenn sich der erhaltene Bestand auch nicht durch seinen besonderen Umfang auszeichnet, so ist er für die westfälische Geistes- und Bildungsgeschichte doch von erheblicher Bedeutung.

V. H.

Walter Melzer, *Ein Jahr Soester Stadtarchäologie – Erste Ergebnisse und Ausblick* (Soester Zs. 103, 1991, 4–12), faßt die Ergebnisse der jüngsten stadttarchäologischen Untersuchungen hauptsächlich im Bereich der ottonischen Burgsiedlung, des Kohlbrink (Sälzerviertel) und am „Isenacker“ zusammen, wo im 12. und 13. Jh. eisenverarbeitende Handwerker ansässig waren.

V. H.

Heiko Droste, *Die Soester Fehdechronik und ihre Überarbeitung in der Reformation. Eine Rezeptionsgeschichte* (Soester Zs. 103, 1991, 39–63). Die unmittelbar nach Beendigung der Soester Fehde (1444–1449) entstandene Fehdechronik, bekannt als das „Kriegstagebuch“ des Soester Stadtschreibers Bartholomäus von der Lake, ist im Original nicht erhalten. Nach den allgemein anerkannten Forschungen von Joseph Hansen (Chron.dt.Städte, Bd. 21) gingen die überlieferten Abschriften ausnahmslos auf die Überarbeitung des Bartholomäus-Textes durch einen namentlich nicht bekannten Autor aus der Reformationszeit zurück (Frühjahr 1533). Vf. nimmt nun an, daß die der Abschriftengruppe E zugeordneten Texte, der er zwei weitere, Hansen noch nicht bekannte Abschriften zurechnet, die im Stadtarchiv Soest bzw. im Staatsarchiv Münster aufbewahrt werden, und die aus dem 16. und 17. Jh. stammen, dem verlorenen Original sehr nahe kommen. Beide Texte sind in unterschiedlicher Absicht entstanden und dienten unterschiedlichen Zwecken. Während die Bartholomäus-Chronik im Auftrag des Rates entstanden war und dessen Politik in den 30er und 40er Jahren des 15. Jhs. rechtfertigen sollte, was etliche Unkorrektheiten in der Darstellung der Geschehnisse erklärt, war es das Ziel des Reformators, die moralische Notwendigkeit sowie die Durchsetzbarkeit der Reformation in Soest nachzuweisen. Sollten sich die Vermutungen des Vfs., für die man sich freilich überzeugendere Begründungen gewünscht hätte, als zutreffend erweisen, ergäben sich für die Interpretation der Texte in der Tat neue Perspektiven.
V. H.

Heinrich Schoppmeyer, *Die Formierung der Landstände im Herzogtum Westfalen und die besondere Rolle Soests* (Soester Zs. 103, 1991, 13–38), wendet sich gegen die Auffassung, derzufolge erst die Steuerforderungen des Kölner Erzbischofs Dietrich von Moers 1437 zur Ausbildung landständischer Korporationen der landsässigen Ritterschaft und der Städte im kölnischen Herzogtum Westfalen geführt habe. Vf. kann, wie das in anderen Territorien auch der Fall ist, Ansätze ständischer „Mitregierung“ des „Landes“ im kölnischen Westfalen bereits im 13. Jh. nachweisen, wobei allerdings der Raumbezug zunächst noch ungewiß ist und offen bleiben muß, ob sich die werdende Landstandschaft auf den gesamten Raum zwischen Rhein und Weser bezieht, den die Kölner Ebb. seit 1180 als ihren „ducatus Westfalie“ beanspruchen, oder nur auf das engere Gebiet der „terra Coloniensis“, in dem die Ebb. landesherrliche Rechte durchzusetzen vermochten. Im 14. Jh. ist die Entwicklung landstandschaftlicher Strukturen in den Quellen deutlicher erkennbar. Vf. weist auf die Bedeutung der regionalen Landfrieden in diesem Prozeß hin, ebenso wie auf die Vorortfunktion der Stadt Soest als Sprecher(in) „wegen der lantschop“ (31). Ihren Sieg in der Soester Fehde nach dem Auseinanderfallen der Landeseinigung von 1437 wertet Vf. mit Blick auf die geringen wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten als klevisch-märkische Stadt als einen Pyrrhussieg.
V. H.

800 Jahre Lemgo. Aspekte der Stadtgeschichte, hg. von Peter Johaneck und Herbert Stöwer (Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo, Bd. 2, Lemgo 1990, F.L. Wagner Verlag, XII, 756 S., 129 Abb., 6 Ktn., 1 Luftbild als Beilage). – Wieder einmal ist ein „errechnetes“ Stadtjubiläum zum Anlaß genommen worden für eine erneute und vertiefte wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte der Jubilarin. Das Ergebnis ist nicht eine zusammenhängende Geschichte der lippischen Stadt Lemgo, welche die 1952 erschienene Arbeit von Karl Meier-Lemgo hätte ersetzen kön-

nen, sondern ein stattlicher Sammelband, der 21, umsichtig aufeinander abgestimmte Beiträge enthält, die von der Gründung der Stadt, die vermutlich durch den Edelherrn Bernhard II. zur Lippe und wahrscheinlich zwischen 1191 und 1193 nach dem Vorbild Lippstadts erfolgte, bis zu den aktuellen Problemen der kommunalen Raumgestaltung von verschiedenen Gesichtspunkten her wichtige Fragen der Stadtgeschichte beleuchten. Berücksichtigt werden die wegen der ungünstigen Quellenlage schwer zu beurteilenden Vorgänge der Stadtwerdung (Friedrich Brand, Friedrich Hohenschwert, Herbert Stöwer, Hartwig Walberg), die verfassungs- und sozialgeschichtlichen Entwicklungen vor und nach der Vereinigung von Alt- und Neustadt (1356) (Hartwig Walberg, Jörg Michael Rothe), die alte Lemgoer Kriminalgerichtsbarkeit im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Wolfgang Schild), die kirchlichen Verhältnisse (P. Kurt Scheulen), die Geschichte der Juden (Klaus Pohlmann), das Schul- und Bildungswesen (Hans Hoppe, Waldemar Reinecke), das städtische Wirtschaftsleben (Imke Tappe, Martin Luchterhandt) u.v.m. Ein eigener Beitrag ist auch den Beziehungen der Stadt zur Hanse gewidmet: Friedrich Wilhelm Hermann, *Lemgos Handel und der hansische Verband in Spätmittelalter und Frühneuzeit* (189–232), zeigt, daß im Wirtschaftsleben der Stadt, die selbst über kein nennenswertes Exportgewerbe verfügte, der Fernhandel nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Dennoch haben Lemgoer Kaufleute Handelsbeziehungen zum Ostseeraum und über Deventer auch nach Flandern unterhalten. Seit dem 13. Jh. bestanden Verbindungen zur (werdenden) Hanse; 1295 gehörte Lemgo zu denjenigen Städten, die ihre Zustimmung zur Verlegung des Rechtszuges für das Novgoroder Kontor von Visby nach Lübeck gaben; im 15. Jh. war die Stadt gelegentlich durch Ratssendeboten auf den Hansetagen vertreten und erscheint auch in den Matrikellisten der Tohoposaten. Insgesamt hielt sich jedoch – entsprechend der starken regionalen Gebundenheit der Stadt – das hansische Engagement Lemgos in Grenzen. – Der bequemereren chronologischen Orientierung dient eine synoptische Zeittafel (zusammengestellt von Ulrike Stöwer-Gaus, 734–709), die die wichtigsten Daten aus der Geschichte Lemgos denen der lippischen und deutschen Geschichte gegenüberstellt. Ein von Ulrike Bongers bearb. Namenregister erschließt und beschließt den Band, der der Forschung maßgebliche Vorarbeiten für eine noch zu schreibende neue Stadtgeschichte Lemgos an die Hand gibt. – Im Rahmen der 800-Jahr-Feier wurde in Lemgo unter dem Titel *Stadt in der Geschichte – Geschichte in der Stadt: 800 Jahre Lemgo* eine stadhistorische Ausstellung gezeigt, zu der auch ein kleiner Katalog erarbeitet worden ist (hg. von Jürgen Scheffler, Bielefeld 1990, Verlag für Regionalgeschichte, 130 S., 47 Abb.), der neben der Dokumentation der Ausstellung einige lesenswerte Beiträge enthält. Erwähnt seien hier die Aufsätze von Gerd Schwerhoff, *Geschichte ausstellen?* (17–24), der die sich wandelnden didaktischen Auffassungen über die Aufgaben der musealen Darbietung von Geschichte skizziert und das eigene Ausstellungskonzept erörtert, Uta Halle, *Töpfereien in Lemgo. Die Entwicklung und Bedeutung des Töpferhandwerks zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert* (35–44), Ursula Bender-Wittmann, *Hexenverfolgungen und städtische Gesellschaft im frühneuzeitlichen Lemgo* (45–55) und Jürgen Scheffler, *Geschichte in einer „alten Stadt“: Heimatbewegung und Geschichtsbeußtsein in Lemgo im 19. und 20. Jahrhundert* (57–72). V. H.

NIEDERSACHSEN/FRIESLAND. Einen Hinweis verdient der Bd. 4/Teil 3 aus der Reihe *Archivalische Quellen zur politischen Krisensituation während der Weima-*

rer Zeit in den ehemaligen Territorien des Landes Niedersachsen – ein analytisches Inventar (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 48, Göttingen 1991, Vandenhoeck & Ruprecht, 262 S.). Dieser von Ursula Alberts, Karin Jung und Friedrich Wilhelm Rogge unter der Leitung von Werner Delbanco bearbeitete Teil erfaßt die Akten staatlicher und kommunaler Dienststellen sowie privater Herkunft im Regierungsbezirk Osnabrück. Es wurden freilich nur jene Bestände aufgenommen, die sich im Nds. StA Osnabrück befinden, nicht aber jene in Archiven und Sammlungen nichtstaatlicher Institutionen sowie von Privatpersonen. Der Aufbau erfolgte nach bewährtem Muster; die Erschließung des Materials wird durch einen Index der Orte, Personen und Sachen erleichtert.

H. Schw.

Herausgegeben von Anton Schindling und Walter Ziegler, erschien vom Werk über *Die Territorien des Reiches im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung 1500–1650* als Bd. 3 *Der Nordwesten* (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 51, Münster 1991, Aschendorff, 235 S., 14 Pläne). Erfaßt sind die Territorien von Braunschweig-Lüneburg/Erzstift Bremen im Osten bis zu den Niederlanden im Westen, wobei freilich einige kleinere Territorien (u.a. Oldenburg, Hoya, Schaumburg, Lippe sowie die Stifter Verden und Minden) ausgeschlossen werden. Jedes Territorium wird nach dem gleichen Muster bearbeitet: Vorangestellt sind die Beschreibung des Territoriums, eine Regentenliste, die Stellung im Reich, die (kirchlichen) Diözesen im Territorium und eine Aufzählung der Nachbarterritorien. Der Hauptteil bringt dann jeweils eine Beschreibung des Verhältnisses zwischen Territorium und Kirche. Am Schluß findet sich ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Auf einen Anmerkungsapparat wird verzichtet: er hätte sehr umfangreich sein müssen und den eng gehaltenen Rahmen gesprengt. Von den Bearbeitern wird eine Fülle von Literatur herangezogen. Auch die Stellung einiger Hansestädte wie Bremen, Stade, Buxtehude, Osnabrück, Münster usw. ist im Rahmen der Territorien berücksichtigt. Besonderen Hinweis verdienen Münster, das sich (vorübergehend) durch die Wiedertäuferbewegung, und Bremen, das sich (auf lange Zeit) durch den Übergang zum reformierten Glauben besonders deutlich vom Territorialherrschaft abgrenzten. Es ist nicht das Ziel der Werke, neue Erkenntnisse vorzutragen, sondern Fakten und den gegenwärtigen Forschungsstand auf einem komplizierten historiographischen Gebiet knapp und zuverlässig zusammenzustellen. Man vermißt ein Register, das die Erschließung des materialreichen Werkes erleichtert hätte. Kleinere Unstimmigkeiten bestehen bei den Plänen, die nach unterschiedlichen Vorlagen gezeichnet wurden.

H. Schw.

Der zweite Teil der Arbeit von Margarete Horn über *Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts im Gebiet von Unterelbe und Unterweser* gibt eine kritische Musterung der tradierten Liste niederländischer Sprachrelikte an Hand von Felduntersuchungen zwischen Eider und Unterweser (Niederdt.Jb. 113, 1990, 107–148). Vf.in beschäftigt sich mit einigen niederdeutschen Worten, die sich ähnlich im Niederländischen finden. Es ist ein methodischer Mangel, daß die Niederungen an der Unterweser ausgespart wurden und daß die Zwischenentwicklung vom 12. Jh. bis heute nicht berücksichtigt wird. Vf.in betont hier und da mit Recht, daß Ähnlichkeiten bei niederländischen und niederdeutschen Worten sowie Entsprechungen in der Lautgebung nicht unbedingt auf den Einfluß holländischer Sied-

ler des 12. Jhs. zurückzuführen sind. – Im dritten Teil der Untersuchung (Niederdt. Jb. 114, 1991, 202–237) bezweifelt Vf. in mit Recht den von Teuchert angenommenen Ursprung zahlreicher Wörter in der Sprache der niederländischen Kolonisten des 12. Jhs. Die Nähe von Mittelniederländisch und Mittelniederdeutsch erschwert die Unterscheidung. Vor allem gelangten niederländische Einflüsse auch auf andere Weise nach Nordwestdeutschland, etwa durch Schiffahrt und Handel, Religionsflüchtlinge des 16./17. Jhs., Wasserbauer und Hollandgänger des 19. Jhs. Es kann auch sein, daß manches Wort, für das niederländischer Ursprung angenommen wurde, aus dem Friesischen und Skandinavischen stammt. Methodisch anfechtbar bleibt es, daß die Basis durch Felduntersuchungen von 1973/77 gewonnen wurde, während die Erfassung der älteren Schriftüberlieferung vor allem in der mittelniederdeutschen Literatur und in Urkunden weitgehend unterbleibt. Zudem ist das Gebiet der Unterweser, in dem ja alte Holländerkolonien nachgewiesen sind, in der Untersuchung erheblich zu kurz gekommen. Im ganzen bleibt der Eindruck, daß nur bei wenigen Worten der Ursprung aus dem Niederländischen nachgewiesen werden kann; die meisten Ableitungen beruhen auf Vermutungen. *H. Schw.*

Hans Dobbertin bringt in einem Aufsatz über *Volks Glaube und die Kinderausfahrt?* (Heimatland 1991, H. 5, 140–141) die Hamelner Rattenfängersage zum wiederholten Mal mit einer Schiffskatastrophe in Verbindung, durch die an der pommerschen Küste mit dem Grafen Nikolaus von Spiegelberg 130 Hamelner Bürger zugrunde gingen. *H. Schw.*

Die Anfänge Göttingens wurden gleichzeitig aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet: Sven Schütte beschreibt als Archäologe *Aspekte zur Frühgeschichte der Stadt Göttingen* (Göttinger Jb. 1989, 19–34). Die Erkenntnisse beruhen auf zahlreichen Einzelfunden, deren Datierung oft unsicher ist. Vf. geht davon aus, daß Göttingen nicht „mehrkernig“ war, was aber nicht ausschließt, daß es unterschiedliche Stadtgebiete gab: Das „alte Dorf“ im Norden mit St. Albani war seit dem 9./10. Jh. großflächig besiedelt; die Kernstadt mit St. Jakobi und St. Johannis, Wall und Graben bestand um die Mitte des 12. Jhs.; im Süden gab es bereits in dieser Zeit extra muros die Kirche St. Nikolai, bei der sich eine Siedlung bildete. Seit 1180 wurde der Stadtwall durch eine Mauer ersetzt, die auch St. Nikolai einschloß. Die Burg im Nordwesten und der Marktplatz waren Bestandteile der Kernstadt. Das Rathaus ist vor 1270 nicht nachweisbar. Der am Ende des 12. Jhs. festgelegte Stadtgrundriß hat sich bis heute erhalten. Vf. will seine Vorstellungen über die Frühgeschichte Göttingens als Arbeitshypothese verstanden wissen. Er hält eine Gründungsstadt Heinrichs des Löwen für möglich. – Hartmut Boockmanns *Erwägungen über die Anfänge der Stadt Göttingen* (Göttinger Jb. 1989, 35–42) beruhen auf einer Kombination von historischen und archäologischen Quellen. Die historische Quellenlage der Frühzeit ist freilich sehr dürftig und gab zu mancherlei Vermutungen Anlaß. Vf. hält eine Stadtgründung im 12. Jh. für möglich, läßt aber die Frage nach dem Stadtgründer offen, da im Raum Göttingen vor 1152 keine entscheidende politische Macht sichtbar wird; der Einfluß Heinrichs des Löwen auf die Stadtentwicklung seit 1152 hält Vf. für wahrscheinlich. Er geht aber von einer „Mehrstädte“-Theorie aus: Da eine Stadt – so argumentiert er – in ihrer Frühzeit immer nur eine Kirche, Göttingen aber mehrere gehabt habe, müsse man von mehreren Ursprungsstädten ausgehen. St. Albani war Pfarrkirche des „alten Dorfes“;

St. Jakobi des Burgbezirks, St. Nikolai einer Stadterweiterung im Süden und St. Johannis des Marktgebietes. Vf. sieht freilich nur in St. Jacobi und St. Nikolai Kirchen eigenständiger Städte; St. Johannis hält er zunächst für eine Kapelle, die erst im 13. Jh. zur Pfarre wurde. Das Problem besteht darin, daß auch St. Jacobi und St. Nikolai erst für das 13. Jh. als Pfarren nachzuweisen sind. So bleibt noch die Möglichkeit, daß St. Albani Ursprung war, der bis ins 13. Jh. alle anderen Kirchen als Kapellen unterstanden. Archäologisch ist das Fundament einer Pfarrkirche nicht von dem einer Kapelle zu unterscheiden. Es bleibt auch in der Zukunft mancher Diskussionsstoff.

H. Schw.

Der Göttinger Georgs-Kaland; eine Bruderschaft als Kreditinstitut und stiftsähnliche Pfründanstalt ist Gegenstand einer Untersuchung von Malte Prietzel (Göttinger Jb. 1989, 51–70). Der Kaland wurde in Geismar gegründet und vor 1305 nach Göttingen verlegt; ihm gehörte die Georgskapelle in der Stadt, bei der zunächst ein Stift vorgesehen war – ein Plan, dessen Verwirklichung am Widerstand des Rates der Stadt scheiterte. Mitglieder des Kalands waren nur Geistliche; Laien gehörten einer Gebetsverbrüderung mit dem Kaland an. Zunächst war das Messelesen eine wesentliche Aufgabe der Kalandsherren; doch die durch Legate – vor allem Memorienstiftungen – genährte Kapitalanhäufung führte dann zu einem ausgeprägten Pfründnerwesen und zu umfangreichen Rentengeschäften, über die viele Einzelheiten mitgeteilt werden. Der Kaland spielte im Göttinger Finanzgeschäft eine herausragende Rolle. Vf. möchte ihn als „Minderstift“ bezeichnen, wozu jedoch keine Notwendigkeit besteht. 1542 wurde der Kaland aufgelöst; über das Vermögen verfügte nun die Stadt, während die Kalandsherren mit einer Leibrente abgefunden wurden.

H. Schw.

Dieter Neitzert wertet in seinem Aufsatz *Über Altersversorgung und fromme Stiftung in vorreformatorischer Zeit* verstreute Quellen *Zu Leben und Nachwirken des Weihbischofs Bertold von Oberg* aus (Göttinger Jb. 1990, 65–76). Bertold entstammte einer hildesheim-braunschweigischen Adelsfamilie, trat in das Braunschweiger Paulinerkloster ein, war dann einflußreicher Mainzer Weihbischof für Thüringen und seit 1468 Titularbischof von Pana/Banados in Thrakien. Er war ein vermögender Mann und besaß ein Haus in Heiligenstadt, das er später dem dortigen Martinsstift schenkte. 1489 kaufte er sich im Göttinger Paulinerkloster ein, indem er dem Kloster Renten überließ, die er von der Stadt Göttingen kaufte. Es zeigt sich, wie hier die Vorsorge für das Diesseits und das Jenseits eng verbunden waren und welche Bedeutung die Kapitalkraft von Geistlichen für die städtischen Finanzen spielte. Nach dem Tode Obergs 1498 fielen seine Bücher teils an das Braunschweiger, teils an das Göttinger Paulinerkloster. Das Rentenkapital, dessen Erträge zunächst an das Göttinger Paulinerkloster fielen, wurde in der Reformationszeit von der Stadt übernommen; diese mußte 1630/32 noch einmal Renten an die Pauliner zahlen, dann aber war die Stadt in sicherem Besitz des Obergischen Rentenkapitals.

H. Schw.

Im Rahmen einer erneut entfachten Römerdiskussion, die sich neuerdings vor allem auf Paderborn, Corvey und Magdeburg bezieht, sieht Hans Dobbertin in einem Aufsatz unter dem Titel *Reste eines Civitaswalles entdeckt – Hildesheim eine Römergründung?* (Sachsenspiegel 43, in: Celler Zeitung 26. Oktober 1991) nun

auch im Torhaus der Kreuzstiftskirche in Hildesheim einen römischen Kern; Vf. vermutet hier den Rest einer Civitas-Befestigung; die archäologischen Quellen bieten bisher keine Sicherheit. *H. Schw.*

Kurd Fleige sieht in *Emailgießplatten des 12. Jahrhunderts im Dom zu Hildesheim ein Medium biblischer Verkündigung* (Alt Hildesheim 61, 1990, 5–12). Die Platten waren einst auf einem hölzernen Altaraufsatz befestigt. Vf. rekonstruiert das Programm der Szenen aus dem Leben Christi. Von den acht rechteckigen Platten und dem Mittelstück (Christus in der Mandorla) haben sich sechs Platten erhalten. Vf. vergleicht den Domzyklus auch mit den Programmen ähnlicher Kunstwerke. *H. Schw.*

Hans Schlotter sucht eine Antwort auf die Frage *Die Zerstörung der Dammstadt, Legende oder Wahrheit?* (Alt-Hildesheim 61, 1990, 169–171). Die Antwort wird aus der politischen Lage um 1332 abgeleitet. Die Dammstadt Hildesheim befand sich zwar in einem Konkurrenzverhältnis zur Altstadt; doch war entscheidend, daß es 1331 eine Bischofs-Doppelwahl gab: Heinrich III. von Braunschweig stand gegen Erich von Schaumburg. Die Altstadt Hildesheim favorisierte im Frühjahr 1332 Erich, die Dammstadt aber Heinrich III. Vf. geht davon aus, daß es die Kriegsknechte Erichs waren, die die Dammstadt zerstörten – eine Maßnahme, die der Altstadt durchaus gelegen kam. *H. Schw.*

Nach wie vor ist die Quellenlage für die Pestepidemien in Nordwestdeutschland recht dürftig. Umso willkommener ist der materialreiche Aufsatz von Monika Höhl über *Die Pest im Spiegel Alt-Hildesheimer Chroniken* (Alt-Hildesheim 61, 1990, 31–51); dabei handelt es sich um „Chroniken“ bzw. Familien-Denkbücher von drei Mitgliedern der Familie Brandis, in denen Ereignisse vom Ende des 15. bis zum Anfang des 17. Jhs. beschrieben sind. Man kann nicht erwarten, daß hier zuverlässiges statistisches Material für die Seuchengeschichte geboten wird (es finden sich nur die üblichen „runden“ Zahlen). Im Mittelpunkt stehen Berichte über Todesfälle in der Familie, wobei die Todesursache nicht immer ganz klar ist. Auffallend sind Überlegungen zur Familienplanung (Sicherung von männlichen Erben) und zu vorbeugenden Maßnahmen zum Schutz vor Ansteckung (vorübergehende Übersiedlung in pestfreie Orte). Anschauliche Beobachtungen über den Krankheitsverlauf, die auch menschlich anrühren, finden sich vor allem im Denkbuch Joachims d.Jg. (1553–1615). Ein sozialgeschichtlicher Aspekt wird angedeutet: die Reichen konnten die verseuchte Stadt verlassen, die Ärmeren nicht. Es wäre noch zu untersuchen, ob das eine Regel war. Man könnte auch annehmen, daß Vermögenslose sehr viel mobiler waren, also leichter vor der Pest fliehen konnten als Personen, die ein Amt versahen und ihr Vermögen zu sichern hatten (gelegentlich wird deutlich, daß eine Vertrauensperson zurückblieb, wenn die Familie die Stadt vorübergehend verließ). Man darf von einer umfassenden Quellenauswertung zur Hildesheimer Pestgeschichte, wie sie von der Vf.in angekündigt wird, viel erwarten. Sie sollte auch biologisch-statistische Arbeiten über die Pest, wie sie von Erich Woehlkens für Uelzen geliefert wurden, in die Betrachtung einbeziehen. *H. Schw.*

Ein im Zusammenhang mit einem Rechtsstreit verwandtes Rechnungsbuch von 1602 (1595) bis 1614 ermöglichte es Hans Hartmann, *Die Geschäfte des Hildeshei-*

mer Wollhändlers Tile Töne um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert nachzuvollziehen (Alt-Hildesheim 61, 1990, 13–50). Töne gehörte der bürgerlichen Mittelschicht an (der Vater war Mitglied der Kramer-, dann der Wandschneidergilde), betätigte sich vor allem als Zwischenhändler für Wolle und stand in enger Abhängigkeit von einem Fernhändler. Töne war seit 1584 Mitglied der Wandschneidergilde und der Gilde der Wollenweber. Erst 1610 gelang der Aufstieg in den Rat. Vf. gelingt es, die Grundlagen der Töneschen Geschäfte zu ermitteln; sie werden mit vielen Einzelheiten aufgedeckt. Töne kaufte Wolle von den Produzenten und verkaufte sie an Großhändler; er handelte aber auch mit englischem, sächsischem und brandenburgischem Tuch, wohl auch mit Bier und Gewürzen. Geschäftsverbindungen führten auch in die Niederlande, nach Bremen und Hamburg. Die Finanzierung der Woll- und Tuchkäufe erfolgte größtenteils über Kredite. Die Verschuldung wuchs seit 1608 erheblich, ohne daß dafür Gründe ersichtlich wären. Nach dem Tode Tönes 1614 gab es durch die Rückforderung von Krediten Probleme; doch zeigte sich, daß keine Überschuldung vorlag. Die Arbeit verdient als musterhafte Darstellung der Geschäfte eines Wollhändlers überregionale Beachtung.

H. Schw.

Immer wieder lösen Ortsjubiläen Fragen nach ihrer Berechtigung aus. Es liegt dann nahe, Historiker zu einer Stellungnahme aufzufordern. Eine solche lieferte Helmut Plath unter dem Titel *Das Datum der 750-Jahr-Feier der Stadt Hannover und seine Probleme* (HannGbl.NF 44, 1990, 1–11). Es gibt bei fast allen Jubiläen, so auch in Hannover, mehrere Alternativen: Am weitesten führen im allgemeinen Ortsnamen und archäologische Funde zurück, in Hannover bis ins 11. Jh.; doch bieten sie keine festen Bezugspunkte. Beiläufige Erwähnungen, (Hannover im Reisebericht eines isländischen Abtes von 1154/56, der erste urkundliche Nachweis 1163, der Brand von 1189, einige urkundliche Erwähnungen zwischen 1202 und 1240) stellen keine überzeugenden Jubiläumsdaten dar. So bleibt denn nur die Urkunde vom 26. Juni 1241, in der Herzog Otto von Braunschweig der „civitas in Honovere“ – hier wohl als Stadt im Rechtssinne gemeint – ältere Rechte bestätigte. Da unbekannt ist, wann diese älteren Rechte verliehen wurden, bleibt eben nur das Jahr 1241. 1941 fand bereits eine 700-Jahrfeier in bescheidenem Rahmen, aber begleitet von wichtigen Veröffentlichungen, statt. 1991 folgte man P.s Empfehlungen und feierte erneut. Auch diesmal entstanden wichtige stadtgeschichtliche Arbeiten, so daß das Jubiläum, das ja vor allem als städtische Werbeveranstaltung einen Sinn hat, für die historische Forschung wiederum fruchtbare Impulse gab. H. Schw.

Reiner Cunz verfaßte als Ausstellungsführer eine ansprechende *Kleine Münzgeschichte der Stadt Hannover 1438–1674* (Hannover 1991, Niedersächs. Münzkabinett der Deutschen Bank, 33 S., mehrere Abb.). Es handelt sich um eine knappe Übersicht, die die grundlegende Arbeit von Heinrich Buck und Ortwin Meier über „Die Münzen der Stadt Hannover“ (Hannover 1935) nicht ersetzen will. Ein Mitspracherecht der Stadt bei Münzverrufungen wird seit 1241, eine Barrenprägung und Beteiligung an Ständeprägungen seit 1322, die ersten städtischen Brakteaten werden für 1438 angenommen. Vf. beschreibt die Teilnahme an Münzvereinen, Prägung von Schillingen seit 1482 nach lübischem Vorbild und dann von diversen Groschen. Die ersten Taler sind für 1590, also verhältnismäßig spät, nachgewiesen; 1624 wurden sogar Goldgulden geprägt. Vf. berichtet auch über Münzmeister und Prägetech-

nik, Höhepunkte und Krisen bis zum Ende städtischer Prägung 1674. Den Abschluß bildet eine Liste von Münzmeistern mit ihren Zeichen. *H. Schw.*

Der Auctorkult in Braunschweig und seine Vorläufer im frühen Mittelalter sind Gegenstand einer eingehenden Untersuchung von Klaus Naß (NdsJb.62, 1990, 153–207). Die Verehrung des Heiligen begann im 8. Jh. in Metz, wo er Bischof gewesen sein soll. Später kam ein historisch nicht nachweisbarer Trierer Bischof hinzu. Vf. verfolgt die Wanderung der Auctorverehrung von Trier über Helmarshausen (12. Jh.) nach Braunschweig (12. Jh.) und untersucht anhand einer Fülle literarischer Zeugnisse die dazugehörige hagiographische Überlieferung. Dabei bleibt vieles Spekulation. Es wird in allen erreichbaren Einzelheiten verfolgt, wie St. Auctor eine Art Braunschweiger Stadtheiliger wurde. Wenn Vf. dann verallgemeinernd sagt, daß in einigen Städten (er nennt Nürnberg, Dortmund, Köln, Braunschweig, Neuß und Soest) „der Stadtherr auf Erden durch den Schutzheiligen im Himmel ersetzt worden“ sei und „daß die Vitalität eines städtischen (Heiligen-) Kultes ein Indikator für den Grad der Emanzipation einer Stadt ist“, so sind Zweifel angebracht, zumal es kaum vergleichbare Untersuchungen über andere Städte gibt. Man kann ohnehin beobachten, daß es städtische Symbolfiguren gab, die keine Heiligen waren (etwa Rolande), daß einige Städte Schutzheilige mit dem verfeindeten Stadtherrn gemeinsam hatten (etwa in Bremen Petrus mit seinem Schlüssel) und daß auch Territorialherren einen Schutzheiligen besaßen. Stand bei Konflikten etwa ein Schutzheiliger gegen den anderen? Oft genug wurde aber in den Städten – ohne Nennung eines Heiligen – Gottes Hilfe angerufen. Beim Sieg stiftete man Messen, wobei ebenfalls nur selten ein bestimmter Heiliger bedacht wurde. Die Überlieferung läßt vermuten, daß die Bürger in Fehden weniger auf die Kraft des „eigenen Heiligen“ als auf die der Waffen und Mauern vertrauten. – Ein Anhang enthält Reliquienverzeichnisse aus St. Nicolai in Braunschweig und St. Blasii in Northeim. *H. Schw.*

Hermann Bote. Städtisch-hansischer Autor in Braunschweig 1488–1988. Beiträge zum Braunschweiger Bote-Kolloquium 1988, hg. von Herbert Blume und Eberhard Rohse (Frühe Neuzeit, Bd. 4, Tübingen 1991, Niemeyer, XI, 385 S.). – Seit einigen Jahren ist die historische und germanistische Forschung zu Leben und Werk des Braunschweiger Zollschreibers Hermen Bote erheblich intensiviert worden. Hatte die ältere Forschung seine Autorschaft für wichtige Quellen zur Braunschweiger Stadtgeschichte sichern oder zumindest wahrscheinlich machen können, so führte die – teils sehr spekulative – Zuweisung wichtiger niederdeutscher literarischer Werke zur vermehrten Aufmerksamkeit der Germanistik und zum Plan einer historisch-kritischen Gesamtausgabe. Ergebnisse und Perspektiven der Bote-Forschung wurden auf einer Tagung 1988 in Braunschweig zusammengefaßt und nun – als Fortsetzung ähnlicher Bände von 1982 und 1987 (vgl. HGbll. 107, 1989, 125–127) – in einem Sammelband publiziert; nur der für die Hanseforschung wichtige Beitrag von Matthias Puhle erschien als eigenständige Veröffentlichung (vgl. HGbll. 107, 1989, 127). – Nützlich sind neben einer Bilanz der Forschung (H. Blume und E. Rohse), einem Rückblick auf L. Hänselmann als Boteforscher (M. Garzmann) und der Ergänzung der Bote-Bibliographie (D. Schöttker) die bunte Fülle historischer und germanistischer Beiträge zu Bote und seiner Zeit. M. Kintzinger gibt durch solide Beobachtungen zur Braunschweiger Archivüberlieferung der teil-

weise spekulativ arg überfrachteten biographischen Forschung sinnvollen Rückhalt und informiert über den spätmittelalterlichen Zöllner und seine gesellschaftliche Stellung; W. Ehbrecht und H. Boockmann (der Beitrag auch in GWU 40, 1989, 732–749) nehmen Braunschweiger Stadtkonflikte und ihre Spiegelung in Botes Schichtbuch in den Blick. S. Bräuer liefert einen gediegenen Überblick über Botes Sicht der Kirchengeschichte (auch unter Einbeziehung der ungedruckten Handschriften der Weltchronik) und wirft dabei weiterführende Fragen zur Bildung Botes auf; A. Haucap untersucht – teilweise Zusammenfassung ihrer demnächst erscheinenden Göttinger Diss. – die Büchersammlung Gerwins von Hameln, führt damit in die geistige Welt des städtischen Braunschweiger Bürgertums ein und stellt neue Aspekte vor allem zur Autorenfrage der Chronicken der Sassen zur Diskussion. I. Spriewald wendet sich dem Selbstverständnis und der Bedeutung des Autors an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit zu, während G. Bollenbeck „die Spannung zwischen lebensgeschichtlicher Realität und Umweltkonzept als eine Grundmotivation des Schreibens“ thematisiert und zu dem bemerkenswerten Ergebnis gelangt, daß Bote „zwar weltanschaulich auf die allgemeine Krise der feudalen Gesellschaft literarisch-konzeptionell reagiert, daß er aber lebensanschaulich seinem unmittelbaren Lebensraum verpflichtet bleibt“; vor der literarischen Entwicklung der Zeit wirke „Botes hansestädtischer Regionalismus ebenso rückständig wie verengt“ (66 f.). Eine wichtige Ergänzung zu K. Stackmanns Studie (Über Bürger, Stadt und städtische Literatur im Spätmittelalter, 1980, 289 ff.), freilich ohne ausführlicher auf historische Dimensionen des Themas einzugehen, steuert V. Honemann in einem präzisen Überblick über die Stadtdarstellung in den Werken Johannes Rothes und Hermen Botes bei. – Dem literarischen Werk sowie umstrittenen Zuweisungen gelten Bemühungen der Germanisten, die sich neben dem Köker (H. Menke) vor allem dem Ulenspiegel (B. Könneker, H.-G. Schmitz, J. Koopmans, J.L. Flood; eine anregende und gelungene Einordnung in die Gattungstradition der Schwankliteratur von R. Schnell) widmen und erneut die Verfasserschaft des Reynke de vos gegen die Thesen Worms debattieren (T. Sodmann). Auf Möglichkeiten, durch linguistische Methoden Textzuweisungen zu untermauern, weist R. Peters in seinem Beitrag zur Schreibsprache Braunschweigs und Lübecks hin, räumt aber ein, daß die Erforschung der Stadtsprache, vor allem der Kanzleitradition Braunschweigs bisher immer noch in den Anfängen steckt. – Den beiden Herausgebern wird man für ihr langjähriges Engagement für die Bote-Forschung ebenso wie für ihre nüchterne Bilanz und für ihren Umgang mit spekulativen Zuweisungen (342 f.) sehr dankbar sein. Ihre konsequente Entscheidung, im Sammelband nur von Hermann Bote statt von Hermen Bote oder allenfalls Harmen Bote zu sprechen (eine erfreuliche Ausnahme macht H. Boockmann), wird dem eigenständigen literarischen Rang des niederdeutschen Autors und der schriftlichen Überlieferung (vgl. M. Kintzinger, *KorrbllVerniederdtSprforsch.* 92, 1985, 58–66) nicht gerecht und wirkt hoffentlich nicht stilprägend.

B. Schneidmüller

Eine detailreiche Arbeit von Kerstin Mathée über *Die Berufsstruktur der Stadt Braunschweig um 1870* (BraunschwJb. 71, 1990, 55–99) ist von solidem statistischen Material untermauert. Das Interesse ist auf jene Umbruchzeit gerichtet, in der sich die Industrialisierung vollzog und die Einwohnerzahl stark zunahm. Vf.in stützt sich auf qualitätsvolle ältere Arbeiten und bewertet sie zugleich kritisch. Mit Recht versteht sie die Berufsgruppen als soziale Gruppen, wobei innerhalb der Berufsbe-

reiche, etwa bei den im Handel tätigen Personen, sehr unterschiedliche soziale Felder möglich sind. Andererseits werden Berufe (etwa Tagelöhner, Fabrikarbeiter) zu größeren sozialen Einheiten zusammengefaßt, so etwa ungelernete Arbeiter, die wieder von angelernten und gelernten Arbeitern sowie Handwerksgesellen unterschieden werden. Dadurch wird die Gruppeneinteilung sehr kompliziert; über sie ließe sich im einzelnen streiten, etwa über die Zusammenfassung von freiberuflichen Akademikern und Künstlern sowie von Militärpersonen, die für sich wieder einen sehr unterschiedlichen Status hatten, in einer „Restgruppe“. Auch fragt sich, ob das Material überhaupt die Zuordnung zu einzelnen Gruppen gestattet. Vf. in selbst ist sehr vorsichtig, bisweilen skeptisch. Schwierig ist es auch, die Berufsstatistiken vergleichbar zu machen, während ein Vergleich der Steuergruppen leichter ist. Als Ergebnis der Untersuchungen wurde u.a. festgestellt, daß die soziale Ungleichheit durch den Einfluß der Industrie abnahm, daß die Handwerker abstiegsbedroht waren, daß die Fabrikarbeiter nur geringe Aufstiegschancen hatten und einkommensschwache Schichten weitgehend von der Arbeiterschaft, dem Handwerk und berufstätigen Frauen geprägt waren. Bemerkenswert ist auch, daß sich der Großhaushalt, der bisher verschiedene Berufs- bzw. Sozialgruppen vereinigt hatte, auflöste.

H. Schw.

Nachdem in Altencelle durch Ernst Sprockhoff 1935/39 und 1947 archäologische Untersuchungen stattgefunden hatten, erwachte auch das Interesse der Stadthistoriker an diesem Ort. Ralf Busch, der auch Funde von 1963 berücksichtigen konnte, faßte nun die Ergebnisse unter dem Titel *Die Burg in Altencelle; ihre Ausgrabungen und das historische Umfeld erstmals vor 1000 Jahren genannt* zusammen (Schriftenreihe des Stadtarchivs Celle und des Boman-Museums, H. 19, Celle 1990, Stadtarchiv Celle, 92 S., 67 Abb.). In die Darstellung sind einbezogen: Celle, Altencelle und die „Burg“ in der Nähe, die Nordburg und die Nienburg. Die Burg in Celle entstand im Zusammenhang mit der Stadtgründung um 1294, die Nordburg wird für eine frühmittelalterliche Dynastenburg gehalten; die Nienburg war eine Rechteckanlage, die Sprockhoff als karolingisch einschätzte, die aber später als Schanze sekundär genutzt wurde; die Burg bei Altencelle war ein Ringwall der Zeit 850/1050. – Vf. richtet sein Hauptinteresse auf die Burg in Altencelle, wobei er vor allem die Grabungsergebnisse von Sprockhoff referiert. Es fanden sich drei aufeinanderfolgende Anlagen: ein Ringwall, eine Burg mit Wohnturm und Pallas, die 1292 verbrannte, und ein Bauernhaus. Sowohl zum Ringwall als auch zur Burg gehörten Gräber ohne Beigaben; das setzt eine Kapelle oder Kirche voraus. Im übrigen waren manche Befunde nicht sicher zu deuten, auch die Datierung war schwierig: Der Ringwall wird in den Anfang des 10. Jhs., der Wohnturm in die Mitte des 11. Jhs. bis 1292, das Bauernhaus um 1400 eingeordnet. Vor allem der Wohnturm erregte Interesse, da sich mancherlei Parallelen (Hamburg, auch Bremen, die Pfalz Werla, Ottersberg usw.) ergaben. Vf. nimmt eine Dynastenburg der Brunonen und Welfen an und bestätigt ältere Auffassungen über Burgmannenhöfe in einer Vorburg und eine vorstädtische Siedlung mit der Gertrudenkirche. Im einzelnen muß die ältere Topographie des Ortes offenbleiben. Inzwischen ist nun auch vom gleichen Verfasser ein Buch über *Funde und Baubeobachtungen aus der Celler Altstadt* erschienen (Schriftenreihe des Stadtarchivs Celle und des Boman-Museums, H. 20, Celle 1991, Stadtarchiv Celle, 201 S., 90 Abb., 53 Tfn.). Es handelt sich um die Auswertung zahlreicher Funde aus dem gesamten Stadtgebiet, nicht aber

um das Ergebnis planmäßiger Flächengrabungen. Auffällig ist daß keine Wohnrelikte aus der Gründungszeit nach 1292 gefunden wurden, da die Gebäude offenbar keine tiefgehenden Fundamente besaßen. Nur sehr wenige Keramikfunde stammen noch aus dem 13. Jh. Der Beitrag der Archäologie zur hochmittelalterlichen Stadtentwicklung (Neu-)Celles ist also bisher überraschend gering. Die untersuchten Keller und unterirdischen Gänge gehören dem 16./17. Jh. an. Zahlreiche Funde beziehen sich auf Versorgungseinrichtungen des Schlosses und der frühneuzeitlichen Stadt sowie auf Gebrauchskeramik, Werkzeuge, Nahrungsmittel, Holzreste usw. Als sicheres Ergebnis ist festzustellen, daß am Ende des 15. Jhs. eine rege Bautätigkeit einsetzte. Parallel zu den Arbeiten von Rolf Busch und unabhängig von ihr hat Hans Dobbertin seinen älteren Aufsatz (aus der Celler Zeitung, Sachsen-Spiegel, 24. Dez. 1950) für die von Volker Moeller u.a. für 1992 vorgesehene „Altencelle-Festschrift“ unter dem Titel *Wo lag die ehemalige Stadt in Altencelle?* zur Verfügung gestellt (hier angezeigt nach dem Text der Korrekturfahnen). Das Interesse Dobbertins ist vor allem auf die Topographie gerichtet, wobei er die Karten der Teilungsgrenzen und Grundsteuerberechnungen von 1875 zugrundelegte. Man wird zugeben müssen, daß sich daraus die Grundstücke der Zeit um 1800 rekonstruieren lassen; doch fragt sich, warum sich der Dobbertinsche Plan von einem, den Ricklefs (1976) und Busch (1990) für die gleiche Zeit entwarfen, erheblich unterscheidet. Es bleibt auch offen, in wieweit die Topographie der 1. Hälfte des 19. Jhs. Rückschlüsse auf die des 13. Jhs. zuläßt, zumal die urkundlichen Zeugnisse über einzelne Höfe und Grundstücke erst im 14. Jh. beginnen und sehr lückenhaft sind. Welche Veränderungen traten dadurch ein, daß Altencelle nach der Gründung von (Neu-)Celle aus einer „Stadt“ zu einem Dorf wurde? Immerhin: Burg und Gertrudenkirche gehörten der Zeit vor 1292 an, und über ihre Lage wird auch nicht gestritten. Diskutiert wird über die Ausdehnung und Lage von Vorburg und Marktplatz sowie über die Datierung der Gesamtentwicklung und der Entstehung einzelner Anlagen. Dabei kann nur die Archäologie weiterhelfen. Vf. geht davon aus, daß es zunächst einen Ringwall und ein Dorf mit altem Marktplatz gab, daß dann im Anfang des 13. Jhs. der Ringwall in eine Hauptburg mit Wohnturm und Kapelle sowie eine Vorburg geteilt wurde und daß in dieser Zeit nördlich vom Dorf eine „Stadt“ mit einem neuen Markt gegründet wurde, die nun 1250 mit St. Gertruden eine Pfarrkirche erhielt. Es bleibt dem Ergebnis einer künftigen Diskussion vorbehalten, ob sich „die Entwicklung Altencelles vom Angerdorf zum Marktort und zur Stadt (so) deutlich im Dorfgrundriß von 1800 ablesen“ läßt, wie Vf. meint.

H. Schw.

Edgar Ring teilt *Archäologische Forschungen zur Gründungsphase der Stadt Uelzen* mit (Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen 1991, 119–123). Es handelt sich um einen Vorbericht über die Ausgrabung Hutmacherstraße/Schuhstraße. Bisher ging man davon aus, daß das Grundstück im Bereich der Stadterweiterung des 14. Jhs. lag. Vf. nimmt eine Großparzelle an, die im 14. Jh. geteilt und bebaut wurde. Die Gebäude bis 1945 stammten im Kern aus dem 17. Jh., hatten aber Keller, deren Keramikfunde eine Entstehung im 13./14. Jh. annehmen lassen. Es wird zudem ein gotischer Backsteinbau des 14. Jhs. vermutet. Manche Fragen – vor allem der Datierung – bleiben noch offen.

H. Schw.

Neues über den großen Stadtbrand von Uelzen am 20. September 1646, mitgeteilt von Günther Goldmann (Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen 1991, 137–142), besteht aus sechs Trauerschriften bzw. -gedichten, deren Existenz bereits bekannt war, deren Inhalt aber kaum beachtet wurde. Sie mögen theologisch und literaturgeschichtlich bedeutsam sein, geben aber nur wenig Sachinformation. Vf. ermittelt die Autoren und kennzeichnet den Inhalt. Bisher völlig unbekannt war die Elegie des Pastors Johann Burchard Strauss, die ebenfalls theologisch-poetisch gestimmt ist und dem Historiker nichts Neues bietet. *H. Schw.*

Das Wunstorfer Buch von Armin Mandel enthält Beiträge *Aus der Geschichte einer Stadt und einer Landschaft* (Heimatverein Wunstorf 1990, 432 S., zahlreiche Abb.). Es soll hier als aufwendig ausgestattete, den Mittelweg zwischen wissenschaftlicher und volkstümlicher Darstellung wählende Geschichte einer norddeutschen Kleinstadt und ihres Umfeldes angezeigt werden. Das Werk ist materialreich und beruht auf fleißigem Literatur- und Quellenstudium. Es handelt sich nicht um eine zusammenhängende Gesamtdarstellung, sondern um „Einzelbilder“, die nach Sachthemen gebündelt sind. Vieles kann nur lokales Interesse beanspruchen. Die Gründung des Dorfes wird um 700 n. Chr. angenommen; es folgen um 860 das Stift, später die Marktsiedlung mit St. Bartholomäus und die Burg der Grafen von Roden bzw. von Wunstorf (bis 1317), über deren Lage mehrere Vermutungen geäußert wurden (von Dobbertin, Kaemling, Gercke, Simon und Hartmann). Auch sonst bleibt an der frühen Entwicklung Wunstorfs manches umstritten. So sind die Anfänge mit drei Ortskernen nur mangelhaft belegt; erst seit dem 13. Jh. ist die Überlieferung besser (Mindener Stadtrecht von 1261), zumal die hochmittelalterliche Geschichte durch die komplizierten Rechtsverhältnisse sehr konfliktreich war. Markt und Handel hatten regionale Bedeutung, spielten aber im hansischen Wirtschaftsbereich keine Rolle. *H. Schw.*

Margarete Schindler lieferte zwei neue Beiträge zur Geschichte der Halepaghen-Schule in Buxtehude. Im Aufsatz über *Die Anfänge der Lateinschule in Buxtehude* (Die Diözese Hildesheim 58, 1990, 35–40) lokalisiert sie diese im Gebäude Abtstraße 1. Daß es sich bereits im Mittelalter um eine „Lateinschule“ handelte, läßt sich aus den Quellen nicht schließen. Eine enge Bindung an die Kirche sowie die Teilnahme des Rektors und der Kinder am Kirchengesang (zuerst 1390 erwähnt) beweisen nicht die Existenz einer solchen Schule. Entscheidend wäre der Nachweis von Lateinunterricht und einer gelehrten theologischen Bildung. Analogieschlüsse aus dem Lehrbetrieb anderer norddeutscher Lateinschulen helfen nicht weiter. – Die Untersuchungen über die Anfänge der „Lateinschule“ wurden von der Vf.in auch in ihrem *Beitrag zur Geschichte des höheren Schulwesens in Buxtehude bis zum Jahr 1932* (in: 600 Jahre Halepaghen-Schule, Buxtehude 1991, 16–36) aufgenommen und dienten als Basis für die 600-Jahrfeier, wobei sich freilich die Frage nach der Kontinuität stellt. Daß es schon 1390 eine von der Kirche getragene Schule gab, läßt sich zwar nachweisen, doch ist über Charakter und Entwicklung zunächst wenig bekannt. Nicht einmal zum Magister Halepaghen, dem Namenspatron seit 1952, lassen sich bisher nähere Beziehungen aufdecken. Bei der ausführlich behandelten „reformatorischen Schulordnung von 1552“ bleibt offen, ob sie sich auf eine ganz neue Schule bezieht oder eine ältere „Lateinschule“ reformierte. Die dreiklassige Lateinschule des 16./17. Jhs. war personell so schlecht ausgestattet, daß sich nicht

– wie in Bremen – ein Akademiebetrieb mit vier Fakultäten entwickeln konnte. Alle akademischen Lehrer waren zunächst Theologen, unter ihnen einige bedeutende Persönlichkeiten. Immerhin gab es seit dem 17. Jh. auch Rechenunterricht, was im Vergleich mit Kirchspielschulen anderer norddeutscher Städte keine Besonderheit darstellt. Erst am Ende des 18. Jhs. erfolgte eine weitere Modernisierung des Unterrichtsstoffes (es gab nun Französisch, Deutsch, Naturkunde), so daß man nun nicht mehr von einer „Lateinschule“ sprechen konnte. Im 19. Jh. verstärkte sich der staatliche Einfluß, das Schulwesen wurde vielseitiger, die „Bürger- oder Rektorschule“ verlor vorübergehend ihre herausgehobene Stellung. Besondere Aufmerksamkeit widmet Vf. in dem Mädchenschulwesen. Wie in vielen Schulgeschichten erfahren wir viel über die Lehrer und die Schulorganisation, jedoch wenig über den Unterricht und den Bildungserfolg. H. Schw.

Hinzuweisen ist auf das von der Stadt Buxtehude herausgegebene *Verzeichnis der Veröffentlichungen von Dr. Margarete Schindler zur Geschichte der Stadt Buxtehude 1952–1990* (Buxtehude 1990). Es enthält 105 Nummern, darunter grundlegende wissenschaftliche Arbeiten und wichtige Findbücher des Stadtarchivs wie auch Beiläufiges in Zeitungen und Heimatblättern. H. Schw.

Von überregionalem sozialgeschichtlichen Interesse ist die Arbeit von Stefan Kroll über *Die Pest in Stade 1712 und ihre Opfer* (StaderJb. 1990, 47–67). Wie in anderen Städten sind die Quellenbelege über ältere Epidemien dürftig; umso reicher fließen sie für 1712/13, in einer Zeit also, in der Stade unter den Folgen der dänischen Beschießung litt. Der erste Teil beschäftigt sich vor allem mit den behördlichen Maßnahmen, die sich, wie allgemein üblich, auf eine Begrenzung von Kontakten (Quarantäne von infizierten Familien, Einschränkung des Handels usw.) beschränkten. Sie waren durchaus zweckmäßig, konnten aber das Grundübel (die Rattenverseuchung) nicht beseitigen. Die obrigkeitliche Organisation der Pestbekämpfung ist gut belegt. Vf. weist 219 Pestopfer namentlich nach, schätzt aber die Gesamtzahl auf etwa 650 bei etwa 3600 Einwohnern. Die Todesrate hatte zwei Spitzen (Ende August und Ende September), die man wohl mit den durch Mondphasen beeinflussten Generationsfolgen des Pestflohs begründen kann; Vf. stellt die Häufigkeit zu bestimmten Zeiten nur fest, begründet sie aber nicht. Eine Soziologie der Opfer ist nur mit Einschränkungen möglich. Vf. geht davon aus, daß von den unterstützten Armen etwa 20 % an der Pest starben; in der Gesamtbevölkerung waren es etwa 18 %, bei den „Privilegierten“ nur etwa 6 bis 7 %. Trotz aller statistischer Unsicherheit kann man wohl davon ausgehen, daß die unteren Schichten größere Verluste hatten als die oberen (die Zahlen des Vfs.: Oberschicht 12,2 %, Mittelschicht 16,4 %, Unterschicht 20,7 %). Als Gründe werden angegeben: die schlechten hygienischen Verhältnisse der Unterschicht, Ausweichmöglichkeiten der Oberschicht. Es wäre wohl auch zu bedenken, daß der Anteil alter und kranker Personen mit geringen Überlebenschancen nach einer Infektion bei den Armen besonders hoch war. Es fehlt auch der Hinweis auf berufsspezifische Akzente: Amts- bzw. Residenzpflicht der Oberschicht, hohe Mobilität vitaler Angehöriger der Unterschicht, Ratten abstoßende und anlockende Berufe usw. Vf. untersucht zwar die Todesquote in den Quartieren, doch ohne eindeutiges Ergebnis. Zu bedenken wäre der Einfluß bestimmter räumlicher Gegebenheiten: Die Nähe von Stadttoren und Durchgangsstraßen, kleine Hausparzellen, ein unübersichtliches, rattenfreundliches Nachbargewebe.

lände, der Infektionsweg über Höfe usw. Für diese Gesichtspunkte gab Erich Woehlens in seiner Arbeit über Pest und Ruhr in Uelzen viele methodische Anregungen. Voraussetzung wäre aber die Anfertigung eines „Pestkatasters“, das einen erheblichen Arbeitsaufwand und vor allem eine sehr günstige Quellenlage fordert. *H. Schw.*

Nach der Oldenburgischen Bibliographie erschien nun in der Bearbeitung von Martin Tielke die *Ostfriesische Bibliographie (16. Jh.–1907)* (Veröffentlichungen der Hist. Komm. für Niedersachsen und Bremen XXXa, Hildesheim 1990, August Lax, 213 S.). Es handelt sich um eine allgemein-landeskundliche (nicht nur historische) Bibliographie, deren zeitliche Grenze (1907) durch den Beginn der großen Niedersächs. Bibliographie von Busch vorgegeben war. In einer Einleitung wird verdeutlicht, was räumlich unter „Ostfriesland“ verstanden wird: das Gebiet der alten Reichsgrafschaft bzw. des Fürstentums Ostfriesland. Diese Grenzen wurden überschritten, wo mit Nachbargebieten gemeinsame Probleme bestanden. Die Entstehung der Bibliographie hat eine 40-jährige Vorgeschichte. Der Grund für Verzögerungen lag vor allem in der Tatsache, daß es für Ostfriesland keinen zentralen Buchbestand gibt wie in den Landesbibliotheken Oldenburg und Hannover. Ob wesentliche Titel fehlen, wird sich erst im Laufe der Jahre zeigen. Die Arbeit mit der Bibliographie wird durch ein Verfasser- und Kurztitelregister sowie ein Namen- und Sachregister wesentlich erleichtert. Beim Sachregister werden die Gesichtspunkte bei der Auswahl der Stichworte nicht deutlich: So fehlen wichtige Stichworte wie Kirchen, Burgen bzw. Schlösser, Schulen (nur ein Verweis auf eine Dorfschule), Sprache usw. Andererseits finden sich aber Stichworte wie Münzen, Kleidung usw. *H. Schw.*

Haiko Swart trug Informationen über *Juden in Norden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts* zusammen (JbEmden 70, 1990, 73–81); sie stammen vorwiegend aus Kirchenrechnungen, Schatzungsregistern usw. und ergänzen die grundlegende Arbeit von Lina Gödeken über „Die Frühzeit der Norder Juden (ca. 1550–1602)“, in: *Frisia Judaica*, hg. von Herbert Reyer und Martin Tielke (Abh. und Votr. zur Geschichte Ostfrieslands 67, Aurich 1988, 59 ff.). Der Seehandel im Norder Hafen und der Niederländische Freiheitskrieg begünstigten die Ansiedlung von Juden, die im Ort vorübergehend Widerstände hervorrief. Doch seit der Mitte des 16. Jhs. war die Judengemeinde mit ihren etwa 18 Haushaltungen ein fester Bestandteil des Sozial- und Wirtschaftslebens der Stadt. Die meisten Juden lebten in bescheidenen Verhältnissen und waren vorwiegend Schlachter, Viehhändler und kleine Kaufleute. Georg Eggersglüss, der im Sammelwerk „*Frisia Judaica*“ die Anfänge der Auricher Judengemeinde untersuchte, gab Ergänzungen über *Die Auricher Judenschaft 1744–1808* (JbEmden 70, 1990, 82–92). In Aurich wurden Juden erst seit etwa 1630 als Hoffaktoren zugelassen; später kamen andere hinzu, die vor allem vom Handel und Geldverleih sowie von der Schlachtereirei lebten. Vf. beschreibt auch die Organisation der Judengemeinde. *H. Schw.*

SCHLESWIG-HOLSTEIN. Wolfgang Prange, *Findbuch des Bestandes Abt. 8.2: Schleswig-Holstein-Gottorfische (Großfürstliche) Rentekammer zu Kiel 1720–1778* (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, Bd. 25, Schleswig 1990, 209 S.). – Als Ergänzung zu dem 1989 veröffentlichten Findbuch des Großfürstlichen Geheimen Regierungsrates (Vgl. HGbl. 109, 1991, 151) erscheint

nun in gewohnter Qualität das Archivrepertorium für die zentrale Behörde für Domänen, Einkünfte, Finanzen und Rechnungen im Gottorfischen Anteil von Schleswig-Holstein, die die Ämter Kiel, Kronshagen, Neumünster, Bordesholm, Cismar, Oldenburg, Reinbek, Trittau, Tremsbüttel, Norderdithmarschen, die Städte Kiel, Oldenburg und Neustadt umfaßte. Nachdem das gottorfische Holstein 1773 mit dem königlichen Anteil vereinigt worden war, blieb die Großfürstliche Rentekammer in Kiel noch übergangsweise bestehen, bis sie dann am 1. Okt. 1778 aufgelöst wurde. Als das Amt Oldenburg 1769 an die jüngere gottorfische Linie, den Bischof von Eutin und Lübeck, überging, wurden die Akten nach dort abgegeben. Nach Aufhebung der Rentekammer 1778 erhielten einerseits die Ämter den größten Teil der sie betreffenden Akten, die übrigen bekam die königliche Rentekammer in Kopenhagen; erst ca. 100 bzw. 150 Jahre später kamen sie an das Staatsarchiv (heute Landesarchiv) Schleswig-Holstein. Dorthin gelangten auch die Eutiner Akten, allerdings erst 1980 und als Depositum des Herzogs von Oldenburg. Angesichts dieser komplizierten Archivgeschichte kann man sich vorstellen, welche archivari-sche Verzeichnungsleistung in der Rekonstruktion dieses Bestandes steckt. Stadtge-schichtlich Interessierte werden die Kiel – und vielleicht auch die übrigen kleineren Städte wie Neustadt und Oldenburg – betreffenden Akten oder die Lübeck und den Ostseestrand behandelnden Unterlagen benutzen. Auch für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wird dieser nun so übersichtlich zugängliche Archivbestand – durch ausführliche Indices erschlossen und 844 Kartons umfassend – eine Fund-grube sein.

A. G.

Bjørn Poulsen, *Bondens Penge. Studier i sønderjyske regnskaber 1400–1650* (Landbohistorisk selskab, 1990, 214 S.). – Vf. ist als guter Kenner der land-wirtschaftlichen, handelshistorischen und sozialgeschichtlichen Verhältnisse des Herzogtums Schleswig für die Zeit von der Wende zum 15. bis ins 17. Jh. bekannt (vgl. etwa HGBll. 109, 1991, 182). Das Ziel der vorliegenden Darstellung war es, die Kapitalverhältnisse dänischer Bauern und deren Marktbeobachtung zu untersuchen. Als Beispiele wählt P. sich allerdings zur Analyse fünf Rechnungsbü-cher aus einer Region, dem alten Herzogtum Schleswig, das zu dieser Zeit in seiner geographischen und staatsrechtlichen „Randlage“ zum dänischen Königreich sicher nicht mehr als typisch dänische Region angesehen werden kann. Immerhin bieten die landschaftlichen Unterschiede genügend Möglichkeiten für die Herausarbeitung von Unterschieden. In akribischer Quellenauswertung stellt Vf. fest, daß der schon Ende des Hochmittelalters nicht unbeträchtliche ländliche Geldumlauf in diesem Raum im Untersuchungszeitraum beträchtlich zugenommen habe. Die Bauern zahlten ihre Abgaben an die Grundherren in Bargeld, benutzten dieses beim Handel und häuften durch Handelsbeziehungen z.T. größere Barvermögen an, arbeiteten auch mit Krediten, die etwa vom Adel gestellt wurden. Die Wirtschaftsblüte im 16. Jh. in Schleswig-Holstein und Dänemark führte also dazu, daß hiervon auch die schleswigschen Bauern deutlich profitierten, sich z.T. im Kreditwesen die nöti-gen Investitionsmittel besorgten oder Überschüsse anlegten und sich im Handel auf den Markt hin orientierten.

E. H.

Kai Detlev Sievers, *Leben in Armut. Zeugnisse der Armutskultur aus Lübeck und Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert* (Heide 1991, Westhol-steinische Verlagsanstalt Boyens & Co., 128 S., 205 Abb.). – Deutlich spürbar sind

die Hingabe und die Findigkeit, mit der S., Ordinarius für dt. Volkskunde an der Universität Kiel, sich an die Zusammenstellung dieses Buches und der Abbildungen gemacht hat, deutlich aber auch die Schwierigkeiten, da, wie er sagt, auf dem Gebiet der Sachkultur Vorarbeiten noch fehlen. In der Einleitung ordnet er das Phänomen Armut in die Chronologie vom Mittelalter bis heute ein, nennt aber nur kurz die Ursachen für jene: Kriege, Naturkatastrophen, Zunahme des Bevölkerungswachstums aufgrund der Agrarreformen im 19. Jh. Sein Ziel ist, das Armenproblem „aus kulturwissenschaftlicher Perspektive“ zu untersuchen, wobei er aber die Frage offenläßt, „ob es eine Kultur der Armen gab als Ergebnis von Überlebensstrategien, oder ob es eine Kultur für die Armen war, die ihnen aufgezwungen wurde, um ihre Position als Randseiter der Gesellschaft zu markieren“. S. begibt sich auf neues Terrain, da Gegenstände häufig nur indirekt mit der Armut zu tun haben oder nur in Reaktion auf sie entstanden sind. Gerade eines der Indizien der Armut, die Dürftigkeit in Kleidung, Besitz und Wohnkultur verhindert eine reiche Sachüberlieferung. Ein Wagnis geht S. ebenfalls ein, indem er das Leben der Armen in einer traditionsreichen Handelsmetropole zu dem in einem agrarisch geprägten Flächenstaat mit kleinen Städten in Beziehung setzt. Außerdem gibt es zu manchen Dingen reichhaltige Bildquellen, in anderen Fällen fehlten sie ganz. In fünf Abschnitten werden der Leser und der Betrachter der Bilder an das Thema herangeführt: 1. Der Kreis der Armen, ihre Patrone und weltlichen Wohltäter, 2. Nahrungsversorgung, 3. Kleidung, 4. Unterbringung (Gebäude der Armenpflege in der Stadt und auf dem Land, Hospitäler, Stiftungen, Waisenhäuser, Armen- und Werkhäuser, Armenwohnungen), 5. Beschäftigung der Armen, 6. Gerätschaften und Abzeichen der Armenfürsorge. Ganz bewußt sind die Seiten des Buches zweigeteilt in Text und Bild, so daß – und hierzu helfen auch die eingehenden Bildunterschriften – ein Eindruck auch ohne Studieren des Textes nur durch Bildbetrachtung vermittelt wird. Die Erscheinungsformen der Armut werden in den genannten Bereichen beschreibend im Bild und aufzählend im Text vorgestellt. Die Konturen des Phänomens Armut, die natürlich unscharf bleiben müssen, umschließen eine Überfülle an einzelnen Informationen. Nur einige Beispiele: man sieht das Gemälde „Die Barmherzigkeit“ von Stefano Torelli aus dem Audienzsaal des Lübecker Rathauses, die Segeberger Kreissparkasse (Vorsorge minderbemittelter Schichten), Kornausgabe durch die hl. Elisabeth (Darstellung 15. Jh. im Lübecker Heiligen-Geist-Hospital), Volksküche der „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde“ in Kiel 1909, Zeichnung von Rummelpottsängern 1894, Graukloster in Schleswig aus dem 13. Jh. (=Hospital nach der Reformation), Ablaßbrief des Bischofs Johannes von Lübeck 1418, viele Siechenhäuser, Armenkate in Westerau, Bürgerstift in Eckernförde 1882, Frauenarbeitsstätte der Kieler Stadtmission 1914, an Gerätschaften zahlreiche Armenblöcke, Sammelbüchsen und Almosenbretter sowie Leprosenklappern usw. Im Text kommen die Quellen zu Wort, wie z.B. die bekannte Armenordnung Lübecks von 1601; die obrigkeitlichen Maßnahmen zur Steuerung des Armenwesens werden dargestellt, ebenso die Typen der Armen. Abgedankte Soldaten, Exulanten, Brandgeschädigte, Alte, Kranke, Kinder, Zigeuner, Betteljuden und Pilger stellen das Gros der Armen. Hausordnungen und andere Vorschriften geben minuziös Einblick in den Alltag der Armen, wogegen natürlich Zahlenangaben selten zu fassen sind. Auch fällt es schwer, Armut genau zu definieren. S. faßt den Begriff sehr weit, indem er auch Einrichtungen, wie Füchtings Hof in Lübeck, Behausung von Kaufmannswitwen und unverheirateten Kaufmannstöchtern, zu den Armenpflegeinstitutionen

zählt. Im Kapitel Nahrungsversorgung wird am Rande der Begriff der Seelbäder erwähnt, den man aber wohl doch als Spende eines Bades für arme Leute zur Reinigung des Körpers auffassen sollte. – Fazit: Das anregende Buch, das sicher wegen seiner attraktiven Gestaltung seine Leser finden wird, schlägt aus volkshundlicher Sicht, also von der Sachkultur her, eine Bresche in das Forschungsproblem Armut, kann aber und will vielleicht auch gar nicht einen historisch-definitiven Ansatz finden. Für eine generelle Darstellung ist es aufgrund mangelnder Vorarbeiten hierzu auch noch zu früh. A. G.

Geschichte der Stadt Kiel hg. von Jürgen Jensen und Peter Wulf (Neumünster 1991, Karl Wachholtz Verlag, 566 S., zahlreiche Abb.) – Gut ist sie gelungen, die von Sachkennern herausgegebene und bearbeitete Geschichte zum 750jährigen Jubiläum der Stadt. Die äußere Form, Unterteilung in handliche Abschnitte, lebende Kolummentitel und dazu noch Marginalstichworte sowie das Register erleichtern das Auffinden wohl jeder Kleinigkeit. Eignet sich die Darstellung also sehr gut zum Nachschlagen, so bietet sie auch ein spannendes Lesevergnügen. Die Darstellung ist in sieben große Abschnitte geteilt: Helmuth G. Walther, *Von der Holstenstadt der Schaumburger bis zu Landesstadt des holsteinischen Adels 1242–1544*, Kersten Krüger und Andreas Künne, *Kiel im Gottorfer Staat 1544–1773*, Ulrich Lange, *Vom Ancien Régime zur frühen Moderne 1773–1867*, Peter Wulf, *Kiel wird Großstadt 1867–1918*, *Die Stadt auf der Suche nach ihrer neuen Bestimmung 1918–1933*, *Die Stadt in der nationalsozialistischen Zeit 1933–1945*, Helmut Griesser, *Wiederaufstieg aus Trümmern – 1945 bis in die Gegenwart*. Eingestreut sind Exkurse wie der *Kieler Umschlag* (Jürgen Jensen), *Kiel und die Marine* (Michael Salewski), *Die Revolution in Kiel 1918* (Wolfgang Wette), *Eine Kunstwende in Kiel: „Die expressionistische Arbeitsgemeinschaft“* (Kurt Nievers) und die *Kieler Woche, Deutschland und die Welt* (Jürgen Jensen); im Anhang findet man eine Übersicht über Münzen, Maße und Gewichte, Zeittafel und eine Auswahlbibliographie. Die Darstellung ist nicht nur ausgewogen im Umfang, weist das Buch doch je 200 Seiten für die Zeit bis und nach 1867 auf, sondern die Darstellungsweise ist trotz aller individuellen stilistischen Eigenart der Vff. sehr ausgewogen. Zu Überlappungen kommt es selten, ebenso wird Leerlauf vermieden, da keine strenge Systematik ein starres Schema aufzwingt. Dennoch lassen sich einzelne Themen durch die Jahrhunderte verfolgen: Bevölkerung, Stadterweiterung, Stadtplanung, Stadtwirtschaft, Erwerbsstruktur, später dann Industrialisierung, weitere Verfassung und Finanzen, öffentliche Ordnung, Bildung, Kultur, Kirche, Universität. Schritt für Schritt erlebt man die Entwicklung mit: Kiel als die erste Stadtneugründung in Nordelbien, die Übertragung des lübischen Stadtrechts 1242, erste Nennung des Rats 1259, Kiels wenig hervorragende Stellung in der Hanse, seine Verhansungen im 14. Jh., sein unbemerktes Ausscheiden aus der Hanse im 16. Jh., seine jahrhundertlang enge Bindung an den Landsherrn, das Hereindrängen holsteinischen Adels in die Stadt, Kiels Handel im Schatten der großen Städte Lübeck, dann Hamburg. Nur auf dem Gebiet der Bildung, der Universität und dem staatlichen Bereich hatte es überregionale Bedeutung. Seit 1773 war Kiel nicht länger Residenz eines zersplitterten Duodezfürstentums, sondern entwickelte sich zur Hauptstadt der Herzogtümer. Trotzdem wäre ihm nur das Schicksal einer durchschnittlichen Stadt beschieden gewesen, wenn es nicht 1865 preußische Flottenstation und 1867 Kriegshafen des norddeutschen Bundes geworden wäre und mit Macht an der allgemeinen Entwicklung zu

einem modernen Gemeinwesen teilgenommen hätte: Kunststraßen, Dampfschiffe, Hafenausbau, Telegraph, Neupflasterung der Straßen, Wasserleitung, Kanalisation usw., beginnende Industrialisierung. Die wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Phänomene werden immer in das Gefüge der allgemeinen politischen Entwicklungen begründend, verursachend oder illustrierend eingebaut. So erkennt man nicht nur die Impulse der Marine auf die Wirtschaft und die Stadtentwicklung, sondern auf die Bevölkerung: die autochthonen Bewohner geraten gegenüber Zuwanderern ins Hintertreffen, auch das gesellschaftliche Leben bestimmte die Marine. Die geschichtlich gewachsene Form der Stadt wird zerbrochen, und schon um die Mitte des 19. Jhs. übernimmt der Altstadtkern Cityfunktion. Eingemeindungen, Mietwohnungsbau, Errichtung von Lapidargebäuden (Rathaus 1907–1911), Regulierung des Fördeufers, Veränderungen durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal, ein Denkmalskult mit „preußischer Überformung“ (256) bestimmen das Bild. Auch in der Verfassungsentwicklung manifestiert sich der Schritt von einer schleswig-holsteinischen Mittelstadt zur preußisch-deutschen Großstadt. Die Sozialdemokratie setzte sich trotz der Heraufsetzung des Wahlzensus durch. Das Schulwesen, die Kirche, die Geschichte der Juden in Kiel, die bürgerliche Vereinskultur und die Universität, die Kiel allmählich den Rang eines geistigen Zentrums der beiden Herzogtümer verliehen hatte, werden dargestellt. Nach 1871 gaben jedoch die Professoren den obersten gesellschaftlichen Rang an die Marineoffiziere ab, ja Salewski behauptet, daß auch zwischen Magistrat und kaiserlicher Marine „ein gleichsam traumatisch geprägtes Verhältnis“ entstand (S. 280). Ein Ereignis von nationaler Bedeutung wurde dann die Revolution in Kiel am 4./5. Nov. 1918, gefördert durch die extrem hohe Zahl von Arbeitern und Soldaten in der Stadt. Trotzdem ging es nicht um die Bildung eines Rätestaats nach bolschewistischem Muster, sondern um möglichst baldige Beendigung des Kriegs. Aber auch während der Weimarer Republik hat Kiel die allgemeine Entwicklung gespiegelt. Selbst die Industrie hatte im Schatten der Marine gestanden; 1932/32 waren 30% aller Erwerbstätigen arbeitslos. Der Aufstieg der NSDAP, ein Spiegelbild der allgemeinen Entwicklung im Reich, wird schlüssig dargestellt, und das schrittweise Durchdringen aller Lebensbereiche durch den Nationalsozialismus (Kunst, Kultur, Universität, Bau) geschildert. Die „Marine-Monokultur“ beschwor auch im 2. Weltkrieg Unheil über die Stadt herauf: 1945 waren 35 % der Wohngebäude zerstört, 40 % beschädigt, nur 25 % unbeschädigt. Die Bevölkerungszahl sank von 218 000 1933 auf 183 000 1945. Wegen der Zerstörungen in der Stadt wurden jedoch weniger Heimatvertriebene in K. aufgenommen als in Lübeck. Es war die große Zeit des dynamischen SPD-Bürgermeisters Andreas Gayk. Die 50er und 60er Jahre brachten allmählich den Wiederaufbau, z.B. auch der Universität im Westen der Stadt. Ein wichtiger Schritt in der wirtschaftlichen Entwicklung waren 1966 die Fusion der Howaldtswerke Deutsche Werft AG und die Einrichtung der Fährlinien nach Oslo, Göteborg, Bagenkop/Langeland und Wiedereinsetzung der Bundesmarine 1954. Die geistig-kulturelle Atmosphäre der Wiederaufbaujahre faßt Wulf sehr geschickt unter dem Kapitel „*Gedächtnishilfen*“ der *Gemeinschaft*, wo er Denkmäler und weitere Äußerungen der Rückbesinnung kritisch betrachtet. Die gelungene Darstellung der „Kieler Woche“ seit 1882 bis heute am Schluß des Buches konzentriert wie in einem Brennglas die allgemeine politische, soziale und geistige Entwicklung eines bedeutenden deutschen Gemeinwesens. Den Leser wird dieses Buch fesseln, der Betrachter von Bildern wird dagegen nur wenig auf seine Kosten kommen, da die bildlichen Beigaben nur den Charakter von Vignetten haben.

Itzehoe. Geschichte einer Stadt in Holstein, hg. von der Stadt Itzehoe. Koordination Jürgen Ibs, Bd. 2: Von 1814 bis zur Gegenwart. (Itzehoe 1991, 455 Folioseiten, zahlreiche Abb.). – Auch wenn nicht mehr die Hansezeit betreffend, sollte dieser fast monumental zu nennende Band angezeigt werden (1. Bd. vgl. HGBll. 107, 1989, 138 f.). Man hat nicht nur nicht am Äußeren gespart, man hat auch in den insgesamt neun Bearbeitern fachkundige Interpreten der letzten 200 Jahre dieser ältesten Stadt Holsteins gefunden. Schritt für Schritt hat sie sich aus biedermeierlicher Enge zur industriell bestimmten Mittelstadt entwickelt. Nicht nur die Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, wie er sich im sozial überschaubaren Rahmen einer ca. 20 000 E. zählenden Stadt manifestierte, wird dargestellt, sondern besonders eindrücklich die „Überschwemmung“ mit Heimatvertriebenen und Flüchtlingen nach dem 2. Weltkrieg, die zur Verdoppelung der Einwohnerzahl führte und schließlich doch wohl einen wirtschaftlichen Aufschwung erbrachte. Ohne die übrigen Beiträge zurücksetzen zu wollen, seien besonders genannt: Jürgen Ibs, *Die Stadt im Umbruch: Vorindustrialisierung, Massenarmut und politische Bewegungen des Vormärz in Itzehoe von 1815–1851* (5–68), Ortwin Pelc, *Itzehoe auf dem Weg zur Industriestadt: Gesellschaft, Wirtschaft und Politik in Itzehoe 1851–1866* (69–112), Rudolf Gieseler, *Probleme der Nachkriegsjahre: Itzehoe von 1945–1955* (327–356). Abgeschlossen wird der Band (Register!) durch die Darstellung des gemeinsamen Archivs des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe (Kirsten Puyman-Burmeister, 400–402). Graphische Darstellungen und Tabellen – hier ist das unhandliche Format ein Vorteil – untermauern die Aussagen des Textes. So wird man neben einer Darstellung der städtischen Gesellschaft im Wandel und der Armut in Itzehoe auch genau über den einstigen industriellen Großbetrieb, die Alsensche Portland-Zementfabrik, informiert. Die Itzehoer Künstler, Kultur und Schule, vor allem aber auch die bauliche Entwicklung der Stadt, deren jahrhundertalte Form in den 1970er Jahren fast völlig zerstört wurde, fehlen nicht in der Darstellung. A. G.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. *Beiträge zur Bevölkerung Lübecks, zu ihrer Ernährung und Umwelt*, hg. für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege der Hansestadt Lübeck) von Günter P. Fehring (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte, Bd. 21, Bonn 1991, Dr. Rudolf Habelt GmbH, 224 S., Abb. und 5 Tafeln, 1 Beilage). Monika Prechel, *Anthropologische Untersuchungen der menschlichen Skelettreste aus der Burgkirche zu Lübeck* mit einer Vorbemerkung zur Periodisierung der Funde von Manfred Gläser (7–56). Der Aufsatz, der sowohl das Skelettmaterial aus der Burgkirche als auch teilweise aus dem Dom berücksichtigt, besticht durch seine klare Darstellung und auch – jedenfalls für Lübeck – durch seine im einzelnen dargelegte pionierhafte Methode. Zudem ergeben sich durch den langen Bestattungszeitraum (13.–19. Jh.) sehr gute interne Vergleichsmöglichkeiten, aber auch regionale Vergleiche mit Funden z.B. aus Bremen, Hessen, Haithabu sowie zeitliche (Mittelalter und Neuzeit). Nicht nur ist so eine Zuordnung zu einer gehobenen sozialen Schicht möglich und nicht nur läßt sich die Verwandtschaft zu nordischen Völkern gut belegen, vor allem sind die Zeichen von Krankheitsbelastungen interessant, wie degenerative Veränderungen der Wirbelsäule und der Gelenke (Arthrosen), oder auch Betrachtung von Zähnen und Kiefern, wobei in der Neuzeit eine deutliche Zunahme von Karies auffällt. Aber auch Beobachtungen über die hohe Säuglingssterblichkeit sind zu machen,

obwohl P. feststellt, daß die Lübecker Frau als Stadtbewohnerin von der Kindbettsterblichkeit nicht so schwer betroffen gewesen ist wie die Bewohnerin ländlicher Gegenden. – Gerhard Boenisch, *Anthropologischer Vergleich zwischen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bevölkerung Lübecks sowie anderen Populationen Europas* (57–141). Auch hier wurden die Begräbnisplätze in Burgkloster, -kirche und Dom zugrundegelegt, die allerdings wegen der starken Belegungsdichte eine starke Individuenvermischung aufwiesen und die osteologisch-morphologische Bestimmungsarbeit an Schädelknochen erschwerten. Anthropologische und statistisch-mathematische Methoden werden kombiniert und verschiedene Ursachen für die Veränderung von Schädelformen, die hier höchst akribisch betrachtet wurden, einleuchtend dargestellt, darunter auch die Veränderung durch „Zufluß fremden Erbguts in die Lübecker Ursprungsbevölkerung“ (S. 74), – typisch, meint Vf., für die Zeit des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, als Lübeck Zuwanderungen aus allen Teilen Europas erlebte. Auch die übrigen Skeletteile werden im einzelnen untersucht und in Vergleich zu anderem anthropologischem Fundmaterial gesetzt (Deutschland, ČSFR, Skandinavien, Schweiz, England, Jugoslawien, Rußland, Polen usw.). Die hochmittelalterlichen Männer aus Lübeck weisen bezüglich der Hirnschädelmorphologie unter den Gesichtsschädelmaßen deutliche Ähnlichkeit mit gleichzeitigen Funden aus Norddeutschland und Skandinavien auf. Bei den Frauen dagegen zeigen sich Affinitäten zu allen nordeuropäischen, aber auch zu slawischen Bevölkerungen – dies obwohl die Unterscheidung slawischer und germanischer Populationen durch ihre sehr ähnliche Morphologie erschwert wird. Abgesehen davon, daß durch diese genauen Untersuchungen wertvolles Vergleichsmaterial für weitere Forschungsansätze ausgebreitet wird, versucht Vf. auch Erklärungen für die morphologischen Veränderungen an Schädeln, wie sie z.B. veränderte Ernährungs- und Klimabedingungen bewirken. – Antje Rheingans und Hans Reichstein, *Untersuchungen an Tierknochen aus mittelalterlichen bis neuzeitlichen Siedlungsablagernungen in Lübeck (Ausgrabung Alfstr. 36/38)* (143–182) und Anna Pirodzok und Hans Reichstein über das gleiche Thema für die Grabung Dr. Julius-Leber-Str. 78 (183–202). Aus den für Fachkenner im einzelnen gewiß sehr nützlichen Darlegungen aufgrund der ca. 6400 gefundenen Knochenteile ergibt sich, daß die Versorgung der Bewohner Lübecks mit Fleisch fast ausschließlich auf Haustieren beruhte, aber daß auch Knochenreste von Feldhasen und Rehen gefunden wurden, was Vff. auf die langsame Zurückdrängung des Waldes in Ostholstein zugunsten der Feldwirtschaft zurückführen (Kultursteppe). Auch die bei einer Notgrabung in der Dr. Julius-Leber-Str. 58 geborgenen rund 3300 Tierknochen stützen die Annahme, daß die eigentlichen Schlachttiere Rind, Schaf, Ziege, Schwein (Feststellungen über Größe und Körpergewicht!) vorherrschten. Genaue Betrachtung der Fragmentierung läßt auf Schlachtgewohnheiten schließen oder auf die gewerbliche Nutzung der Knochen, nur wenig freilich ergibt sich über die Herkunft der Tiere. – Henk van Haaster, *Umwelt und Nahrungswirtschaft in der Hansestadt Lübeck vom 12. Jh. bis in die Neuzeit* (203–222). v. H. kann seinen Beobachtungen den größten pflanzlichen Fundkomplex zugrundelegen, der je in einer mittelalterlichen Stadt in Deutschland geborgen wurde. Außerdem sind die Funde gut erhalten, und so können Fragen nach Entwicklung der Nahrungswirtschaft, nach überregionalen Kontakten der Lübecker, nach der Verteilung der Produkte durch alle bürgerlichen Schichten und nach dem Einfluß der Urbanisation auf die lokale Vegetation gestellt und beantwortet werden. Rückschlüsse auf die Vegetationsentwicklung z.Zt. der

Stadtgründung sind möglich, und es zeigt sich auch schon die frühe Form der Umweltverschmutzung aufgrund archaischer Form von Abfall- und Abwasserbeseitigung. Hafer, Gerste, Roggen und Rispenhirse waren die wichtigsten Mehllieferanten. Weizen konnten sich nur reiche Leute leisten. Die guten Erhaltungsbedingungen hartschaliger Kerne erlauben Erkenntnisse über den Obstverzehr in Lübeck. Wildobst spielte eine große Rolle und wird erst nach und nach von Kulturobst abgelöst. Der Nachweis von Gemüse, Ölpflanzen, Kräutern und Gewürzen sowie Heil- und Zierpflanzen ist verständlicherweise schwierig zu führen. Gärten lagen auf den unbebauten Hintergrundstücken der Häuser (Unkrautanalysen!). Sichere Schlüsse auf sozioökonomische Strukturen sind aus paläobotanischen Untersuchungen bisher zwar noch nicht zu ziehen, aber dennoch lassen sich deutliche Unterschiede zwischen der spätslawischen und der deutschen Nahrungswirtschaft erkennen.

A. G.

Wolfgang Erdmann, *Die Ausbildung der Lübecker Plätze im 12. und 13. Jahrhundert sowie Anmerkungen zu deren Ikonologie* (ZVLGA 71, 1991, 9 – 54), stellt fest, daß die Gestaltung der drei wichtigsten Plätze in Lübeck – Markt, Koberg und Schranken – im wesentlichen im 13. Jh. nicht nur in ihrer Funktion, sondern auch der Bedeutung als Darstellung der Ratsinstitution abgeschlossen sei. Der Rat habe in Betonung ästhetischer Wirkung der Baukörper – Verstellen der Blickachsen mit Fassaden, Türme, bipolare Platzgestaltung oder Baubezüge – seine Planungshoheit genutzt, um in Lübeck die Vorstellung einer im geregelten Gleichmaß angeordneten kaiserlichen Stadt spätstaufischer Zeit unter bürgerlicher Leitung zu verwirklichen. In (zu kühnen?) weitgefaßten Analogieschlüssen wird die These entwickelt, daß in der Zeit zwischen 1230 bis etwa 1260 alle wichtigen Planungsentscheidungen getroffen seien, als Wilhelm Witte als Meinungsführer im Rat nicht nur die Verhandlungen über die Reichsfreiheit erfolgreich abgeschlossen hatte, sondern auch seine „Seherfahrten“, Kenntnisse und städtischen Ordnungsvorstellungen aus Oberitalien durchsetzen konnte: Dazu gehören die Errichtung des Kaufhauses, bzw. repräsentativen Rathauses am Markt, der Fronerei als Symbol der Strafgewalt in der Hand des Rates gegenüber dem Chor der Marienkirche und die möglicherweise schon um 1234 einsetzende Planung des Hospitals am Koberg gegenüber dem als Vogtei interpretierten Bau I von Koberg 2. Folgt man dieser faszinierenden These, könnte die Planung und Zuordnung der Straßen am Koberg mit der schwer zu erklärenden Lage der Jakobikirche besser verstanden werden, da spätere Zubauten schon nach 1300 die ursprüngliche Gestaltung verstellt haben.

G. Meyer

Claus Peter, *Die Uhren von St. Jakobi zu Lübeck* (ZVLGA 71, 1991, 311 – 335) lassen sich über die Jahreszahl der Schlagglocke im Dachreiter bis auf das Jahr 1496 zurückführen; das Schlagwerk wurde 1720 erneuert und blieb nach der Erweiterung auf ein Viertelstundenschlagwerk ab 1783/84 bis heute funktionsfähig. Die Turmuhr mit den vier großen Zifferblättern ist wahrscheinlich nicht vor 1700 eingerichtet worden; erst die Restauration im Jahre 1990 hat die technischen Mängel einer Erneuerung im 19. Jh. beseitigt.

G. Meyer

Peter Seidensticker, *Bartholomäus Ghotan. Druckerzeugnisse und Bibliographie* (ZVLGA 71, 1991, 55 – 79), liefert für den bedeutenden Lübecker Drucker des 15. Jhs. – er war auch in Stockholm, Abö und Nowgorod wirksam – neben

einer Bibliographie eine Übersicht der 60 Werke, deren erfaßbare Schlußschriften im lat. Wortlaut wiedergegeben werden. G. Meyer

Rolf Kötter, *Hans van Ghetelen als Drucker der Mohnkopffoffizin* (ZVLGA 71, 1991, 353 – 367). Umstritten war bisher die Identität des Meisters der Mohnkopfdruckerei in Lübeck. Besitzverhältnisse und geschäftliche Verbindungen im Im- und Export lassen darauf schließen, daß Hans van Ghetelen Leiter und Eigentümer der Druckerei sein kann. 1542 siegelt der Sohn Augustin von Ghetelen als Domherr im Baltikum mit einem Familiensiegel, das ebenfalls die Mohnköpfe enthält. Ein Typenvergleich weist eine etwa 1527 gedruckte Schrift Augustins von Ghetelen ebenfalls der Mohnkopfdruckerei zu; danach muß die berühmte Lübecker Druckerei noch bis zum Tode des Eigentümers Hans van Ghetelen im Winter 1527/28 in Betrieb gewesen sein. G. Meyer

Peter Sahlmann, *Ansichten von Lübeck auf Land- und Wandkarten* (ZVLGA 71, 1991, 369 – 374), ergänzt die bisherige Liste der Ansichten Lübecks um zehn weitere, die von 1609 bis 1645 als Randverzierungen oft zusammen mit anderen Reichsstädten auf großen Kartendarstellungen holländischer Herkunft gedruckt waren. Fast alle Abbildungen übernehmen den Entwurf von Braun – Hogenberg mit der Ansicht von der Wakenitzseite. G. Meyer

Ernst Fritze, *Adelheit Sibylla und der Maler Johann Heinrich Schwartz in Lübeck. Eine Studie zur Personengeschichte in Zusammenhang mit den Erscheinungen evangelischer Frömmigkeit zur Zeit August Hermann Franckes und Philipp Jakob Speners* (ZVLGA 71, 1991, 81 – 121). Nach heftigen Angriffen aus chiliastisch übersteigter Frömmigkeit gegen den Lübecker Superintendenten Dr. Pfeifer mußte Sibylla Schwartz auf Anordnung des Rates Lübeck im Jahre 1692 verlassen. Der Rat folgte damit der eher dogmatisch verengten Haltung des geistlichen Ministeriums, das ein Ausufern der radikalreformerischen Aktivitäten der Pietisten in Lübeck verhindern wollte. Die Lübecker Pietisten unterhielten weiträumige Beziehungen bis nach Frankfurt zur Philadelphia – Compagnie unter dem Einfluß von William Penn. Sibylla Schwartz, geb. Röther, gehörte zum engsten Freundeskreis um August Herrmann Francke. G. Meyer

Michael Hundt, *Lübeck auf dem Wiener Kongreß* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, hg. vom Archiv der Hansestadt, Reihe B, Bd. 19, Lübeck 1991, Schmidt – Römhild, 103 S., 10 Abb.). – Auf dem Wiener Kongreß hatte Lübeck mit der gleichberechtigten Stellung unter den Bundesmitgliedern auch seine außenpolitische Freiheit für eine unabhängige Handelspolitik in aller Welt bewahren können. Wenn auch die finanziellen Entschädigungsforderungen vor allem gegenüber Frankreich und Schweden nicht durchgesetzt werden konnten, so behauptete die Stadt die Selbständigkeit gegenüber Dänemark, mußte allerdings nach der dänischen Erwerbung Lauenburgs die Einschränkung der Verkehrsverbindungen auch auf dem Stecknitzkanal hinnehmen. Diese Erfolge gehen im wesentlichen auf die geschickten Verhandlungen des Senators Dr. jur. Johann Friedrich Hach zurück, der Lübeck mit den Vertretern Gries für Hamburg und Smith für Bremen im Kreis der 29 „mindermächtigen“ Fürsten und Städte vertrat. Hach hatte bereits ab 1806 diplomatische Erfahrungen gesammelt und mußte seine Stadt in

Wien weitestgehend selbständig vertreten. Die umfangreiche diplomatische und private Korrespondenz nach Lübeck ist in der Arbeit detailreich und sorgfältig ausgewertet worden, so daß ein zuverlässiges und lebendiges Bild für die schwierige Lage des Lübecker Unterhändlers auf dem Wiener Kongreß gezeichnet wird. G. Meyer

Christian Ostersehlte, *Der Bugsierdienst der Handelskammer zu Lübeck* (ZVLGA 71, 1991, 221 – 310), gibt mit genauen Angaben über die eingesetzten Schlepper und Tabellen über Schiffsbewegungen und Eisverhältnisse einen guten Einblick in die technischen Probleme des Warenverkehrs im 19. und 20. Jh. Die lange Fahrt durch die gewundene Trave von der Ostsee bis in den Lübecker Hafen – bei ungünstiger Windlage konnte sie sogar über zwei Wochen dauern – wurde bis ins 19. Jh. mit verschiedenen Techniken des Treideln unterstützt. 1850 setzten die Nowgorodfahrer den ersten Dampfschlepper für den Bugsierdienst ein, der ab 1853 von der neugegründeten Handelskammer der Lübecker Kaufmannschaft übernommen und bis 1934 durchgeführt wurde. Die Handelskammer richtete auch den Eisbrecher- und Feuerlöschbootdienst ein. G. Meyer

Robert Schweitzer, *Lübecker in Finnland: Historischer Hintergrund und Auswanderung in der Autonomiezeit* (ZVLGA 71, 1991, 125 – 220). Die verwandtschaftlichen oder geschäftlichen Verbindungen von Lübeck nach Wiborg und später nach Helsingfors waren im 19. Jh. erhalten geblieben und verstärkten sich um die Jahrhundertwende, so daß unter den deutschen Einwanderern nach Finnland die Lübecker eine Sonderstellung einnehmen. Der Handel mit Import-(luxus-)Waren in die mit besserer Selbstverwaltung und Gewerbefreiheit begünstigten finnischen Städte hielt viele Handelsagenten im Lande fest; dort stiegen sie häufig zu selbständigen Firmeneigentümern auf: Unter ihnen Heinrich Franz Georg Stockmann, der ab 1862 das erste große Kaufhaus in Helsingfors aufgebaut hatte, oder Gustav Pauli, der den größten Kaffeehandel und eine Rösterei betrieb. Die Lübecker zeigten ein ausgeprägtes Gruppenverhalten und beteiligten sich an öffentlichen Aufgaben als Konsuln oder als Ratsmitglieder der Deutschen Kirchengemeinde. Nachkommen der Einwanderer gelangten im 20. Jh. in die Führungsschicht Finnlands. G. Meyer

Ein gehaltvolles Katalogwerk über *Vierhundert Jahre Juden in Hamburg* bezieht sich auf eine Ausstellung im Museum für Hamburgische Geschichte vom 8.11.1991 bis zum 29.3.1992 (Hamburg 1991, Dalling und Galitz, 557 S., 356 Abb.). Das Buch ist der 1. Band eines vorgesehenen umfassenden Werkes über *Die Geschichte der Juden in Hamburg 1590–1990*. Die Gliederung umfaßt mehrere Themenbereiche des kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens der Juden. Jeder Abschnitt enthält eine Einleitung und eine sorgfältige Beschreibung der einzelnen Exponate. Die Geschichte der Juden in Hamburg beginnt mit der Ankunft von Sefarden aus Spanien und Portugal in den 80er Jahren des 16. Jhs.; im Anfang des 17. Jhs. gab es auch Aschkenasen (hochdeutsche Juden) in Altona, Wandsbeck, Harburg und Hamburg. Die Darstellung führt bis in die Gegenwart. Die Erschließung des Werkes wird durch ein Sach- und Personenregister erleichtert. H. Schw.

In seinem Aufsatz unter dem Titel „*Von der Gutthätigkeit“ und ihrem „stärcksten Bewegungs-Grund“ – Jobst von Overbeck (1663–1726) am Hamburger Hiobshospital*

untersucht Helmut Puff die Beweggründe von Bürgern, sich in der Armenfürsorge zu engagieren (ZVHG 77, 1991, 1–22); dabei handelte es sich um ein konfliktreiches Gebiet. Overbeck machte als Provisor (seit 1711) den Versuch, das Hiobshospital von einem Pfründeninstitut zum ursprünglichen Zweck, nämlich der Versorgung von Armen und Kranken, zurückzuführen, wobei er mit Flugschriften in die Öffentlichkeit ging. Die Gegner behaupteten dagegen, daß auch die Pfründner „Bedürftige“ im Rahmen einer Lebensgestaltung für ältere Menschen seien. Vf. sucht nachzuweisen, daß Overbecks Auffassung von der Armenversorgung in der Tradition niederländischer Exulanten stand; zudem spielte für ihn der Armutsbegriff der Bibel eine entscheidende Rolle. Overbecks Argumentation war vorwiegend theologisch, wobei Bemühungen um das eigene Seelenheil und ein erhebliches Geltungsbedürfnis deutlich wurden. Andererseits vermißt man den Eindruck menschlichen Elends und die Sozialverpflichtung gegenüber den Armen. *H. Schw.*

Von Hajo Brandenburg wurde das *Bürgerbuch der Stadt Altona nach den Sondersteuerregistern von 1789* erarbeitet (Hamburg 1990, Verein für Hamburg. Geschichte, 185 S.). In einem ersten Teil sind die komplizierte Verordnung über die Sondersteuer auf Vermögen und Einkünfte sowie die Auswertung der Steuerlisten mittels Computereinsatzes erläutert. Ein „Anhang“ enthält u.a. den Text der Steuerverordnung und die Instruktion für die Steuerkommission der Stadt. Den Hauptteil bilden aber die Listen der Steuerpflichtigen sowie der Immobilien, der jüdischen und christlichen Vormundschaften, der öffentlichen Stiftungen und Pia Corpora, schließlich ein Namens-Index der Steuerpflichtigen. Beim „Bürgerbuch“ ist zu bedenken, daß es nicht alle, sondern nur die steuerpflichtigen Einwohner (nicht nur die Bürger) enthält. An sich bieten die Steuerlisten natürlich Angaben über die Steuerleistung und damit über die wirtschaftliche Lage der meisten Einwohner. In den abgedruckten Listen erscheinen aber nur Familien- und Vornamen sowie die Berufe, deren Qualität ohne weitere Angaben unklar bleibt. Für eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Auswertung müßte man auf den vollständigen Computerausdruck zurückgreifen, von dem sich wohl ein Exemplar im Staatsarchiv Hamburg befindet. *H. Schw.*

Der Kaufmann Georg Friedrich Vorwerk (1793–1867) und seine Ehefrau Christiane geb. de Voß (1809–1885) fanden im Enkel Alfred Vorwerk einen sachkundigen Biographen, dessen Darstellung von Renate Hauschild-Thiessen bearbeitet wurde (Hamburg. Lebensbilder, Bd. 5, Hamburg 1991, Verein für Hamburg. Geschichte, 124 S., mehrere Abb., 1 Nachfahren-Tf.). G.F. Vorwerk kam 1807 als Handlungslehrling nach Hamburg, nutzte die Konjunktur nach 1814 und gründete 1823 mit H.M. Hochgreve in Hamburg eine Handelsfirma, die bis 1933 bestand, und dann auch eine Dependence in Chile, die noch heute existiert. Das Buch ist vor allem biographisch angelegt, stellt aber auch die Firmengeschichte dar. Grundlage war nicht die persönliche Erinnerung, sondern die Auswertung zahlreicher Quellen, die sich in Familienbesitz, in der Commerzbibliothek und im Staatsarchiv befanden. So entstand das materialreiche Lebensbild eines vielseitigen und erfolgreichen Kaufmannes ohne Fehl und Tadel mit seinem Wirken in Unternehmen, „trautem“ Familien- und Freundeskreis sowie der Öffentlichkeit. Hg.in fügte Anmerkungen hinzu; die Erschließung wird durch ein Personen- und Firmenregister erleichtert. *H. Schw.*

Vor allem auf der Basis umfangreicher Aktenbestände der Archive in Hamburg, Lübeck und Bremen entstand die Arbeit von Detlef Rogosch über *Hamburg im Deutschen Bund 1859–1866* (Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte, Bd. 2, Hamburg 1990, Dr. R. Krämer, 228 S.). Sie macht deutlich, daß der Deutsche Bund der Hansestadt zunächst einen Freiraum für ihre internationalen Beziehungen, bes. für die Handelsfreiheit, gewährte, bis Hamburg 1866 durch Preußen – notgedrungen – zu einer Neuordnung seiner Politik und auch zum Eintritt in den Norddeutschen Bund gezwungen wurde, um seine „Selbständigkeit“ zu retten. Diese Erkenntnis ist nicht neu, doch wird das komplizierte Interessengeflecht aus den hansestädtischen Akten im einzelnen aufgedeckt. Die Archive anderer Bundesländer, etwa Österreichs und Preußens, die nicht benutzt wurden, dürften keine wesentlichen Ergänzungen bieten. Die zeitliche Begrenzung der Untersuchung ergab sich durch den Italienkrieg 1859, in dem Hamburg seine Neutralität zu wahren suchte und dem Ende des Deutschen Bundes 1866. Es wird vor allem untersucht, in welchem Umfang Hamburg (durchweg zusammen mit Lübeck, Bremen und Frankfurt) auf Preußen, Österreich und das „Dritte Deutschland“ einzuwirken suchte, wobei Militär- und Sicherheitsfragen im Mittelpunkt des Interesses standen. Der Rezensent, von dem im Literaturverzeichnis und S. 13 Anm. 16 ein Werk genannt wird, hat nicht den Vornamen Hans, sondern Herbert; das genannte Werk (Geschichte der Freien Hansestadt Bremen) hat nicht 3, sondern 4 Bände.

H. Schw.

Tobias v. Elsner hat dem Thema *Kaisertage – die Hamburger und das Wilhelminische Deutschland im Spiegel öffentlicher Festkultur* eine dickleibige Untersuchung gewidmet (Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Serie III, Bd. 471, Frankfurt a.M., Peter Lang, 581 S.). Die Einleitung bezieht sich auf das – in der Literatur mehrfach dargestellte – Verhalten Hamburgs zum Reich bzw. Deutschen Bund im allgemeinen und zum Kaiser im besonderen. Im Mittelpunkt stehen aber die mit allem Detail geschilderten Kaiserbesuche bzw. -feiern seit dem Zollanschluß 1888, wobei Akten und Zeitungen das Material lieferten. Zwar werden hier und da protokollarische Probleme sichtbar; doch im großen und ganzen waren die Feiern ungetrübte Manifestationen der Reichs- und Kaiserstreue Hamburgs, die ja – historisch gesehen – keineswegs selbstverständlich waren. Die sozialistischen Kritiker und die antipreußischen Republikaner, die es durchaus noch gab, schwiegen weitgehend und mieden die Feiern. Vf. zeigt u.a., daß sich auch die große Masse der „Arbeiter“ an den Jubelfeiern beteiligte. Der Unterhaltungswert einer detaillierten Darstellung der Festlichkeiten dürfte für den heutigen Leser begrenzt sein, zumal keine Illustration die Wirkung des Textes unterstützt. Doch es geht um Historisches: Der Ablauf der Feiern dient dem Vf. als Nachweis, daß Hamburg nun voll im nationalen Fahrwasser (mit Flotten- und Kolonialpolitik) schwamm, wobei der politische Realitätssinn verloren ging und die Eigenständigkeit der Hansestadt zu protokollarisch geregelten „Versatzstücken hanseatischer Tradition“ verkümmerte. Überraschend ist diese Erkenntnis nicht; doch stellt sich die Frage, ob nicht die Überbetonung der Jubelfeiern, die mit der Themenwahl gegeben war, die Tatsache verdrängt, daß es in Hamburg und anderswo auch kritische Geister gab, die sich den Realitätssinn nicht wegjubeln ließen. Wie ließen sich sonst die Blüte einer politischen Karikatur und eines kritischen Journalismus sowie die Wahlerfolge der damals klassenkämpferischen SPD erklären? Am Ende fragt man sich, ob man es

nicht begrüßen sollte, daß die Deutschen die Fähigkeit zu gemeinsamen Jubelfeiern inzwischen fast ganz verloren haben. H. Schw.

Otto J. Seiler wollte mit seinem Buch *Bridge across the Atlantic The Story of Hapag-Lloyd's North American Liner Services* schreiben (Herford 1991, E.S. Mittler & Sohn, 81 S., zahlreiche Abb.). In der Tat ist es eher eine „Story“ als eine „History“ des Nordatlantik-Dienstes von Hapag-Lloyd, einer Reederei, die 1970 durch eine Fusion des Norddeutschen Lloyd in Bremen und der Hapag in Hamburg entstand und die schon 1971 den Schiffs-Passagierdienst einstellte. Flugzeuge übernahmen die Verbindung über den Atlantik. Der Stolz der Reederei sind das Kreuzfahrtschiff „Europa“, die florierende Touristik-Abteilung und der weltweite Container-Verkehr, der sich gegen harte Konkurrenz durchsetzen muß. Verfasser des Werkes ist einer der Direktoren, von dem man keine kritisch-historische Untersuchung erwarten kann. Der Text beschreibt das Auf und Ab der Firma in großen Zügen; die Arbeitswelt im Rahmen des Betriebes tritt zurück. Die Illustration ist der repräsentativen Absicht angemessen; besonders auffällig sind bunte Bilder und Graphiken, wie man sie aus Werbebroschüren kennt. Hilfreich für den Leser sind eine Bibliographie und ein Register. H. Schw.

Reinhard Staats hielt einen Vortrag unter dem Titel *Der Geist der nordeuropäischen Mission von Willehad bis Adam von Bremen; Beobachtungen zu den leitenden Mentalitäten und missionstheologischen Motiven* (Hospitium Ecclesiae 18, 1991, 7–13). Warum die zeitlichen Grenzen mit Willehad (dem ersten Bremer Bischof) und Adam (dem Geschichtsschreiber) und nicht mit Adalbert (dem Erzbischof und Missionspolitiker) bezeichnet wurden, bleibt unklar. Im Stile eines Festvortrages werden „jene dreihundert Jahre gewaltiger kirchlicher Potenz und Ausstrahlung Bremens von 789 bis 1104“ in ihrer Bedeutung doch wohl überschätzt. Es war eher ein hartes Ringen um die störrischen Seelen der Nordländer mit vielen Rückschlägen. Insofern sieht Vf. die Übertreibungen Adams von Bremen und der Heiligenviten nicht kritisch genug. Es hat auch wenig Sinn, sich in diesem Zusammenhang mit Befürwortern und Gegnern pangermanischer Missionstheorien auseinanderzusetzen, da diese heute überhaupt keine Rolle mehr spielen. Andere Probleme sind und bleiben umstritten, etwa die Anwendung von Gewalt bei der Heidenbekehrung vor den „Kreuzzügen“, die Vf. leugnet, obwohl die Heidenbekämpfung unter Karl dem Großen, unter dessen Szepter Willehad ja wirkte, von niemandem bestritten wird. Es ist auch nach wie vor offen, ob Erzb. Adalberts Patriarchatsidee, die durch Adam von Bremen überliefert ist, durch größenwahnsinnigen Ehrgeiz oder nicht vielmehr als Abwehrmaßnahme des Erzb. von Bremen gegenüber dem König von Dänemark entstand. – Vf. spricht recht allgemein über Zusammenhänge zwischen Mission und sozialen Strukturen; es wäre im einzelnen zu untersuchen, auf welche Schichten die Mission abzielte und welcher schichtspezifischer Mittel sie sich bediente. Es stellt sich auch die Frage, wie weit die Mission von den Viten und der Bistumsgeschichte Adams von Bremen überhaupt realistisch dargestellt wurde. Es genügt nicht, diese Werke zu zitieren; auch tragen Worte der Kirchenväter wenig zur Wahrheitsfindung in diesem Bereich bei. Mentalitätsforschung fordert zu allererst eine sorgfältige Quellenanalyse; sie würde deutlich machen, daß bei allem theologischen Grundkonsens in der Mission ein ganzes Bündel von Interessen wirksam wurde. Willehad, Ansgar und Adalbert sahen ihre Missionsaufgaben unter-

schiedlich, ebenso andere Beteiligte: die Missionsbischöfe und die Missionare vor Ort, die missionierten Adligen und die skandinavischen Bauern. Hier gibt es noch viel zu untersuchen. Die vom Vf. genutzten – durchaus nicht immer zuverlässigen – Quellen und theologischen Schriften jener Zeit zeigen nur einen Teil des Spektrums. Eine Zusammenarbeit mit skandinavischen Forschern (Historikern und Archäologen) wäre zu wünschen. Dennoch ist der Text des Vortrags mit seiner vorwiegend theologischen Argumentation auch für Historiker anregend. *H. Schw.*

Dieter Hägermann beschreibt in seinem Festvortrag über *Erzbischof Ansgar – Lehrer und Hirte, Visionär und Glaubensbote* die Wirkungsbereiche dieses ersten Bremer Erzbischofs (*Hospitium Ecclesiae* 18, 1991, 33–56). Mit einem gewissen Recht reduziert Vf. die missionarische Wirkung Ansgars auf ein bescheidenes Maß und sieht seine Bedeutung eher in dem „Charisma seiner Persönlichkeit“, das zumindest von seinem Biographen Rimbert immer wieder betont, vielleicht aber überhöht wurde. Vf. beschränkt sich auf die im Thema genannten „vier Fäden“, die er für besonders wichtig hält und die auch das Bild Ansgars bei der Nachwelt entscheidend geprägt haben. Dabei legt er wie andere Forscher, das „authentische Material“ in der von Rimbert verfaßten Vita mit den geschilderten Visionen als zuverlässige Quelle zugrunde. Der größere kirchengeschichtliche Rahmen (etwa die Zusammenhänge mit Corbie und Corvey), das Schulwesen und die Verhältnisse in Skandinavien werden nicht vernachlässigt. Die politischen Ambitionen, die Ansgar sicher auch hatte, treten – veranlaßt durch das Übergewicht der hagiographischen Überlieferung – zurück. Vf. betont auch, daß mit der Übernahme des (Erz-)Bistums Bremen durch Ansgar und dessen nordische Mission der Ort an der Weser aus provinzieller Enge zu überregionaler Bedeutung als Handelsplatz heranwuchs. Man sollte aber die ökonomische Wirkung der außerordentlich brüchigen skandinavischen Mission dieser Zeit nicht überschätzen. *H. Schw.*

Von großer Bedeutung für die Frühgeschichte Bremens waren *Die Ausgrabungen in der Bremer Altstadt 1989*, über die Thomas Moritz einen Bericht verfaßte (*BremJb.* 70, 1991, 191–206), wobei die Funde auf dem Grundstück im Winkel Wachtstraße/Martinistraße besonderen Rang haben. Es handelt sich um ein Areal auf der ehemaligen Insel, die von der Weser und der Balge gebildet wurde. Hier befanden sich im Frühmittelalter Nebenarme des Flusses, die sich immer wieder veränderten. In einem dieser Arme wurde ein karolingisches Binnenschiff (nach 808) gefunden, auch entdeckte man Faschinen als Uferbefestigung aus der spät-karolingischen oder ottonischen Zeit. Siedlungsreste gehen bis ins 12. Jh., also vor die Zeit zurück, in der die nahe Martinikirche entstand und das Areal an der nahen Schlachte aufgesiedelt wurde. Die mittelalterliche Siedlung lag etwa 3 m unter dem heutigen Straßenniveau; das karolingische Schiff wurde sogar in etwa 10 m Tiefe geborgen, so daß man zwischen dem 8. und 11. Jh. mit einer erheblichen Oberflächenveränderung rechnen muß. Es ist in diesem Zusammenhang auch wahrscheinlich, daß die Wachtstraße als künstlicher Damm die verwilderte Uferzone als Zugang zur Fähre bzw. (seit der Mitte des 13. Jhs.) zur Brücke durchquerte. – Eine wichtige Ergänzung zu diesem Grabungsbericht ist der Aufsatz von Karl-Ernst Behre über *Die ältesten Funde von Nahrungspflanzen aus dem Mittelalter Bremens* (*BremJb.* 70, 1991, 207–227). Diese stammen aus Kloaken des 13. bis 15. Jhs., aber auch des 16. bis 18. Jhs. Schon für das 13. Jh. zeigt sich eine große Vielfalt bei

den Getreidearten; beim Obst fanden sich sowohl gezüchtete als auch gesammelte Früchte. Feldfrüchte und Gemüse sind wegen der Vergänglichkeit nicht nachweisbar. Aus dem Import stammten Pfeffer und Feigen (schon um 1200!). Die Quantifizierung der einzelnen Nahrungsflanzen ist in einem weiten Rahmen möglich. Der Historiker, der seine Kenntnisse über Nahrungsmittel im Mittelalter im allgemeinen aus Akten des Handels (etwa den Haushaltsrechnungen der Klöster und Stifte), nicht aber aus den Unterlagen von Privathaushalten gewinnt, ist über die Ergänzung aus biologischen Befunden dankbar. H. Schw.

Die sorgfältige Arbeit von Adolf E. Hofmeister über *Die Gründung von Stuhr – eine Siedlungsgründung der Stauferzeit* (BremJb. 70, 1991, 17–39), die sich vor allem mit der Rechtsgrundlage der Siedlung im Niederungsgebiet bei Bremen durch den Ministerialen Friedrich von Mackenstedt beschäftigt, berührt auch einen wichtigen Akzent der frühen Stadtgeschichte Bremens, das einen Teil seiner wirtschaftlichen Bedeutung durch die Erschließung des Umlandes seit dem 12. Jh. gewann und dessen bürgerliches Rechtsverständnis wohl durch die freie Erbleihe der Siedler beeinflusst wurde. H. Schw.

Der von Heide Gerstenberger bearbeitete Sammelband *Von Land zu Land; aus der Geschichte Bremischer Seefahrt* (Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Bd. 14, Bremen 1991, Edition Temmen, 192 S., mehrere Abb.), enthält nur in einem Beitrag Hansegeschichtliches: Ulrich Welkes Untersuchung unter dem seltsamen Titel *Von der Kunst der Seefahrt zu Handel und Schiffahrt* (11–75), als ob es zunächst „Seefahrt“ als „Kunst“, dann „Handel und Schiffahrt“ ohne „Kunst“ gegeben habe. Vf. will deutlich machen, daß sich die „Herrschaft der Kapitäne“ nicht aus den technischen Erfordernissen der Seefahrt, sondern „aus den Besonderungen des Transports vom Handel“ ergeben habe. In verständliches Deutsch übertragen heißt das: Durch den Übergang von Ruder- zu Segelschiffen wurde die Schiffahrt zu einer Angelegenheit von Handelspartnern, die nicht mehr selbst zur See fuhren und daher den „Kapitän“ zum Schutz des Privateigentums (Schiff und Waren) benötigten. Noch in der „Hansezeit“ soll der Schiffer (neben dem Reeder) immer (!) Miteigentümer des Schiffes gewesen sein, bisweilen auch Anteile an der Fracht gehabt haben. Es habe sich nun eine Rechtfertigungspflicht des Kapitäns gegenüber den (Mit-)Reedern und Befrachtern entwickelt. Später, als der Kapitän als Mit-Reeder und Mit-Befrachter ganz ausgeschieden sei, habe man ihn mit Pflichten und Rechten überhäuft, so daß „die Kapitäns Gewalt . . . als entfesselttes Machtmonopol“ entstanden sei. In dieser zugespitzten Formulierung, die allenfalls als Diskussionsbeitrag Bedeutung hat, schwingt klassenkämpferische Ideologie mit. Es bedarf noch intensiver Quellenarbeit, um zu allgemeingültigen Ergebnissen zu kommen. Dabei stellt sich vor allem die ältere Zeit, in der vieles gewohnheitsrechtlich und ohne Schriftlichkeit geregelt war, als besonders problematisch dar. Die Schiffsrechte seit dem 16. Jh. vermitteln zwar den Eindruck, als ob neuerdings das Verhalten von Kapitänen und Schiffsvolk bis in alle Einzelheiten und mit großer Strenge geregelt werde; es fragt sich aber, ob das kodifizierte Recht nicht etwa seit langem geltendes Gewohnheitsrecht fixierte. Zudem wäre zu untersuchen, ob es nicht zwischen geschriebenem und ausgeübtem Recht Unterschiede gab (Vf. weist auf dieses Problem hin, doch wären Recherchen auf breiterer Basis erforderlich; ein paar spektakuläre Kriminalfälle reichen da nicht!). Sicher spielte die Entwicklung der Schiffstechnik (Rudern,

Segel, Dampf, Schiffsgröße, Fahrzeiten usw.) für die Ausbildung von Bordhierarchien eine Rolle, es war auch von Bedeutung, wie eng der Eigentümer von Schiff und Ware mit der Schifffahrt verbunden war. Bei den Kapitänsrechten war aber zunächst sicher entscheidend, daß sich das Seeschiff oft Monate außerhalb des heimischen Rechtskreises befand, an Bord aber kein rechtsfreier Raum zugelassen werden konnte. Ob Ruderboot, Segelschiff oder Dampfer – die Disziplinargewalt des Kapitäns hat es immer gegeben, es fragt sich nur, nach welchem Recht er urteilte. Die Schiffsrechte bezogen sich auf Modalitäten, die speziell die Seefahrt betrafen (etwa Desertion, Verhalten an Bord). Es gab aber auch „normale“ Straftaten wie Diebstahl, Mord usw., wobei sich dann fragt, ob diese nicht nach dem Recht des Heimatortes bestraft wurden, wobei in eiligen Fällen der Kapitän Richterfunktionen wahrgenommen haben könnte. Je größer und komplizierter die Schiffe wurden, desto stärker differenzierten sich die Rechte und Pflichten des Kapitäns (Vf. interpretiert das als Machtanmaßung des kapitalistisch organisierten Handels); dennoch reduzierten sich seine Strafbefugnisse angesichts verkürzter Fahrzeiten und eines organisierten Konsularwesens. Die Interpretation des Kapitäns als Kreatur eines fortgeschrittenen Kapitalismus, ist Glaubenssache. – Eine andere vom Vf. ausführlich behandelte Frage ist die nach der Beziehung des Handels zu See- und Landraub. Vf. formuliert das Verhältnis zugespitzt so, daß der jeweilige Handelskonkurrent („Bereicherungskonkurrent“) als „Freibeuter“ deklariert wurde. Da Vf. einseitig und ausgiebig aus Gerichtsakten zitiert, wird der Eindruck gefördert, daß sich auch der „Handel“ nur als Raub und Mord unter Konkurrenten abspielte; aber hier werden kriminelle Einzelfälle hochstilisiert. Dagegen ist eindeutig, daß die im Nequambuch zusammengestellten Fälle als Verstöße gegen geltendes Recht aufgefaßt und entsprechend behandelt wurden. Die „Normalität“ des Handels war anders, wobei es freilich auch Zeiten gab, in denen sich die Fälle von See- und Landraub häuften. Es gab viele Berufungen auf die „königliche Straße“ sowie Schutz- und Handelsverträge, und es wurden durch friedlichen Handel, der ja im wesentlichen in Kauf und Verkauf bestand, große Gewinne erzielt; auch gibt es eine Fülle von Berichten über Land- und Seereisen, die sich friedlich vollzogen. Raub und Mord waren Ausnahmen. Ähnlich einseitig sind die Schlüsse des Vfs. aus Negativquellen über Handelspraktiken: Zunächst hätten die Kaufleute, die auf den Schiffen reisten, die Ware beim Handelsvorgang noch selbst prüfen können; dann aber habe der „abstrakte“ Handel mit Spekulationen und Betrügereien eingesetzt, als ob es keine prüfenden Faktoren der Kaufleute, auch Qualitätsgarantien der Gilden und Zünfte gegeben habe. Die Basis war der Verkehr zwischen Handelspartnern, die zueinander Vertrauen hatten, was Betrügereien nicht ausschloß. – Die Arbeit besteht im großen und ganzen aus einer Kompilation von Quellen mit einer Neigung, das Exzeptionelle zur Regel zu machen. Hier und da wird die einschlägige Literatur eingearbeitet. Die Übersicht über das Material geht bisweilen bei der breiten Schilderung unwichtiger – oft zufälliger – Details verloren. Wenig hilfreich sind die nichtssagenden Kapitelüberschriften wie „Vom Probieren zum Spekulieren: Veränderungen auf dem Trockenem“, „Wie Wasser zu Wein wird“, „Eine neue Regierung wird gemacht“, „Eine Ordnung ohne Ort“, „Die Orte“ usw. Die Notwendigkeit einer Überarbeitung zeigt sich auch an manchen Lese- und Druckfehlern: So muß es S. 7 statt „Hammersluck“ Hammersbeck, S. 12 statt „Sandfelde“ Sandstedt, S. 32 statt „Rats-Dunkelbücher“ Ratsdenkelbücher heißen. Der Wert der Arbeit besteht darin, daß in provozierend zugespitzter Weise wichtige Probleme angespro-

chen werden; der Nachteil ergibt sich aus der Bevorzugung der Ausnahmen bei der Gewinnung allgemeiner höchst unsicherer Erkenntnisse. *H. Schw.*

Drei wichtige Beiträge zur bremischen Reformationsgeschichte lieferte Ortwin Rudloff (*Hospitium Ecclesiae* 18, 1991, 117–154). Der erste Aufsatz beschäftigt sich mit dem Thema *Johann Timanns Sermon „Von christlicher Freiheit und Menschengeboten“ (1533) und der „Unterricht der Visitatoren“ (1528)* (117–123), wobei die Abhängigkeit des ersten vom zweiten, von Melanchthon verfaßten, Text deutlich gemacht wird. Der „Sermon“ wird mit Recht als Versuch gewertet, nach dem Aufstand der 104 die evangelische Rechtgläubigkeit in Bremen zu dokumentieren und das Verbot katholischer Messen im Dom zu rechtfertigen. – Der zweite Beitrag bringt den Text von *Johann Timanns Von christlicher Fryheyte unde Mynschen Gebaden. Eyn Sermon tho Bremen geprediget 1533* nach dem Lübecker Druck (125–141). Es folgt dann die *Bibliographie der gedruckten Schriften des Bremer Reformators Johann Timann von Amsterdam* (143–154). Sie enthält 11 Werke. *H. Schw.*

Der Briefwechsel des Rates der Stadt Soest mit dem Bremer Rat und den Bremer Predigern Jakob Propst und Johannes Zelst April bis Juni 1532 wurde von Ortwin Rudloff bearbeitet und herausgegeben (*Hospitium Ecclesiae* 18, 1991, 109–116). Dabei ging es um die von Luther vorgeschlagene Übernahme der Soester Superintendentur durch einen der beiden Bremer Prediger, von denen Propst wegen des Aufstandes der 104 Bremen verlassen hatte, sich aber trotzdem an diese Stadt gebunden fühlte. *H. Schw.*

Herbert Schwarzwälder, *Maurermeister Johann Knust über den nördlichen Anbau des Rathauses und über die älteste Börse, 1672* (*BremJb.* 70, 1991, 41–54), hat zwei Gutachten Knusts ausgewertet, die sich im Nachlaß des Bremer Baumeisters Johann Wetzel (1798–1885) befanden und kürzlich durch eine Schenkung an das Staatsarchiv Bremen gelangten. Beide Schriftstücke liefern neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der gen. Gebäude. *V. H.*

MECKLENBURG/POMMERN. Christoph Gerhardt, *Der tierreiche Kalvarienberg. Ikonographische Untersuchungen zu den bemalten Kreuzigungsreliefs in Schwerin, Anklam, Ratzeburg und Lübeck* (in: „Waltende Spur“. Festschrift für Ludwig Dencke, hg. von Heinz Rölleke, Schriften der Brüder Grimm-Gesellschaft, Bd. 25, Kassel 1991, 34–87). Die vier Sandsteinaltäre, deren Datierung unsicher ist, die aber wohl im ersten Drittel des 15. Jhs. entstanden sind und von denen der Anklamer Altar der älteste, der Schweriner der jüngste und künstlerisch reifste ist, stammen aus der Werkstatt eines Lübecker Meisters. In der kunsthistorischen Forschung ist dem ungewohnten Tierreichtum der Darstellungen bisher kaum Aufmerksamkeit geschenkt worden. Vf. geht nun davon aus, daß die „Tiere . . . nicht in erster Linie Zeichen des soviel beschworenen neuen Wirklichkeitssinns im Spätmittelalter, nicht primär Ausdruck eines neuen Verhältnisses zur Natur und geänderter Wirklichkeitsauffassung . . .“ (35) sind, sondern „immer noch und zuerst ‚Zeichen‘ im ‚Buch der Natur‘, deren spirituellen Sinn es zu erschließen gilt“ (36). Diesen sieht Vf. in der Gefährdung der Kirche durch Häretiker und Ketzer, denn wie Fuchs und Eber den Weinberg (Gottes) unterhöhlen, so zerstören Ketzer und Häretiker die Einheit der Kirche, die/den der am Kreuz gestorbene Christus mit seinem Blut benetzt hatte. *V. H.*

Christa Prowatke liefert mit ihrem Aufsatz *Druckt tho Rozstock; Rostocks Buchdruck in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts* eine Studie zur Graphie der Offizin des Ludwig Dietz (1512–1559) (NiederdtJb. 114, 1991, 7–13). Das Rostocker Druckereiwesen begann bereits 1476 (Presse der Michaelisbrüder). Dietz stammte aus Speyer und übernahm in Rostock die bereits bestehende Offizin von Hermann Barckhusen. Es sind 175 Erzeugnisse dieser Druckerei bekannt, darunter waren neben vielen theologischen Werken und Amtsdrucksachen auch zwei Ausgaben des Reineke Fuchs. Die Untersuchung der Vf.in orientiert sich an 10 niederdeutschen Texten zwischen 1516 und 1540. Berücksichtigt werden dabei: Interpunktion, Majuskelgebrauch, Darstellung der Vokale, Dehnungen und Umlaute. Die Druckschrift der Dietz-Offizin hielt sich im großen und ganzen im ost-niederdeutschen Rahmen. Als Einflüsse werden angenommen: überregionale Schreibtradition, Normen der Druckerei, Besonderheiten von Setzern und Korrektoren, theoretisch-wissenschaftliche Orthographie. Autorenspezifische Einflüsse waren offenbar gering. Die Arbeit stellt verhältnismäßig einfache Sachverhalte recht kompliziert dar. *H. Schw.*

Demmin – eine Hansestadt? fragt Heideleore Böcker (BaltStud. N.F. 77, 1991, 7–18) und wirft damit eine Frage auf, die in der älteren Forschung lediglich im Hinblick auf den Zeitpunkt, von dem an Demmin als Hansestadt zu gelten hatte, strittig war. Vf.in kann zeigen, daß die an Peene, Trebel und Tollense gelegene Stadt zwar die Kriterien erfüllte, die die hansestädtische Qualität einer Kommune zur Voraussetzung hatte (Verkehrslage, Wirtschaftskraft, politisch-rechtliche Autonomie), sie läßt aber auch keinen Zweifel daran, daß die Stadt, vor allem seit den 60er Jahren des 14. Jhs., im vorpommerschen Raum deutlich im Schatten der bedeutenderen Plätze Stralsund und Greifswald stand. Die Frage, ob Demmin nun als „Hansestadt“ oder (nur) als „hansische Stadt“ einzustufen sei, läßt Vf.in mit guten Gründen offen. Nach Ansicht des Rez. bestätigen die Ausführungen der Vf.in die seit längerem gehegten Bedenken gegenüber dem Erkenntniswert einer formalistischen Hierarchisierung der zu Hanse gehörenden Städte. *V. H.*

BRANDENBURG/THÜRINGEN/SACHSEN. *Brandenburgisches Namenbuch*, Teil 7: Gerhard Schlimpert, *Die Ortsnamen des Kreises Jüterbog-Luckenwalde* (Berliner Beiträge zur Namenforschung, Bd. 8, Weimar 1991, Böhlau, 251 S., 4 Ktn., 1 Ortsplan). – Im Abstand von zwei Jahren (vgl. zuletzt HGbl. 109, 1991, 169 f.) ist ein weiterer Band dieses Werkes erschienen, der die Ortsnamen des Kreises Jüterbog-Luckenwalde am Südwestrand der ehemaligen preußischen Provinz Brandenburg (Grenzen von 1900) behandelt. Die Gliederung des Bandes entspricht den bisherigen Teilen. Dazu gehört die für Historiker besonders wichtige siedlungsgeschichtliche Einleitung: den *Abriß der Besiedlungsgeschichte des Niederen Flämings* hat Günter Mangelsdorf verfaßt (7–39). Die slawische Siedlung, vornehmlich aus dem 8.–10. Jh., nach dem heutigen Stand der archäologischen Forschung nur unscharf erfaßbar, hatte im Bereich der Nuthe ihr Zentrum, während die Hochfläche des Niederen Flämings westlich davon offenbar von ihr unberührt blieb und die Sprachgrenze zwischen dem Niedersorbischen und dem Polabischen bildete. Vermutlich gelangte das Gebiet vorübergehend bereits im Zusammenhang mit der Eroberung Brandenburgs 928/929 unter deutsche Herrschaft, endgültig 1157. Unter dem Erzbischof von Magdeburg erfolgte bald eine rege Siedlungstätigkeit mit Jüterbog als Mittelpunkt, an der neben Deutschen und Flamen auch einheimische Sla-

wen teilnehmen, wobei sie in den Städten zumindest im 15. Jh. gewissen Beschränkungen unterlagen. Der Entwicklung von Jüterbog widmet M. besondere Aufmerksamkeit. Insgesamt bietet er einen Überblick der Siedlungsgeschichte des Gebietes und weist Forschungsdefizite aus. – Der umfangreichste und wichtigste Teil beinhaltet die Erklärung der Namen mit zahlreichen Belegen und Nachweisen, zunächst von Landschaften und Territorien, dann vor allem von Städten, Dörfern, Ortsteilen, Wohnplätzen und Wüstungen (216 Nummern), von Siedlungen, Gütern, Mühlen u.ä. (19 Nummern), auch von Flurnamen, die (möglicherweise) Wüstungen bezeichnen (44 Nummern), schließlich einfache Flur- sowie Gewässernamen. Teil III enthält eine genaue linguistische Auswertung des slawischen wie deutschen Namensmaterials. Von den 152 mittelalterlichen Siedlungsnamen des Gebietes sind etwa 45 slawischer Herkunft (vor allem in Flußniederungen lokalisiert), 19 slawisch-deutsche Mischnamen. Eine Reihe von Ortsnamen sind offenbar aus benachbarten Gebieten im Westen und Süden hierher übertragen worden (207–209). Der Band schließt in seiner zuverlässigen Bearbeitung nahtlos an die vorangegangenen Teile an. H. W.

Das 1930 begründete *Wichmann-Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin*, das nach dem Kriege von 1954 bis 1975 der Kirchenhistoriker Bernhard Stasiewski herausgegeben hat, hat unter der Herausgeberschaft von Kaspar Elm eine neue Folge begonnen (Neue Folge 1, XXX.–XXXI. Jg. 1990–1991, Morus Verlag, Berlin 1990, 135 S.). Der erste Band enthält zwei Berichte und sieben Aufsätze, von denen vier kurz erwähnt seien: Dietrich Kurze behandelt den Zusammenhang von *Christianisierung und Kirchenorganisation zwischen Elbe und Oder* (11–30) und damit einen wichtigen Aspekt der Kirchengeschichte Brandenburgs bis ins späte 12. Jh. (von den 115 im Text angekündigten Anmerkungen sind nur 100 abgedruckt!). Peter Kurmann, *Zur mittelalterlichen Sakralbaukunst in der Mark Brandenburg* (31–47), zeigt architekturgeschichtliche Verwandtschaften mittelalterlicher Kirchenbauten des brandenburgischen Raumes auf, z.B. des Langhauses der Zisterzienserklsterkirche Lehnin mit dem Osnabrücker Dom. Gerd Heinrich, *Neue Kirchenordnung und „stille“ Reformation. Die Residenz Berlin-Cölln, der Landesfürst und die „Luthersache“* (49–68), untersucht die geistliche und geistige Situation in Berlin-Cölln und anderen brandenburgischen Städten sowie die Verhältnisse am kurfürstlichen Hof und dessen Beziehungen zur städtischen Bürgerschaft in der Vorreformations- und Reformationszeit. Walter Ziegler, *Klosteraufhebung im Zeitalter der Reformation in der Mark Brandenburg* (69–87), stellt die sehr unterschiedliche Reaktion der Klöster (auch desselben Ordens) auf die reformatorische Bewegung dar. In einer Tabelle hat er – nach Orden gegliedert – die Klöster in Kurbrandenburg zusammengestellt und ihr Schicksal in der Reformationszeit vermerkt. H. W.

Studien zur älteren sächsischen Handwerksgeschichte, hg. von Karl Czok und Helmut Bräuer (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philol.-hist. Kl., Bd. 130, H. 6, Berlin 1990, Akademie-Verlag, 100 S.). – Das Bändchen enthält drei Arbeiten. Katrin Keller, *Handwerkeralltag im 16. Jahrhundert. Zu grundlegenden Lebensverhältnissen von Meistern der Leipziger Leder- und Textilhandwerke* (8–49, 8 Abb.), hat die Ergebnisse ihrer Dissertation „Zu materiellen Lebensverhältnissen kleiner gewerblicher Warenproduzenten am Beginn der Übergangsepoche vom Feudalismus zum Kapitalismus (Ende des 15. bis Anfang

des 17. Jahrhunderts) – dargestellt am Beispiel von Leder- und Textilgewerben in Leipzig“ zusammengefaßt, die auf Auswertung umfangreicher einschlägiger Leipziger Quellenbestände beruhen. Der Beitrag enthält viele interessante Erkenntnisse über die Lebensverhältnisse der Handwerker im Beruf und in der Familie, ihren Besitzstand und ihre Stellung im öffentlichen Leben. Acht sozio-topographische Pläne zeigen die Verteilung einzelner Berufsgruppen in Leipzig: manche waren auf einzelne Straßen konzentriert, andere auf große Teile der Stadt verteilt. – Helmut Bräuer, *Das zünftige Handwerk in Sachsen und die „Landes-Oeconomie, Manufactur- und Commerzien-Deputation“ im 18. Jahrhundert* (50–84), untersucht das Verhältnis von zünftigem Handwerk und aufstrebender Manufaktur und die Tätigkeit der 1764 in einer Wirtschaftskrise Sachsens eingerichteten „Landes-Oeconomie, Manufactur- und Commerzien-Deputation“, die sich auch mit der Handwerksproblematik befaßte und sie in dieser Zeit des strukturellen Umbruchs zu steuern versuchte. – Unter anderem Aspekt behandelt Heidrun Wozel die Beziehungen zwischen Zunft Handwerk und Manufaktur, nämlich *Ausbildungsprobleme zwischen Handwerk und Manufaktur* – dargestellt anhand Dresdner Archivalien (85–100). Der Beitrag steht in Zusammenhang mit ihrer Dissertation über „Arbeit und Brauch Dresdner Handwerksgesellen und Manufakturarbeiter zwischen 1760 und 1830. Ein Beitrag zur Erforschung der Lebensweise vor- und frühproletarischer Schichten, dargestellt am Beispiel von Nahrungsmittelgewerbe und Textilproduktion“ (phil. Diss. Berlin 1985) und zeigt, in welcher Weise das Handwerk als Vorbild für die neue Produktionsart diente. H. W.

WESTEUROPA

(Bearbeitet von *Natalie Fryde* und *Petrus H.J. van der Laan*)

NIEDERLANDE. *Zwölse Regesten IV: 1451–1475*, hg. von F.C. Berkenvelder (Zwolle 1991, Uitgeverij Waanders, 576 S.). – Nach den Teilen I–III für die Zeit von 1350 bis 1450 (erschienen zwischen 1980 und 1986; vgl. HGBll. 100, 1982, 245; 106, 1988, 285 f.) liegt jetzt, trotz des Wegfalls der Fördermittel, die nur für die Periode von 1350 bis 1450 bestimmt waren, ein neuer Teil vor. Der Verlag will die Serie auf eigene Kosten bis 1500 fortsetzen. Mit diesem Projekt werden die Urkunden zur Geschichte Zwolles bis 1500 in Form von oft ausführlichen Regesten im Druck zugänglich gemacht. Die fast 700 Regesten des neuen Bandes betreffen die Geschichte der Stadt Zwolle, städtischer, darunter auch geistlicher Einrichtungen, und einzelner Personen. Zumeist geht es um städtische oder regionale Angelegenheiten, wobei die Aussteller der Urkunden oft die Schöffen oder die Richter der Stadt sind; es kommen aber regelmäßig auch Privaturkunden vor. Die bearbeiteten Stücke befinden sich in der Hauptsache im Stadtarchiv Zwolle selbst, aber auch in den Stadtarchiven der übrigen IJsselstädte sowie in den Reichsarchiven Overijssel und Utrecht – letzteres bewahrt die bischöflichen und Kapitelsarchive. Die Regesten enthalten neben dem vollständig wiedergegebenen sachlichen Inhalt alle Personennamen und topographischen Bezeichnungen, die in der jeweiligen Urkunde genannt werden. Den Band erschließt ein Index, der die Nachnamen (Familiennamen, Herkunftsnamen, Berufsbezeichnungen und Patronyme), die Vornamen (meistens von Frauen, deren Nachname nicht genannt ist, die als Ehefrau oder Wit-

we erwähnt sind) und die Bezeichnungen, die die Topographie außerhalb Zwolles und die in der Stadt betreffen. Bei letzteren fallen die vielen Nennungen der Kirchen und Klöster, besonders des Fraterhauses und des Klosters St. Agnietenberg, auf. Der vorliegende Band enthält keine erklärenden Fußnoten; es werden aber innerhalb der Regesten die topographischen Namen erläutert, ebenso im Index. Hansebetreffende kommen in diesem Band kaum vor; der Index enthält jedoch Hinweise auf Urkunden, in denen benachbarte westdeutsche Orte genannt werden. So gibt es verschiedene Hinweise auf die Bistümer Köln und Münster, und zwar in Verbindung mit der Herkunft bestimmter Geistlicher; erwähnt sei auch der Hinweis auf die Abtei Essen, die gewisse Rechte an in der Nähe von Zwolle gelegenen Gütern besaß. *v. d. L.*

Maandrekening van Zwolle 1441, hg. von F. C. Berkenvelder, unter Mitarbeit von W. A. Huijsmans (Uitgaven van het Gemeentearchief van Zwolle, Bd. 18, 1991, 231 S.). – Die schon zur Tradition gewordene jährliche Herausgabe einer „Maandrekening“ der Hansestadt Zwolle wird fortgesetzt mit der Rechnung für das Jahr 1441; nach der zuletzt herausgegebenen von 1439 (vgl. HGBll. 109, 1991, 174) fehlt die von 1440. Lücken in der Reihe der Monatsrechnungen, die ab 1399 (hg. 1970) überliefert sind, kommen bis 1440 häufig vor; ab 1441 ist die Reihe aber wieder lückenlos erhalten. Wie gewöhnlich, geht dem Text der Rechnung in der Ausgabe eine Einleitung mit Informationen über die Monatsrechnungen voraus. Am Schluß sind einige Beilagen aufgenommen worden. Die erste betrifft die Umrechnung von Münzen. Die folgende enthält eine Umrechnung der „politischen“ Monate in Zwolle. Hier begann das „politische“ Jahr am 25. Januar und zählte dreizehn Mal vier Wochen. Der Reihe nach amtierten zwei der zwölf Schöffen vier Wochen lang als Bürgermeister. Zugleich besetzten die beiden eines der sechs Verwaltungämter für die Dauer des gesamten Jahres. Die zwei Kämmerer, die mit der Verwaltung der städtischen Finanzen befaßt waren, waren dreimal im Jahr Bürgermeister. In der dritten Beilage findet man die Liste der Mitglieder des Magistrats von Zwolle aus dem Jahre 1441. In der Monatsrechnung werden die Einnahmen und Ausgaben nach den „politischen“ Monaten verzeichnet und am Ende des Jahres zusammengerechnet. In die Jahresrechnung, die nur unvollständig erhalten ist, wurden die Posten der Monatsrechnung in kurzer Form übernommen. *v. d. L.*

Brügge-Colloquium des Hansischen Geschichtsvereins, 26.–29. Mai 1988. Referate und Diskussionen, hg. von Klaus Friedland (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N.F. Bd. 36, Köln 1990, Böhlau, 152 S.). – In seiner Einführung legt Jan A. van Houtte dar, daß die neun Referate, die anlässlich des Kolloquiums gehalten wurden, sich auf vier Hauptthemen verteilen: die örtliche Topographie von Handel und Schifffahrt in Brügge, die Struktur und die Formen des Waren- und Zahlungsverkehrs, die auf dem Brügger Markt vertretene Kaufmannschaft und die geistige Umgebung des Hansischen Kaufmanns. – Marc Ryckaert, *Geographie eines Weltmarktes: Handel und Stadtopographie im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Brügge* (3–12), behandelt die Wechselwirkung zwischen der maritimen und der kaufmännischen Tätigkeit und Topographie von Brügge resp. den Spuren, die davon in den Stadtgrundrissen noch zu finden sind. Berücksichtigt werden die Wasserläufe, die Häfen, die Landwege und die Lage der Handelsviertel. Im 14.–16. Jh. konzentrierte sich die internationale Handelsaktivität entlang der Achse Markt - Kranplatz - Großer Zoll. Dort stand seit 1456 das Osterlingen- oder Hanseatenhaus;

vorher diente das Karmeliterkloster als Versammlungsort der hansischen Kaufleute. – André Vandewalle, *Hafen und Hafenarbeit im spätmittelalterlichen Brügge* (13–24), informiert über das Löschen, Laden, Wiegen und Messen sowie die Arbeit der Träger im Hafen, am städtischen Kran, an der Zollhauswaage, in der Wasserhalle und in der Tuchhalle. Im 15. Jh. gab es Auseinandersetzungen zwischen den Hansekaufleuten und den Weinschrötern wegen deren Stellung und Entlohnung. Wein war ein wichtiger Importartikel in Brügge, vor allem der von Kölner Weinhändlern herangeführte Rheinwein. – Wim Blockmans, *Handelstechniken in Flandern und Brabant im Vergleich mit denjenigen der Hanse, 14.–15. Jahrhundert* (25–32), lenkt die Aufmerksamkeit auf die einheimischen, privaten Geldwechsler in Flandern und Brabant. Ihre vorrangige Aufgabe bestand natürlich im Geldwechsel, aber sie betätigten sich auch im Geld- und Münzhandel, im Depositen-, Giro- und Kreditgeschäft, vor allem im 14. Jh. Vf. macht auf die unterschiedliche Stellung der Wechsler in Gent und Brügge, in Flandern und Brabant aufmerksam. Im Laufe des 15. Jhs. verschwanden die einheimischen Wechsler in Flandern fast vollständig, wo seitens der Obrigkeit eine gut organisierte Steuer- und Münzverwaltung entwickelt worden war und die Bankiersaufgaben zunehmend von Lombarden und italienischen Kaufleuten übernommen wurden. In Brabant behielten die einheimischen Wechsler länger eine feste Position, weil sie hier in die herzogliche Steuererhebung eingebunden waren. – Harald Witthöft, *Von der mittelalterlichen Handhabung des Gewichts in Nordeuropa - Brügge in Flandern* (33-68), unterstreicht die Bedeutung der Metrologie für die Wirtschaftsgeschichte und die Numismatik. Vf. konzentriert sich auf das flämische, insbesondere das Brügger Gewichtswesen, das „als Medium des Vergleichens und Kontrollierens“ (38) fungieren konnte zur Überprüfung der eigenen Gewichte, welche die fremden Kaufleute nach Brügge mitnahmen. Die Ergebnisse der aufgrund des Quellenmaterials errechneten metrischen Äquivalente der Unzen-, Mark- und Pfundgewichte sowie der Münzen und Münzgewichte sind dem Aufsatz in tabellarischer Form beigegeben. – Rolf Sprandel, *Die strukturellen Merkmale der hansischen Handelsstellung in Brügge* (69–81), sieht in Brügge das Zentrum eines Systems von Dreieckshandelsbeziehungen im Hansegebiet, die z.B. von Nord- und Mitteldeutschland über Lübeck nach Brügge und von dort wieder zurückverlaufen, wobei die Bezahlung mit Hilfe von Wechslern eine Rolle spielte. Als weiteres Charakteristikum nennt Sp. den Privilegienhandel, d.h. den Handel, der sich auf Privilegien stützte, die bestimmte Kaufleutegruppen und Städte innerhalb der Hanse zugunsten ihres Handels in Brügge erwarben, und den Korporationshandel, der die Funktion eines Zwangskartells annahm. Bei letzterem geht es nicht allein um das von den Landesherren verliehene Stapelrecht der Stadt Brügge, sondern auch um den Hansestapel. Ein weiteres Kennzeichen des Hansehandels ist schließlich auch die typische hansische Handelsgesellschaft, deren besondere Züge Sp. anhand der bekannten Handelsbücher hansischer Kaufleute aufweist. – Hubertus Menke, *„Het Soete Land Waes“. Flandern als sprachliche und literarische Mittlerlandschaft* (83–102), sieht in dem zweisprachigen Flandern, wo das Französische vor allem die Sprache des gräflichen Hofes und der Ritterschaft war, den „natürliche(n) Vermittlungsraum der höfischen Kulturbewegung“ (93) zwischen dem französischen Kulturraum und den deutschen Gebieten, besonders im Hinblick auf die aus Frankreich stammende Literatur, die über Flandern ihren Weg nach Osten nahm. Diese „höfische“ französische Literatur fand über die Niederlande durch Übersetzung oder durch die Übernahme niederländischer Vorbilder oder sprachlicher Elemente Eingang in die deutsche Kulturwelt, wobei die Hansekaufleute und das Brügger Hansekontor für die Verbreitung sorgten. – Werner Paravicini, *Lübeck*

und Brügge, *Skizze einer Forschungsaufgabe* (103–120), nennt die Themenbereiche in den Beziehungen zwischen Lübeck und Brügge oder allgemeiner der Hanse und Flandern, in die durch erneutes Studium der einschlägigen Quellen neues Licht gebracht werden könnte. So ist z.B. wenig bekannt über die quantitative Bedeutung des Flandernhandels für die Hanse. Weitere Themen sind die Anwesenheit von Kaufleuten aus Brügge in Lübeck und umgekehrt von Lübeckern in Brügge, die kirchlichen Beziehungen, die Verbindungen auf den Gebieten der Kunst und Literatur, die Finanzbeziehungen, schließlich auch die Beziehungen der Verwaltungen beider Städte untereinander und zum Brügger Hansekontor. – Pierre Jeannin, *Der „Livre des métiers“: das älteste vielsprachige Kaufmannslexikon* (121–130), behandelt die zahlreichen Übersetzungen, Umarbeitungen und Anpassungen dieses französisch-flämischen Konversationshandbuchs, das wahrscheinlich aus der Zeit um 1340 stammt. Das Buch ist unter den Bezeichnungen: Gesprächsbüchlein, „vocabulaire“ und „dialogues“ bekannt, letztere für die gedruckte französisch-englische Version von etwa 1483; mit Hilfe von Sätzen aus den Bereichen des häuslichen Lebens, der Lebensmittel, des Gottesdienstes und des Berufslebens gibt das Buch dem Kaufmann ein Hilfsmittel für den Umgang mit einer fremden Sprache an die Hand. – Tore Nyberg, *Skandinavisches in den spätmittelalterlichen Niederlanden* (131–146), weist auf die Kontakte dynastischer, kirchlicher und kultureller Art hin, die schon früh zwischen Flandern und Dänemark bestanden. Besondere Aufmerksamkeit widmet er Flandern und namentlich Brügge, als „Umschlagplatz im Geldverkehr“ (132). So war Brügge in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jh. der Zahlungsort der kirchlichen Abgaben, die aus Nordeuropa an den Papst zu entrichten waren; auch andere kirchliche Beziehungen mit Skandinavien liefen über Brügge. Ein zweites Themengebiet ist der Warenverkehr. Aus Brügge kamen vor allem Tuche nach Dänemark, Norwegen und Schweden. Aber erst seit der zweiten Hälfte des 12. Jhs. gab es eine geregelte Ausfuhr aus Dänemark und besonders aus Norwegen nach England und Flandern. Der Teilnahme norwegischer Kaufleute und Schiffer an diesem Außenhandel wurde nach 1350 größtenteils ein Ende gesetzt. Dieser Handel geriet nun in die Hände der Hansekaufleute. Vf. stützt sich bei seinen Ausführungen über den norwegischen Außenhandel hauptsächlich auf die wichtige Dissertation von Arnved Nedkvitne von 1983, die dieses Thema für die Zeit von 1100 bis 1600 behandelt. – Den Sammelband beschließt die von Klaus Friedland zusammengefaßte Diskussion der Vorträge. v. d. L.

Villes et campagnes au moyen âge. Mélanges Georges Despy, hg. von Jean-Marie Duvosquel und Alain Dierkens (Lüttich 1991, Editions du Perron, 837 S.). – Der Sammelband erschien anläßlich der Verabschiedung von Georges Despy von seinem Amt als Direktor des Seminars für Mittelalterliche Geschichte an der Freien Universität Brüssel. Einer Biographie folgen 39 Artikel, von denen hier sechs hervorgehoben seien: Maurice-A. Arnould, *L'industrie drapière dans le comté de Hainaut au moyen âge* (51–69). Das spätmittelalterliche Tuchgewerbe in der Grafschaft Hennegau verdient in der Wirtschaftsgeschichte nächst dem flandrischen einen besonderen Platz. Von den 22 Städten, haben sich 19 – wobei Valenciennes die bedeutendste war – in diesem Gewerbebranchen hervorgetan. Darüber hinaus wurden auch auf dem „platten Land“ und in den Abteien Tuche hergestellt. Tuche aus dem Hennegau fanden internationalen Absatz, auch auf dem deutschen Markt. – Jean-Jacques Hoebanx, *Routes du vin. Quelques itinéraires suivis par des vins*

domaniaux entre le Rhin et le Brabant wallon au XVe siècle (383–404), behandelt ungefähr 60 Routen der Hin- und Rückreise beim Transport von Wein von den Gütern des Kapitels Nivelles (im wallonischen Teil Brabants) in den Tälern von Rhein und Mosel nach Nivelles. Diese Routen sind bekannt aus den „Rhein-Rechnungen“, die jährlich von den Kanonikern erstellt wurden, die als Kommissare in das Rheingebiet geschickt wurden, um bei der Weinlese anwesend zu sein. Beilagen und Karten erläutern die Routen, wobei zugleich Angaben bezüglich der Reisedauer gemacht werden. – Stéphane Lebecq, *Pour une histoire parallèle de Quentovic et Dorestad* (415–428), zeigt die Parallelen auf, die zwischen den „vici“ Quentovic an der Mündung der Canche am Kanal und Dorestad im Rheindelta bestehen. Beide entstanden in der ersten Hälfte des 7. Jhs. und entwickelten sich zu den wichtigsten Häfen und Zollstellen im Schiffsverkehr West- und Nordeuropas mit England. Ihren Höhepunkt erreichten beide in den letzten Jahrzehnten des 8. und den ersten Jahrzehnten des 9. Jhs.; beide gingen um die Mitte des 9. Jhs. unter. – Willy Steurs, *Les phénomènes urbains dans le Brabant septentrional jusqu'aux environs de 1300* (643–651). In Noord-Brabant, dem Teil des alten Herzogtums, der heute in den Niederlanden liegt, gründete der Herzog von Brabant um 1195 die Stadt 's-Hertogenbosch als „ville neuve“; dieser Gründung folgte eine Reihe weiterer „villes neuves“. Die meisten davon blieben kleine Landgemeinden und entwickelten kein städtisches Leben. Ausschlaggebend für die Gründungen waren strategisch-militärische Gründe in dem von den Brabanter Herzögen neu erworbenen Gebiet; doch sollte auch die wirtschaftliche Entwicklung des Gebiets gefördert werden. Im Hauptort 's-Hertogenbosch entstanden im 13. Jh. Metall-, Leder- und Textilgewerbe, deren Erzeugnisse auf die Dauer auch auf den Messen von Antwerpen und Bergen-op-Zoom sowie auf den flämischen, Kölner und skandinavischen Märkten gehandelt wurden. – Raymond van Uytven, „Poort“: *une contribution à la lexicographie urbaine* (747–762). Vor allem diplomatischen Quellen des 13. und 14. Jhs. entnimmt Vf. eine große Anzahl von Stellen, an denen das niederländische Wort „poort“ (oder „poert“, „port“) in der Bedeutung von „Stadt“ verwendet wird. Der Gebrauch von „poort“ blieb auf Flandern, Holland und Zeeland und die westbrabantischen Quartiere von Antwerpen und Brüssel beschränkt. Das Wort „poorter“ für „Bürger“ drang etwas weiter vor. Das Wort „stad“ oder „stede“ war gegen Ende des 13. Jhs. in den östlichen Teilen des niederländischen Sprachraums im Gebrauch und breitete sich erst durch die Handelsbeziehungen in die großen Städte im Westen aus. Noch in den ersten Jahren des 14. Jhs. bezeichnet das Wort „poort“ hauptsächlich kleinere Städte; die großen hießen zumeist „stad“. Diese Bedeutung ging auf die Dauer auch auf die kleineren Städte über. Abgeleitete Begriffe wie „poorter“, „poortrecht“ und dergleichen blieben länger im Gebrauch. Vf. bestreitet zu Unrecht die Bedeutung von „gemene poorte“ im eingeschränkten Sinn als eine Gruppierung der städtischen Führungsschicht, die über bestimmte politische Rechte verfügte, wie sie 1360 in Amsterdam vorkam; er glaubt, darin die gesamte Bürgerschaft sehen zu müssen. – Masahiko Yamada, *Le mouvement des foires en Flandre avant 1200* (773–789), beschreibt die Entstehung der fünf großen flandrischen Jahrmärkte vor dem Beginn des 13. Jhs., nämlich Ypern, Brügge, Torhout, Rijssel (Lille) und Messines, die der Reihe nach abgehalten wurden. Der Jahrmarkt von Brügge wurde im Jahre 1200 von dem flandrischen Grafen eingerichtet als Abschluß eines aufeinander abgestimmten Systems von Jahrmärkten. Diese Entwicklung wurde durch die Wirtschaftspolitik der flandrischen Grafen Dietrich und Philipp von Elsaß vor allem in den Jahren 1160–1180 gefördert.

v. d. L.

B. R. de Melker, *Het oudste stadsrecht van Aardenburg* (Archief van het Koninklijke Zeeuwsch Genootschap der Wetenschappen 1990, 1–43), macht wahrscheinlich, daß das Städtchen Aardenburg in Zeeländisch-Flandern (NL) kurz vor 1187 von dem flandrischen Grafen Philipp von Elsaß Stadtrechte erhalten haben muß. Dieses älteste Stadtrecht ist in der Aufzeichnung der Aardenburger Straf- und Strafprozeßrechte („consuetudines“) überliefert, in einer zwei Meter langen Rolle, die zwischen 1328 und 1330 beschrieben worden ist und im Archiv der Grafen von Flandern im Reichsarchiv in Gent aufbewahrt wird. Das Aardenburg verliehene Recht ist indirekt dem Brügger Recht entlehnt. Vf. liefert als Beilage eine textkritische Ausgabe der „Consuetudines Ardenburgensium“ und einen Vergleich dieses Textes mit der „Grote Keur“ von Brügge, die der gen. Graf 1165–1177 im Zusammenhang der Verleihung von Rechten an die sieben vornehmsten Städte seiner Grafenschaft aufrichtete; diese Rechte galten später als Vorbilder für die Privilegierung der kleineren Städte. Auffallend ist dabei das Bestreben des Grafen, zugunsten seiner Wirtschaftspolitik die Autonomie der Städte zu beschränken. *v. d. L.*

ENGLAND. T. H. Lloyd, *England and the German Hanse. A Study of their Trade and Commercial Diplomacy, 1157–1611* (Cambridge 1991, Cambridge University Press, 401 S., 19 Tab.). – Seit J. M. Lappenberg (1851) hat niemand es mehr gewagt, eine Geschichte der Hanse in England zu schreiben. Das jetzt vorliegende Buch ist mehr als nur ein „Textbook“ oder eine Zusammenfassung bekannter Auffassungen, sondern es basiert auf neuem Quellenmaterial und bietet neue Einsichten. Dabei bleibt L.s Stärke das späte Mittelalter (1361–1474); für die frühere Epoche bringt er nichts wesentlich Neues. Wenig ergiebig ist der anachronistische Versuch, das Wort „Hanse“ durch seine Verwendung als städtische Korporation in England zu erklären. Daß Köln kein wahres Hansemitglied gewesen sei, wird man L., der selbst viele gegenteilige Beweise anführt, nicht abnehmen können. Die Stärke des Buches liegt in der Darstellung der Beziehungen Englands zu Lübeck, Hamburg und Preußen während des späten Mittelalters, wo es viele neue Informationen bringt. L. beginnt mit dem entscheidenden Vertrag von Stralsund 1370, der klar machte, daß der englische König mit den Organen der Hanse in Deutschland, dem Hansetag, und dem Großmeister und nicht länger mit den Kaufleuten in England verhandeln mußte, was nicht ohne Folgen für die diplomatischen Beziehungen zwischen England und Deutschland blieb. Die drei spätmittelalterlichen Kapitel sind besonders wertvoll. Sie sind jeweils in zwei Teile gegliedert, in denen zunächst die diplomatischen, sodann die wirtschaftlichen Beziehungen erörtert werden. Englische Angriffe auf die früher sehr privilegierten Hansekaufleute werden im Spätmittelalter zum wichtigen außenpolitischen Faktor. In den 70er Jahren des 14. Jhs. verstärkten die englischen Kaufleute ihre Bemühungen, die alten und ziemlich vage formulierten Hanseprivilegien, im Parlament, bei Gericht und in der Stadt London zu untergraben. Die alte Einschätzung des Parlaments von Gloucester von 1378 als ausländerfreundlich wird von L. überzeugend zurückgewiesen. Er differenziert mit Recht zwischen der mäßigen Politik der Hanse und der „hard line“ der Städte Preußens zu diesem Zeitpunkt. Nachteilig für die Hanse wirkte sich auch die Tatsache aus, daß Boston – zugunsten Londons – seine Bedeutung als Handelsplatz verlor, weil London noch ausländerfeindlicher war. Hier bringt L. neues statistisches Material aus ungedruckten Quellen. Glücklicherweise vergißt L. nie, daß der Handel nicht nur direkt zwischen Hanse, Preußen und England, sondern auch über

die Niederlande verlief. Gestützt auf ungedruckte Quellen und ungedruckte Dissertationen betont L. auch die Bedeutung der Hanse für Nord- und Ostengland. Wichtig ist seine vorsichtige Revidierung der Ansicht von Carus-Wilson bezüglich des rapiden Anstiegs der hansischen Ausfuhr englischer Tuche in den 80er und 90er Jahren. Hier wertet er die schwierigen Zollrechnungen mit lobenswerter Umsicht aus. Er kommt zu dem Schluß, daß die Hanse keine ernsthafte Konkurrenz für die Engländer war. Sogar im Baltikum setzten sich die Engländer durch. Im 15. Jh. hatten die englischen Könige erkannt, daß sie durch friedlichen Handel mit Preußen mehr zu gewinnen als zu verlieren hatten, zumal sie z.B. in bezug auf die Einfuhr von Material zum Schiffbau von Preußen abhängig waren. Hansische Schiffe waren außerdem immer wieder – manchmal unfreiwillig – nützlich, z.B. für die Verschiffung englischer Soldaten nach Frankreich im Jahre 1415 für den Feldzug bei Agincourt. Deshalb wurden seitens der Herrscher immer wieder Versuche unternommen, mit der Hanse Frieden zu schließen. Damit beginnt eine lange und meist traurige Geschichte diplomatischer Verhandlungen. L. hat sich sachlich und pragmatisch durch die angehäuften Aktenberge der Hanserezepte und Hanseakten durchgewühlt, ohne doch den Überblick zu verlieren. Immer wieder gingen im 15. Jh. die Hanse und Preußen eigene Wege. Mal war Preußen, mal die Hanse konzilianter. Die Grundlinie aber blieb die gleiche. Herrscher konnten anordnen und machen, was sie wollten: Kauf- und Seeleute nahmen wenig Rücksicht auf die Bemühungen ihrer hohen Herren. Auch Vermittlungsversuche Kaiser Sigismunds im Jahre 1416 führten zu nichts, weil die Rivalitäten zwischen den Kaufleuten und Seeleuten Englands und Deutschlands unüberbrückbar waren – und dies schon lange vor der Gründung der Merchants Adventurers! Durch die Schwäche der Häuser Lancaster 1422–1461 und York 1461–1470 verschlechterten sich die allgemeinen Handelsbedingungen. Aller guter Wille der englischen Könige war wegen mangelnder Durchsetzungsfähigkeit vergeblich. 1449 wurden alle Engländer in Preußen verhaftet. Eine Friedenskonferenz wurde vorgeschlagen und fand auch 1451 statt. L. ist nicht der konventionellen (deutschen) Meinung, daß die Engländer die Verhandlungen sabotierten, um nicht Reparationen zahlen und die Freiheiten der Hanse nicht wiederherstellen zu müssen. Er gibt auch der Sturheit Lübecks eine Teilschuld am Abbruch der Verhandlungen. Die Beziehungen verschlechterten sich gegen Ende der Rosenkriege, als die Hansekaufleute in London im Jahre 1468 verhaftet und ihre Besitzungen konfisziert wurden. Als Rache schafften es hansische Piraten fast, König Edward IV. gefangen zu nehmen, nachdem er durch den Aufstand des Herzogs von Warwick gezwungen war, vorübergehend ins Exil nach Burgund zu segeln. Als jedoch Frankreich Burgund den Krieg erklärte, verbündete sich Karl der Kühne, ein Schwager Edwards IV., mit der Hanse und verhalf Edward IV. zur Rückkehr auf den Thron. Die Ironie der Geschichte wollte es, daß Edward nach England auf hansischen Schiffen zurücksegelte. Um sich für den Krieg mit Frankreich frei zu machen und vielleicht auch um dazu hansische Schiffe und Söldner anwerben zu können, schloß Edward 1474 mit der Hanse den Frieden von Utrecht. Edward IV. beschäftigte sich gezielt und erfolgreich mit Englands wirtschaftlichem Wiederaufbau. Er hielt dazu Frieden mit der Hanse bis zu seinem Tod im Jahre 1483. Die Unterstützung des Hauses York durch die Hanse bedeutete für sie nichts Gutes, nachdem Heinrich Tudor die Krone Englands 1485 erobert hatte. Auf seinem wackeligen Thron war Heinrich nicht in der Lage, die Privilegien der Hanse gegen den Willen der mächtigen Stadt London eindeutig zu bestätigen. Die Hanse wurde

auch von Heinrich VIII. schäbig behandelt. L. analysiert die Gründe für den Angriff Cardinal Wolseys auf hansische Kaufleute im Jahre 1519, den er in nationalen Wirtschaftsinteressen vermutet. Die Hanse konnte nur durch die Bestechung von Wolseys Nachfolger, Thomas Cromwell, wieder Boden gewinnen. 1521 war es aber so weit, daß der Hansetag sich überlegte, ob man nicht den Stalhof räumen sollte. Gerettet wurden die Kaufleute teilweise durch ein rechtzeitiges „Darlehen“ von 1000 Pfund an Heinrich VIII. Gleichzeitig wurden massive Exporte englischer Tuche von einem dramatischen Rückgang der Warenimporte nach England begleitet, was zu einem Verfall der Provinzkontore führte. Auf diesen Exporthandel lauerten die neidischen Merchants Adventurers, die schon seit 1460 mit der Hanse in den Niederlanden rivalisierten. Es dauerte aber noch lange, bevor sie sich zu einem Großangriff auf die hansischen Privilegien in England entschlossen. Sir Thomas Gresham führte die Opposition gegen die Hanseprivilegien, was Ende 1551 zu einem Verbot der hansischen Tuchausfuhr führte. Unaufhaltsam knabberten die englischen Kaufleute an den hansischen Privilegien und Interessen. Zur gleichen Zeit stand die Hanse auch unter dem Konkurrenzdruck der blühenden oberdeutschen Städte. Die Stapelpolitik zog die Engländer zum Herzen der Hanse, erst nach Antwerpen, dann nach Emden und Middelburg und schließlich nach Hamburg, wo sie auch lange nach dem Untergang der Hanse noch blieben. – L.s Buch ist vom englischen Standpunkt geschrieben. Deswegen werden die tieferen Gründe für den Untergang der Hanse, die ohnehin den Rahmen des Buchs sprengen würden, nicht systematisch analysiert. Trotzdem bleibt klar, welchen Verlust an Geschäft und Selbstbewußtsein die Hanse durch die Auseinandersetzungen mit den Merchants Adventurers erlitt. Gleichzeitig zeigt L., welche schicksalhafte Rolle hansische Politik und insbesondere hansische Schiffe in Englands spätmittelalterlicher politischer Geschichte spielten. Trotz L.s erheblicher Leistungen sollte ein Buch über die Hanse in England im Spätmittelalter – aber eher von einem hansisch-preußischen Standpunkt aus – geschrieben werden. Ohne den Hintergrund der Stadtentwicklung und der Territorialpolitik in Norddeutschland bleibt die Hansegeschichte immer noch unvollständig. Es fehlt noch diese dritte Dimension. Wir dürfen gespannt auf das Magnum Opus von Stuart Jenks warten.

N. F.

English Medieval Industries. Craftsmen, Techniques, Products, hg. von John Blair und Nigel Ramsay (London 1991, The Hambledon Press, 405 S., 198 Abb. und Pläne). – Das Buch ergänzt und revidiert das bahnbrechende Werk von L.F. Salzman, *English Industries of the Middle Ages*, das vor 80 Jahren erschien! Es stellt die Ergebnisse der neuesten historischen und archäologischen Funde dar. Bezeichnenderweise sind die Beitragenden nicht aus dem Universitätsbereich, wo in England die mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte mangels Nachwuchs verfällt, sondern es sind Museumsleute. Beiträge stammen von David Parsons (Stein, 1 – 27), Nigel Ramsay, (Alabaster 28–40), John Blair (Purbeck Marmor, 41–56), Ronald F. Homer (Zinn und Blei, 57–80), Claude und John Blair (Kupfer, 81–106), Marion Campbell (Gold, Silber und Edelsteine, 107–166), Jane Geddes (Eisen, 167–188), John Cherry (Keramik und Ziegel, 189–209; Leder, 295–318), Nicholas J. Moore (Backstein, 211–236), R. J. Charleston (Gläser, 237–264), Richard Marks (Fenstergläser, 265–294), Penelope Walton (Textilien, 319–354), Arthur MacGregor (Knochen und Horn, 355–378), Julian Munby (Holz, 379–405). Die Beiträge sind von hoher Qualität. wenn ihre Vorteile natürlich in ganz verschiedenen Richtungen

liegen. Kurze kritische Literaturhinweise sind wertvolle Ergänzungen zu den verschiedenen Beiträgen. Der Schwerpunkt der Arbeit David Parsons' über Stein liegt bei den wenig erforschten Steinbrüchen. Er beweist, daß die Angelsachsen für ihre Bauten fast ausschließlich auf römische Gebäuderuinen angewiesen waren und daß sie große Entfernungen in Kauf nahmen, um an die wertvollen bearbeiteten Steine zu kommen. England war im Mittelalter führend in der Herstellung von Alabasterkunstwerken. Ramsay beweist, daß die Bezeichnung „Nottingham“ Alabaster ein Mythos ist. Gerne würde man mehr über die kleinen Alabastergegenstände wissen, die die Museen ganz Europas schmücken. John Blair behandelt eine höchst wertvolle Marmorart, die nur auf der Insel von Purbeck in Südengland vorkommt und die bislang kaum Gegenstand einer Abhandlung gewesen ist. Ronald F. Homer in seinem Kapitel über Zinn und Blei ist viel besser mit Vorarbeiten bedient. England hat nicht nur eine Monopolstellung für Alabaster und Purbeckmarmor, sondern im frühen und hohen Mittelalter auch für Zinn. Die bedeutendsten Zinnerzvorkommen lagen im Südwesten Englands. Deswegen war schon im Jahre 1265 ein Agent der Hanse in Falmouth an Ort und Stelle. In diesem Aufsatz ist der zweite Teil über Blei besonders wertvoll, das für die Herstellung von Kirchenfenstern und Röhren unentbehrlich war und bisher wenig untersucht ist. Der Aufsatz von Claude und J. Blair über Kupfer, teilweise auf das Werk des Theophilus Presbyter gestützt, ist bereichert durch Funde aus den Testamenten von Metallarbeitern aus der Guildhall und anderen Provinzarchiven. Wertvoll ist auch das technische Begleitwort von Roger Brownword. Die Arbeit von Marion Campbell über Edelmetalle und Edelsteine enthält eine sehr brauchbare Einleitung zu vielen Bereichen, einschließlich Golddraht, der eine Londoner Spezialität war. Besonders wertvoll ist die Untersuchung über Gemmen und Prachtsiegel, wo Vf. in viele Funde aus verschiedenen Teilen Englands zum erstenmal zusammenbringt. Jane Geddes' Beschreibung der Eisenindustrie bietet als Schwerpunkt besonders Zäune. Interessant ist aber auch, daß Frauen als Schmiede arbeiteten und einen üblen Ruf genossen. Die Bereiche, in denen Deutsche, natürlich auch durch die Vermittlung hansischer Kaufleute, den stärksten Einfluß ausübten, lagen erstaunlicherweise nicht im Metallbereich, sondern im Backsteinbau des Spätmittelalters und in der Herstellung von Glasfenstern. Deutscher Einfluß und sogar deutsche Arbeiter waren in beiden Werkbereichen in England im Spätmittelalter tätig. — Das Buch bietet nicht nur wichtige Beiträge zur Wirtschafts- und Kunstgeschichte sondern auch zum Alltagsleben. Wir wissen z.B. jetzt, daß in einer Hinsicht mindestens das Jahr 1500 ein wichtiges Datum in der Geschichte ist: Ab 1500 wurden Schuhe ganz anders als im Mittelalter hergestellt (J. Cherry, *Leather*, 309). N. F

SKANDINAVIEN

(Bearbeitet von *Erich Hoffmann*)

Dag Lindström, *Skrå, stad och stat. Stockholm, Malmö och Bergan a. 1350–1622* (Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Historica Upsaliensia 163, Uppsala 1991, 303 S. mit Zusammenfassung.) — Vf. liefert eine beeindruckende Abhandlung über das Zunft- oder Handwerksamtswesen in Skandinavien in seiner inneren Struktur und in seinem Verhältnis zum Stadtreghiment und zum Staat. Er wählt dabei den Weg,

jeweils zunächst allgemein für die unterschiedlichen Perioden seines Untersuchungszeitraums die Probleme aufzuzeigen, um sich dann zur exemplarischen Betrachtung den Städten Stockholm, Malmö (während des untersuchten Zeitraums noch eine besonders wichtige dänische Stadt) und Bergen zuzuwenden. Das Handwerk in den skandinavischen Städten ging unterschiedliche Wege. Zunächst ist es auffällig, daß die drei großen vom Vf. ausgewählten Handelsplätze – was Schweden und Norwegen betrifft – verhältnismäßig spät städtisches Handwerk erhielten, während in Dänemark, das der Mitte und dem Westen Europas am nächsten lag, die allgemein europäische Handwerksentwicklung sich zuerst einstellte. Bei dieser spätmittelalterlichen Entwicklung ist festzustellen, daß das Handwerk in den dänischen und schwedischen Städten verhältnismäßig früh nach deutschem Vorbild eingerichtet wurde. In Norwegen verlief die Entwicklung anders, da hier das städtische Handwerk im Zusammenhang mit dem hansischen Kontor in Bergen stand und wie dieses nichtstädtischen Einflüssen unterlag. Dieser Zustand hielt bis ins 16. Jh. hin an. Die Organisation der dänischen und schwedischen Handwerksämter entsprach weitgehend der der niederdeutschen Städte, von denen sie offensichtlich (wohl durch Zuwanderer aus diesen Räumen) beeinflusst waren. Waren und blieben die deutschen Handwerker im Bereich des Bergener Kontors während des Mittelalters von städtischen und staatlichen Zugriffen unter dem Schutz des Kontors und der beteiligten Hansestädte von königlich/staatlicher und städtischer Einflußnahme weitgehend frei, so mußten sich die schwedischen und dänischen Handwerksämter in den Städten der Kontrolle des Rates unterwerfen, während andererseits die Privilegien der Ämter geschützt wurden. In Stockholm war die Kontrolle stärker als in Malmö. Während der frühen Neuzeit fiel seit dem 16. Jh. die Sonderstellung der deutschen Handwerker in Bergen fort, andererseits wuchsen die kleinen norwegischen und schwedischen Städte an Einwohnerzahl und regionaler Bedeutung, während bis dahin – anders als in Dänemark – nur in Bergen und Stockholm Handwerk in größerem Stil vorhanden gewesen war. Die Periode seit der Reformation bis 1622 zeigt dann eine Verfestigung von Staat und Königsmacht. Der Einfluß und die Eingriffe des Königtums in das Stadregiment stiegen an. In Schweden wurde nun das Handwerk stark reglementiert, andererseits aber in seinen Interessen gegen Schwarzarbeit und Landhandwerk gestützt. In Dänemark suchte Christian IV. das Zunftwesen völlig aufzulösen, konnte aber letztlich die Gewerbefreiheit nicht durchsetzen. Der wirtschaftliche Niedergang Norwegens zu dieser Zeit – durch die Regierung des Landes von Kopenhagen aus – führte auch zu einem Niedergang des Handwerks. Alles in allem liegt in dieser vergleichenden Studie eine vorzügliche Darstellung der Entwicklung des skandinavischen Handwerks vom 14.–17. Jh. vor.

E. H.

DÄNEMARK. Sigurd Kroon, *Hästkarlar, biskopar, kungar, Laurentiuskyrkor. Lund 990–1145* (Scandia 57, 1991, 36–63; summary: 139–141). Vf. wendet sich der frühen Geschichte Lunds zu, dessen Anfänge als frühestes Dendrodatum das Jahr 990 aufweist. Die Zeit von 990 bis 1145, dem Datum, nach dem etwa – so Vf. – der zweite Dombau Lunds geweiht wurde (vgl. HGbl. 109, 1991, 183 f.), ist nach den Ausführungen des Vfs. die erste entscheidende Phase des Aufstiegs Lunds zum Hauptort Schonens gewesen. Die Bischofsgewalt faßte vermutlich schon vor der Gründung des Bistums (Mitte 11. Jh.) hier in der Missionsphase Fuß. Lund dürfte nach seiner Lage zum Wegenetz ein Stützpunkt für die Visitationsreisen der Missionsbischöfe gewesen sein. Die Königsgewalt war durch Königshof und Münze

präsent. Beides ein Zeichen dafür, daß Königtum und Kirche gemeinsam dabei waren, die Grundlage für die „moderne“ Staatlichkeit des hochmittelalterlichen Staates zu schaffen. Unter Sven Estridson kam nach Vf. zur Zeit der Bistumsgründung das erste Gebäude des Laurentiusdomes hinzu, während die Fundation des zweiten (heutigen) Gebäudes unter Knut den Heiligen (1080–1086) geschah, wobei der Bau erst später (s.o.) abgeschlossen wurde. E. H.

Ole Ventegodt, *Skånemarkedets sild* (Martitim Kontakt 14, 1990, 3–19). – Vf. schildert den spätsommerlichen Heringsfang und -handel vor und auf der Halbinsel von Skanör und Falsterbo, der das Herz der mittelalterlichen schonischen Messen bildete. Der Schonenmarkt entstand zwar schon Mitte des 12. Jhs., aber erst für das 14. und 15. Jh. erlauben es die Quellen, insbesondere die königlichen Polizeiordnungen der Märkte, die „Môten“, sich ein anschauliches Bild vom Ablauf der Messen zu machen. Die meist dänischen Fischer fingen den Hering mit Treib- und Stellnetzen. Fuhrleute aus Skanör und Falsterbo transportierten den gefangenen Fisch über den Strand zu den Buden der überwiegend hansischen Kaufleute. In den Buden wurde der Fisch gesalzen und in Holzfässer verpackt, die man mit Prahmen zu den vor der kleinen Halbinsel auf Reede ankernden Handelsschiffen brachte. Bei der ausführlichen Darstellung dieses Marktgeschehens wie der Beurteilung des Umfangs des Heringshandels hält sich V. an die Forschungsergebnisse D. Schäfers, C Weibulls und A.E. Christensens. Die jüngeren Monographien H.S. Erikssons und L. Ersgårds von 1980 bzw. 1987 berücksichtigt er nicht. Eine eigenständige Leistung V.s sind eigentlich nur seine Versuche, aus den Angaben der für 1494 erhaltenen Jahresabrechnung des dänischen Vogtes auf Skanör und Falsterbo die Anzahl der an den Messen beteiligten Personen zu errechnen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß ca. 3500 Fischer den Hering fingen, es gut 600 Fuhrleute gab und ungefähr 100 Menschen auf den Prahmen arbeiteten. Eine Bewertung dieser Zahlen erfolgt leider nicht. Th. Hill

Erik Ulsig, *Pest og befolkningsnedgang i Danmark i det 14. århundrede* (DHT 91, 1991, 21–43). Um 1400 hinterließ die landwirtschaftliche Krise des Spätmittelalters in Dänemark deutliche Spuren. Viele Höfe und Ländereien lagen wüst, die Grundrenten waren stark gefallen und eine Reihe von Kirchen in Jütland verfielen. In der modernen dänischen Forschung wurden seit C. A. Christensen (1931) und A. E. Christensen (1938) die Ursachen der Krise in der Zeit vor dem Schwarzen Tod gesucht, wobei die Annahme eines frühen Bevölkerungsverlustes die Diskussion dominierte. Neue Erkenntnisse über die Entstehungszeit der dieser These zugrunde liegenden Kirchenlisten des Domkapitels von Ribe stellen aber die Deutung in Frage, so daß für Vf. die Theorien über die hohe Sterblichkeit durch die Pest einen neuen Stellenwert erhalten. Nun gibt es keine chronikalischen Angaben über Pestumzüge des 14. Jhs. nach dem Schwarzen Tod in Dänemark. Die wenigen quantitativen Quellen aus Dänemark bieten bislang bis auf die Zahlen aus dem Nekrologium Ripense für 1350 keine ausreichende Basis für eine statistische Auswertung, die auf einen Pestnachweis zielt (Nekrologien aus Roskilde, Lund und Kopenhagen). Durch einen Vergleich des mageren dänischen Quellenbestandes über die Pestumzüge des 14. Jhs. mit der europäischen Überlieferung versucht Vf. mehr Sicherheit in der Beurteilung der dän. Quellen zu erlangen. (Hier sei korrigierend angemerkt, daß die zitierten, vermeintlich einzigen amtlichen mittelalterlichen Sterblichkeits-

ziffern Norddeutschlands aus dem Bremer Bürgerbuch nach den Forschungen von Kl. Schwarz keine Glaubwürdigkeit besitzen.) Es gelingt Vf. mit den wenigen Zahlen der Nekrologien den für die Pest typischen Sterblichkeitsverlauf nachzuweisen. Demnach herrschte der Schwarze Tod auch in Lund (auch 1349?) und Roskilde. Die Angaben aus Kopenhagen reichen nicht für eine Aussage. Pestumzüge nach 1350 können für Ribe (1369, 1379) und Roskilde (1360, 1368) erschlossen werden. Die Seuche erreichte jeweils im Spätsommer und Herbst ihren Höhepunkt. Wenn sich auch die Bevölkerungsverluste für Dänemark nicht errechnen lassen, so wird doch deutlich, daß es von den europäischen Pestumzügen nicht nur um 1350 erfaßt wurde und daß die Krisenerscheinungen um 1400 durch die kulminierten Pestfolgen verursacht sein können.

J. Ibs

Poul Enemark, *Vesteuropa, Lybæk og dansk handel i senmiddelalderen* (DHT 91, 1991, 361–401, mit summary). – Vf. untersucht vor dem Hintergrund der allgemeinen europäischen Entwicklung die Strukturveränderungen des spätmittelalterlichen dänischen Handels, die dazu führten, daß der Export von Korn und Vieh nach Westeuropa Dänemarks Handel im 16. Jh. dominierte. Ausgangspunkt der Untersuchung ist eine Kritik der Theorien M. Postans und W. Abels. Postan geht davon aus, daß der Rückgang der Argrareinkommen in Europa während des 14. und 15. Jhs. u.a. auch zu einer Reduzierung der Handelstätigkeit geführt habe. E. zeigt deutlich, wie unzulänglich Postans Quellenbelege sind. Abels Forschungen zur spätmittelalterlichen Agrardepression, denen zufolge die Verringerung der Bevölkerung europaweit zu einer Senkung der Getriedepreise und damit der landwirtschaftlichen Einkommen führte, genießen heute noch weitgehende Anerkennung. E. wirft Abel vor, daß er einen Verfall der Getreidepreise ausschließlich für Westeuropa und die westelbischen Gebiete Deutschlands nachweise. Im Hinblick auf Osteuropa führe Abel nämlich nur die Niedrigpreise im Gebiet des Deutschen Ordens während der 1440er Jahre an. Nach E. ist diese Agrarkrise jedoch nicht Ausdruck eines säkularen Trends, sondern eine Folge der Konkurrenz des polnischen Getreides. Diese Konkurrenz wiederum sei durch die Auseinandersetzungen der preußischen Städte mit dem Deutschen Orden verursacht worden. Im Gegensatz zu Abel will E. daher nicht von der spätmittelalterlichen Agrarkrise Europas sprechen, sondern bloß von der spätmittelalterlichen Kornkrise Westeuropas. Vermutlich habe es in Osteuropa im 14. und 15. Jh. einen „Korn-Boom“ gegeben. Das osteuropäische Getreide ist in Westeuropa abgesetzt worden und habe dort die Kornpreise niedrig gehalten. E. meint, daß schon im Spätmittelalter in Nordwest- und Osteuropa Agrarzonen entstanden, die v.a. Flandern und Holland mit Getreide, Vieh und Viehprodukten versorgten, während Abel diese Entwicklung erst dem 16. Jh. zuschreibt. Laut E. hat dieser Prozeß der Ausbildung von Agrarzonen zur Versorgung Westeuropas Dänemark seit dem Ende des 14. Jhs. erfaßt. Lübeck und die anderen Hansestädte nutzten die schonischen Messen verstärkt zum Aufkauf landwirtschaftlicher Produkte und suchten nun auch zum gleichen Zweck den Kontakt mit den dänischen Städten. Die Städteordnung König Erichs von Pommern aus dem Jahre 1422 belegt, daß viele dänische Bauern direkt mit den Hansekaufleuten handelten. Von der Mitte des 15. Jhs. an wurden regelmäßig Ochsen über die jütische Halbinsel nach Norddeutschland getrieben. Fazit: Vf. gelingt es, die spätmittelalterlichen Anfänge der dänischen Handelsstrukturen des 16. Jhs. aufzuzeigen. Zugleich kritisiert und modifiziert er mit plausiblen Argumenten Abels Theorie der spätmittelalterlichen Agrardepression.

Th. Hill

John P. Maarbjerg, *Diplomatic relations between Denmark and Russia during the Livonian wars 1558–1581* (SJH 16, 1991, 167–188), geht der Frage nach, warum zwischen Dänemark und Moskau während des Livländischen Krieges trotz des gemeinsamen Gegners Schweden keine Zusammenarbeit zustande kam. Nach einem kurzen Überblick über die Situation im Ostseeraum gegen Mitte des 16. Jhs. skizziert M. die Bedingungen damaliger dänischer und russischer Außenpolitik und die Bedeutung Livlands dafür. In Livland wurde seit dem Angriff Ivans IV. auf das Stift Dorpat Anfang 1558 ein machtpolitisches Vakuum durch den Zerfall der altlivländischen Konföderation offensichtlich. Eine der ersten Folgen dieses Zerfalls war der Erwerb des Stiftes Oesel-Wiek durch Frederik II. im November 1559. M. läßt die Frage offen, ob die primäre Motivation dafür strategischer oder dynastischer Natur war (Oesel-Wiek sollte Versorgungsland für Herzog Magnus, den jüngeren Bruder König Frederiks, sein); jedenfalls wurde Dänemark dadurch unmittelbar in den Livländischen Krieg verwickelt, der bis zum Beginn der 1580er Jahre dauerte. Die Anfangsphase dieses Krieges war, was die dänisch-russischen Beziehungen angeht, durch intensive diplomatische Bemühungen gekennzeichnet, die 1562 in einen Freundschaftsvertrag mündeten. Darin wurden die jeweiligen Besitzungen, bzw. Ansprüche in Livland abgesteckt. Ebenso wurde gegenseitige Handelsfreiheit vereinbart. Die faktischen Auswirkungen des Vertrages blieben indes in wirtschaftlicher wie politisch-militärischer Hinsicht gering. Ein wesentlicher Grund dafür war, daß Polen-Litauen, der Verbündete Dänemarks im Nordischen Siebenjährigen Krieg 1563–1570, zur gleichen Zeit gegen Moskau um die Herrschaft in Livland kämpfte. Das dänisch-russische Verhältnis verschlechterte sich zu Beginn der 1570er Jahre, da Frederik II. es nach Ende des Siebenjährigen Krieges ablehnte, ein gegen Schweden gerichtetes Bündnis mit Ivan IV. einzugehen. Belastend kam hinzu, daß der Zar offensichtlich den Besitz ganz Livlands anstrebte und sich dazu seit 1570 des Herzogs Magnus als Werkzeug bediente. Als die russischen Truppen Mitte der 1570er Jahre zeitweise die Oberhand in Livland gewannen, wurde auch Oesel, das einzige unter dänischer Kontrolle verbliebene Gebiet, verheert (nicht nur 1576, sondern nach Russow auch 1575). Diplomatische Anstrengungen Frederiks II., zu einem erneuten Interessenausgleich in Livland (und Nordnorwegen) zu kommen, verliefen erfolglos und wurden zu Anfang der 1580er Jahre überflüssig, als Moskau sich nach schwedisch-polnischen Siegen aus Livland zurückziehen mußte. M. betont zu Recht die Unvereinbarkeit der Ziele Dänemarks und Moskaus in Livland als Hauptgrund für das Scheitern einer engeren Zusammenarbeit. Der Schwerpunkt der zusammenfassenden Darstellung M.s liegt auf den Jahren 1558–1562, wobei er sich auf die bisherige Forschung stützt. Die Folgezeit ist nicht so gründlich untersucht worden, entsprechend knapp fallen daher die Ausführungen M.s über die Jahre 1564–81 aus.

V. Seresse

Michael Jensen, *Den danske handel på Riga i årene ca. 1760–1807*, (DHT 91, 1991, 44–75, mit summary). Der Aufsatz befaßt sich am Beispiel Rigas mit dem bisher kaum untersuchten dänischen Rußlandhandel in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Aufgrund der Quellenlage ist 1760 der Beginn des Untersuchungszeitraumes. Den Endpunkt der Untersuchung bildet das Jahr 1807, in dem Dänemark mit der Allianz mit Frankreich seine traditionelle Neutralitätspolitik aufgab. Da Dänemark im gleichen Jahr seine Flotte verloren hatte, waren in den folgenden Jahren die dänischen Handelsschiffe schutzlos den englischen Angriffen ausgesetzt.

Das Quellenmaterial erlaubt J. nur sichere Aussagen für den dänischen Import aus Riga. Er kann aber einige Indizien dafür vorbringen, daß dieser Import weitaus umfangreicher war als der dänische Export in die baltische Stadt. Dänemark führte v.a. Flachs, Hanf und Korn ein. Diese Produkte wurden z.T. reexportiert. J. zeigt, daß der dänische Handel mit Riga während der großen europäischen Kriege anstieg und in Friedenszeiten zurückging. Er weist jedoch nach, daß 1762 bis 1794 der gesamte Außenhandel Rigas in Kriegsjahren expandierte und zu friedlichen Zeiten abnahm, Dänemarks Handelsvolumen also ausschließlich konjunkturabhängig war. Erst seit dem Ausbruch der Revolutionskriege konnte Dänemark seine Neutralität wirklich ausnutzen und seine Anteile am Riga-Handel ausbauen – insbesondere auf Kosten der Holländer. Im Anschluß an H.C. Johannsen (vgl. HGBll. 95, 1977, 231) relativiert somit J. die weit verbreitete Meinung, daß Dänemarks Neutralität während der großen Kriege in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. stets zu einem Aufblühen des dänischen Ostseehandels führte.

Th. Hill

Ole Feldbæk, *The Danish Asia Trade 1620–1807. Value and Volume* (SEHR 39, 1991, 3–27). Der Handel der frühen Dänischen Ost-Indischen Compagnie in der Zeit von 1616 bis 1650 mit der königlichen Kolonie Tranquebar an der Küste von Coromandel war nicht sehr erfolgreich, so daß Friedrich III. das Unternehmen abschaffte. 1670 wurde die zweite Ost-Indische Compagnie ins Leben gerufen. Neben Pfeffer wurden auch schon Salpeter, Zucker und indische Baumwolltextilien gehandelt, ein Produkt, das später Hauptware aus Indien werden sollte. Die zweite Compagnie geriet mit dem Nordischen Krieg in Schwierigkeiten und wurde 1720 liquidiert. 1732 wurde die Asiatische Compagnie gegründet, nachdem zwischenzeitlich ein erstes dänisches Schiff Kanton erreicht hatte. Die neue Compagnie erhielt das Monopol auf den Asienhandel für 40 Jahre. Sie profitierte in den folgenden 75 Jahren von der dänischen Neutralität. Während dieser Zeit verloren die asiatischen Waren ihren Charakter als Luxuswaren. 1772 wurde die Charta der Compagnie für weitere 20 Jahre bewilligt, wobei nur das Monopol für den Chinahandel bestehen blieb (1792 für weiter 20 Jahre verlängert). Die Jahre von 1772–1807 können als die goldene Zeit des Asienhandels bezeichnet werden. Dän. Schiffe liefen auch Mauritius und Java an. Vf. stellt die ökonomische Entwicklung des Asienhandels vor dem historischen Hintergrund anhand des Werts der in Kopenhagen verkauften Waren und der Anzahl sowie der Tonnage der beteiligten Schiffe dar. Deutlich fördernd wirkten der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, die frz. Revolutionskriege und die Napoleonischen Kriege. Während der Chinahandel eher konstant verlief, zeigte der Indienhandel Schwankungen sowie einen fast komplementären Wechsel zwischen den Anteilen der Compagnie und dem der privaten Händler.

J. Ibs

SCHWEDEN. Hain Rebas, *Axelssönerna och det gamla Livland* (Gotländsk Arkiv 63, 1991, 177–186; mit Zusammenfassung). Nach Vf. hatten die in allen drei nordischen Reichen begüterten „Axelsöhne“ um 1460 eine monopolgleiche Stellung im Handel zwischen Skandinavien und dem Baltikum begründet. Vf. geht auf besondere Kontakte zu Narwa und den Landschaften Harrien und Wierland ein. Der Konflikt zwischen den Axelsöhnen und dem schwedischen Reichsverweser Sten Sture seit Ende der 70er Jahre des 15. Jhs. wirkte sich auch auf Livland aus.

E. H.

Forska själv! En bok om arkiven i Stockholm, hg. von Leif Gidlöf (Uppsala 1990, Almqvist & Wiksell, 236 S.). – Das Buch bietet eine Einführung in die innere Struktur des Stockholmer Archivs und gibt darüber hinaus in verschiedenen Kapiteln eine Einleitung in die Bereiche der verschiedenen Felder moderner Stadtgeschichte und eine Anleitung zu eigener Forschung bei Archivbesuchen. Unter den vielseitigen Artikeln finden sich auch solche, die bekannte Historiker, wie Herman Schück und Göran Dahlbäck, verfaßten. E. H.

Stockholms Tänkeböcker från år 1592, hg. von Stockholms Staatsarkiv, red. Lars Wikström (Stockholm 1990, 361 S.). – Nach einer Pause von 11 Jahren (vgl. HGBll 98, 1980, 209–210) liegt nunmehr wieder ein Band der Tänkeböcker von Stockholm vor. Der Band enthält die Reinschriften, das Konzept des Stadtschreibers und Teile der „Notariatsversion“ (Januar – März, Oktober – Dezember). E. H.

Robert Sandberg, *I slottets skugga. Stockholm och kronan 1599–1620* (Stockholmsmonografier Nr. 105, Stockholm 1991, Distribution Seelig og Co, 529 S.; verschiedene Abb., Statistiken und Diagramme; summary). Bis ins 16. Jh. stand Stockholm im Schatten Kopenhagens. Noch im zweiten Jahrzehnt des 17. Jhs. besaß die Stadt nur ungefähr 9000 Einwohner, um dann bis in die siebziger Jahre des Jhs. auf eine Einwohnerzahl von 50–55 000 anzusteigen. Diese Jahres- und Einwohnerzahlen markieren den Aufstieg der neuen Ostseegroßmacht Schweden und ihrer Residenz und Hauptstadt. Am Anfang der Großmachtsentwicklung stand die Zeit Gustav Wasas mit der Herauslösung Schwedens aus der nordischen Union. Die Vorbereitung des entscheidenden Schrittes zur Großmachtstellung während des Dreißigjährigen Krieges wurde dann aber während der Regierung Karls IX. und während des ersten Jahrzehnts derjenigen Gustavs II. Adolf vollzogen. Diese Jahre von 1599 bis 1620 sind auch für den Aufstieg Stockholms von besonderer Bedeutung gewesen. Sie wurden verfassungsrechtlich geprägt von dem für die Wasazeit typischen Nebeneinander von königlicher Reglementierung und wirtschaftlicher Förderung der Städte, besonders Stockholms. Während des Spätmittelalters hatte Stockholm zur Zeit der Schwäche des schwedischen Königtums und der unruhigen Unionszeit eine Epoche ziemlicher Selbständigkeit des Stadtreiments im Inneren erlebt. Das Stadtrecht baute auf den allgemeinen Regeln des Stadtrechts Magnus' Erikssons für die schwedischen Städte aus dem 14. Jh. und einer Reihe von folgenden speziell für Stockholm erlassenen Privilegien auf. Unter Gustav Wasa wehte dann ein härterer Wind, es kam zu häufigen Eingriffen königlicher Gewalt. Unter Erik XIV., Johann III. und Sigismund blieb dem Stadtreiment wieder mehr Freiraum wegen der Thronstreitigkeiten, bis dann unter Karl IX. und Gustav Adolf das Königtum entscheidend erstarkte. Vf. weist eindrucksvoll nach, daß das Verhältnis Karls zur Residenz von starkem Mißtrauen geprägt war (Stockholm hatte Sigismund gegen ihn gestützt) und es daher zu häufigen Eingriffen der Königsgewalt in die Stadtreierung kam, während sich dann unter der Regierung Gustav Adolfs und seines Kanzlers Oxenstjerna das Königtum von eigenmächtigen Eingriffen zurückhielt. Erst gegen Ende der Untersuchungsperiode planten König und Kanzler eine Überwindung der verhältnismäßig starken Position der städtischen Selbstverwaltung durch die Ordinanz von 1619. Doch Stockholm sperrte sich erfolgreich, so daß die Ordinanz für Stockholm nicht in Vollzug gebracht wurde. Immerhin bestand über der Stadt seit Karl IX. durchgängig eine stärkere Kontrolle als bisher. Sie wurde ausgeübt durch einen oder mehrere königliche Statthalter,

unter denen Schloßvögte und Inhaber des Schloßbefehls ihres Amtes walteten. Die Abgrenzungen der Aufgaben in der Stadt sind jedoch aus den Quellen nicht klar durchschaubar. Auch in der Wirtschaftsförderung der Städte kam es nun zu Eingriffen. Denn der verlorene Kalmarkkrieg hatte dazu geführt, daß Schweden im Frieden von Knäred (1613) Dänemark umfangreiche Zahlungen zu leisten hatte und dafür das im Krieg von den Dänen eroberte Elfsborg durch hohe Zahlungen auslösen mußte. Um höhere Einnahmen aus dem Handel der Städte zu erhalten, mußte dieser gefördert werden. Die königliche Verwaltung führte daher eine Stapelstadtpolitik durch, die den Import und Export allein über die großen Seestädte (nicht zuletzt Stockholm) privilegierte. Die Binnenstädte ihrerseits erhielten ein Vorrecht des Zugriffs auf den Handel der Bergbauprodukte. Stockholm konnte dabei schließlich erreichen, daß es auch beim Handel mit dem Bergbaugebiet im Innern bei der „Stapelstadtpolitik“ gegenüber den andern Seestädten bevorzugt wurde. Alles in allem liefert Vf. eine umfassende, vorzügliche Darstellung über die Hintergründe des Hineinwachsens Stockholms in die Rolle einer Residenzstadt. E. H.

Arne Jansson, *Bördor och bärkraft. Borgare och kronotjänare i Stockholm 1644–1672* (Stockholms monografier Nr. 103, Uppsala 1991, Distribution Seelig og Co., 352 S.; verschiedene Abb. und Statistiken; summary). – Vf. behandelt in seiner materialreichen und gut informierenden Abhandlung den Stand der vermutlichen Einkünfte und Besitzverhältnisse der Bürger und Staatsbeamten in Stockholm und die finanziellen Belastungen, die ihnen vom Staat wie von der Stadt auferlegt waren. Das Stockholm der Jahre von 1644–1672 entwickelte sich zu einer nicht unbedeutenden Residenz der rasch „aufgeschossenen“ neuen schwedischen Großmacht im Ostseeraum. Die Einwohnerzahl stieg in diesem Zeitraum bis 1663 auf 35 000–40 000 Menschen, davon betrug die Bürgerzahl der Kaufleute und Handwerker nur einen geringen Teil, im Untersuchungszeitraum von 1200 auf 1800 ansteigend. Die Zahl der Beamten erreichte 1650 dagegen 2500, um bis 1663 auf 1800 Personen wieder abzustiegen. Vf. untersucht die Lebenshaltungskosten der Handwerker und Beamten und kommt dabei zu realistischen Einschätzungen. Für die Kaufleute war eine solche Schätzung wegen der schmalen Quellengrundlage nicht möglich. Die Belastungen ergaben sich teilweise aus Abgaben an den Staat (wie allgemeine Steuern, Mühlen- und Kopfsteuer) und indirekten samt Sondersteuern (wie Akzise, „Stadtzoll“, Backofen- und Viehsteuer). Dazu kamen städtische Steuern und Abgaben verschiedenster Art sowie Belastungen, die sich aus der schwedischen Großmachtspolitik ergaben, wie langandauernde Einquartierungen und Beteiligung an der Anlage und Reparatur der modernen Stadtbefestigungen. Interessant ist ein Vergleich mit gleichartigen Belastungen der Bewohner der Städte Wien, Paris, London und Kopenhagen. Hier zeigt es sich, daß in Stockholm und Wien die Bürger in erster Linie die Lasten von Staat und Stadt fast allein zu tragen hatten, während in London und Kopenhagen auch die Einwohner durchweg an Abgaben und sonstigen Anforderungen der Obrigkeit ihren Anteil stellen mußten. E. H.

Alexander Ganse, *Friesland och Gotland under senmedalaldertiden – en statsrätlig jämförelse* (Gotländsk Arkiv 62, 1990, 67–78). Der Inhalt dieses ins Schwedische übersetzten Aufsatzes bringt in stark verkürzter Form einige der Ergebnisse, die besonders für Gotland wichtig sind, aus der umfangreichen Dissertation des Vfs.: „Friesland und Gotland – ein Vergleich spätmittelalterlicher Landesgemein-

den“ (Diss. Bochum 1988). Ähnlich wie in friesischen Landschaften zwischen Vlie und Weser sieht er auch in Gotland eine Landesgemeinde, hier mit „seniores“, später Urteilern und Pröpsten an der Spitze als Repräsentanten des Landes. Rigorosere Eingriffe in die alte Landesverfassung sind erst ab 1618 festzustellen. Vf. rechnet mit einem stärkeren schwedischen Einfluß erst seit etwa 1285, da er den staatsrechtlichen Definitionen der älteren Quellen mißtraut. Vorher seien Gotland und Schweden gleichberechtigte Vertragspartner bei den überlieferten Vereinbarungen gewesen. Im ganzen sei Gotland bis zur dänischen Eroberung 1361 eine politisch selbständige Staatlichkeit gewesen. Eine gewisse innere Autonomie sei dann bis 1618 bewahrt worden. In der Landesgemeinde habe eine Staatlichkeit bestanden, die nach dem Willen der Landeseinwohner so wenig gemeinsame Aufgaben wie möglich aufweisen sollte. Vf. stellt dann vergleichend die gotländische Landesgemeinde den friesischen Landesgemeinden gegenüber. Auch die friesischen Landesgemeinden seien faktisch in ihrer Staatlichkeit unabhängig gewesen. Ein Häuptlingsstand habe sich erst im 14. Jh. herausgebildet. So gehörten Gotland und Friesland zum ältesten, nichtfeudalen Typ der Landesgemeinde, die keine Standesbildung aufgewiesen habe. – Mit der Arbeit G.s setzt sich Hugo Yrwing, *Med anledning av en tysk doktorsavhandling* (Gotländsk Arkiv 63, 1991, 155–176; mit Zusammenfassung) auseinander. Im Gegensatz zu Ganse sieht Vf. (der beste Kenner der Geschichte Gotlands) die frühen Nachrichten über eine gewisse Abhängigkeit der Insel vom schwedischen Königtum als zuverlässig an (Wulfstan, Tributverpflichtungen des 11. Jhs.). Gotland ist also nicht erst seit Magnus Ladulås im 13. Jh. seiner Ansicht nach an Schweden angeschlossen worden. Vf. sieht im Verhältnis Gotlands zu Schweden für die genannte Zeit eine Parallele zu dem Verhältnis Islands, der Faerøer, der Shetland- und Orkneyinseln samt den anderen „tributariae insulae“ zu Norwegen. Diese fern des Mutterlands gelegenen Inseln hätten sich gegen Tribut/Steuerzahlungen den Schutz Norwegens gegen äußere Bedrohungen gesichert, dennoch aber ihre Selbstverwaltung behauptet. Tribute seien also keine „Zölle“ gewesen (wie Ganse meine). Zölle seien erst Mitte des 13. Jhs. in Schweden eingeführt worden. Andererseits stand Gotland nach Yrwing außerhalb des schwedischen Steuersystems. Seine Beziehungen zu Schweden waren auf die Abhängigkeit vom Königtum konzentriert, nicht auf die vom Schwedischen Reich. Dieses früher als von Ganse angenommene bestehende Abhängigkeitsverhältnis der Insel vom schwedischen Königtum führt Yrwing dazu, auch Ganses Betrachtung der „gotländischen Landesgemeinde“ einer kritischen Durchleuchtung zu unterziehen. Die „Gemeinschaft“ der Gotländer steht seiner Ansicht nach nicht selbständig da, wie Ganse meint, sondern hat schon früh die vom Vf. herausgestellten Bindungen zum schwedischen König. Für die von Ganse (in Anknüpfung an Birgitta Eimer) vorgetragene Annahme, daß im 15. Jh. eine Veränderung der gotländischen Verfassungszustände stattgefunden habe, besteht nach Vf. keine Grundlage. Die „seniores“ der Landesgemeinde sind keine besondere Gruppierung des Landesthings, sondern die dort auftretenden 3 Pröpste und 20 Landesthingrichter. Veränderungen der Verfassung wurden erst vollzogen, als Gotland 1408 von König Erik von Pommern beim Deutschen Orden durch Zahlungen ausgelöst wurde. Die „Landgemeindeverwaltung“ Ganses hat nach Vf. nie in dessen Sinn auf Gotland bestanden. Denn König und Schloßhauptmann sorgten für ausländische Beziehungen und Verteidigung, der Marktfriede wurde vom Länsmann, dem Schloßvogt und den Hafenvögten überwacht. König und Länsmann bestimmten die Steuern, denen das Landsting zustimmte. Die Thingrichter wurden allerdings vom Thingumstand bestimmt. E. H.

Tryggve Siltberg, *Gotlands tingsindelning genom tiderna och domstolsreformen 1618* (Gotländsk Arkiv 63, 1991, 187–204; mit Zusammenfassung). Vf. geht auf die Thingverfassung Gotlands vom Mittelalter bis zum Ende des 16. Jhs. ein. Damals bestanden 20 Thingbereiche mit je einem Thingrichter. Jeder Thingbezirk war in Sechstel aufgeteilt (mit einem „Sechstelrichter“). Übergeordnet bestand das Allthing Gotlands mit einem Landesrichter. Seit 1618 fungierten die Dinge als Länsmansbezirke. Länsmänner wurden die bisherigen Thingrichter. Zunächst wurde das Amt (wie möglicherweise schon vorher) geradezu in Erbfolge vergeben. Seit dem 18. Jh. gab es auf der Insel 10 Länsmänner, die je für 2 Dinge zuständig waren. 1773 wurden die Grenzen der Thinggemeinschaften geändert, worüber Vf. gut verständliches Kartenmaterial vorlegt. E. H.

Tryggve Siltberg, *Gotlands bebyggelse 1614. gådar, mönniskor och organisation* (Gotländsk Arkiv 62, 1990, 125–152; mit Zusammenfassung). Vf. widmet sich der Interpretation der gotländischen Mantalregister seit 1614, die durch Vergleiche mit gleichzeitigen Zehntregistern ergänzt wurden. Weiterhin geht die Abhandlung auch auf Wüstungsfragen und eine Diskussion der Lage einiger Kirchspielsgrenzen ein. E. H.

Erik Nylén, *Gotlands Sankt Görän* (Gotländsk Arkiv 62, 1990, 79–106; mit Zusammenfassung). Im Landesmuseum „Gotlands Fornsal“ wird eine große und künstlerisch bedeutsame St. Georgs=Reiterskulptur aus Holz aufbewahrt, die früher (spätestens seit 1657) in der Marienkirche in Visby stand. Die Skulptur ist nach Vf. in einer Lübeckischen Werkstatt hergestellt worden und hat möglicherweise früher in der Kapelle des Schlosses Visborg gestanden. Der Reiter mag eine Doppelfunktion ausgeübt haben, als Heiligenstatue und dahinter verborgen als allegorische Darstellung Ivar Axelsson Totts. Bei einer Restaurierung wurde der Visbyter Reiter zu einem Reiter der Mitte des 17. Jhs. umgebildet. E. H.

Dick Wase, *Kyrkorna i Visby. Några reflektioner rörande deras tillkomst, funktioner och församlingar* (Gotländsk Arkiv 62, 1990, 29–52; mit Zusammenfassung). Vf. erschließt aus den sogenannten Taxuslisten (angelegt um 1230) neue Nachrichten über die Anfänge der Visbyter Kirchen, die er mit den bisher bekannten Quellen kombiniert: St. Hans (älteste Kirche, 11. Jh. entstanden, Oberschichtgemeinde, Deutsche und Gotländer); St. Clemens (seit 1. Hälfte 12. Jh., Gotländer der Oberschicht); St. Per (ca. Mitte 12. Jh., geringer Teil soziale Oberschicht – national gemischt, Hauptanteil Unterschicht); St. Maria (1190 deutsche Kaufmannskirche, ab ca. 1225 interparochiale Kirche deutscher Kaufleute); St. Laurentius (1220er Jahre, Gotländer der Oberschicht); St. Olof (ca. 1235/40, Kirche für Stadtbewohner der Unterschicht); Drotten (Trinitatis) (Deutsche der Oberschicht); St. Michael (um 1250, Unterschicht); St. Nikolai (ca. 1170, russische Kirche); St. Jörgen (Ende 12. Jh., Leprosenkirche); Heiligen Geistkirche (1. Hälfte 13. Jh., Ende des Jhs., Hospitalkirche); St. Nikolai (Dominikaner), St. Katharina (Franziskaner); Solberga Kloster (Zisterzienserinnen), später kombiniert mit St. Jakob; St. Gertrud Kapelle (wohl der St. Gertrud Gilde). E. H.

Jarl Gallén, *Oktogonkyrkan i Visby icke Helgeånds, utan St. Jakob* (Gotländsk Arkiv 62, 1990, 53–58; mit Zusammenfassung). Vf. setzt die Begründung seiner

These darüber fort, daß die Oktogernkirche in Visby eine St. Jakobskirche gewesen sei, die vermutlich den Nonnen von Solberga als Gotteshaus diene. Eine Hospitalkirche sei der Bau nie gewesen. E. H.

Sten Körner, *Vilka medeltida källor om Visby och Gotland fanns bevarade, då Strelow skrev sin krönika på 1600-talet* (Gotländsk Arkiv 63, 1991, 143–154; mit Zusammenfassung). Vf. geht von dem Bericht des gotländischen Chronisten Strelow aus dem 17. Jh. aus, den dieser über die Auseinandersetzungen der Stadt Visby mit der gotländischen Landgemeinde im Jahre 1288 in seiner gotländischen Chronik liefert. Diese ist bei dem geringen Umfang des überlieferten Quellenmaterials für diese frühe Zeit der gotländischen Geschichte stets von den Historikern als wichtige Quelle herangezogen worden, da Strelow offensichtlich seine Darstellung auf inzwischen verlorenen Quellen aufbaut. Vf. kommt hierbei zu der Erkenntnis, daß Strelow zwar für seine Schilderung des 14. und 15. Jhs. viele Urkunden für seine Chronik verwendet hat, daß aber für die Zeit davor Urkundenbenutzung nicht nachgewiesen werden kann. Für die frühere Zeit lagen nach Ansicht des Vfs., die er einleuchtend begründet, mehrere gotländische – inzwischen verlorengegangene – Annalen vor, in denen über die Entstehung der Kirchen und schlechte Erntejahre usw. berichtet wurde. E. H.

FINNLAND. Lena Törnblom, *Finska arkivbestånd i Sture-arkivet?* (FHT 76, 1991, 377–395). – Das Sturearchiv mit der Korrespondenz der jüngeren Stures, die beim Stockholmer Blutbad 1520 hingerichtet wurden, stellt eine der wichtigsten Quellen zur schwedischen Geschichte der ersten zwei Jahrzehnte des 16. Jhs. dar. Die Spuren kleinerer Bestände finnischer Provenienz, die ins Sturearchiv gelangt sind, z.B. Akten des Åboer Stifts, der Stadt selbst und des Åboer Schlosses, verfolgt die Vf.in. C. Müller-Boysen

Finnland-Studien, hg. von Edgar Hösch Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München; Reihe: Geschichte, Bd. 59, Wiesbaden 1990, Harrassowitz, 328 S.). – Der vorliegende Sammelband enthält die ausgearbeiteten Fassungen von 19 Referaten, die auf einem Symposium deutscher und finnischer Historiker im Mai 1987 in München vorgetragen wurden. Der Schwerpunkt der Beiträge liegt auf den deutsch-finnischen Beziehungen im 19. und 20. Jh. – Ins 18. Jh. bewegt sich Edgar Hösch, wenn er in *Der bäuerliche Grundbesitz bei „Standespersonen“ deutscher Herkunft in Altfinnland* die Eigentumsverhältnisse der deutschen Kaufmanns- und Beamten-schicht zum Gegenstand seiner Untersuchungen macht. – Auf die vielfältigen Änderungen im Erwerbsleben der Kommandantur Wiborg in der Zeit zwischen den Friedensschlüssen von Nystad und Åbo geht Raimo Rantian in *Das Wirtschaftsleben Russisch-Finnlands 1721–1743* ein. – Abgerundet wird der Band durch drei Forschungsberichte: Kalervo Hovi, *Die Erforschung der baltischen Geschichte in Finnland*, Osmo Jussila, *Die Erforschung der russischen Geschichte in Finnland* und Hermann Beyer-Thoma, *Historische Finnlandforschung in der Bundesrepublik Deutschland*. C. Müller-Boysen

Sven-Erik Åström, *Anteckningar kring tjärhandelns tillbakagång i östra Finland* (FHT 75, 1990, 557–565) setzt sich mit der Stagnation und dem Niedergang des Teerhandels im östlichen Finnland um 1700 auseinander. Nach seiner Ansicht

sind die entscheidenden Faktoren nicht aus einer lokalhistorischen Perspektive zu erkennen. Im Gegenteil muß man den Teerhandel als Bestandteil eines Fernhandelsystems begreifen, bei dem Preisbildungen in Amsterdam oder London sich ganz konkret auf die Ertragslage der finnischen Händler und Teerbauern auswirkten und auch die staatlichen Steuereinnahmen aus dem Teerhandel beeinflussten.

C. Müller-Boysen

OSTEUROPA

(Bearbeitet von Norbert Angermann, Elisabeth Harder-Gersdorff
und Hugo Weczerka)

Die elf Beiträge des von Hans Rothe hg. Sammelbandes *Deutsche im Nordosten Europas* (Studien zum Deutschtum im Osten 22, Köln 1991, Böhlau, 287 S., 9 Abb.) befassen sich überwiegend mit Themen des 18. bis 20. Jhs. in den baltischen Ländern, darunter dem Pietismus, der Aufklärung, den Deutschbalten und der Kunstgeschichte. Neben den Aufsätzen von Erik Amburger, *Die Deutschen im russischen Reich und der Sowjetunion* (21–58), Klaus Neitmann, *Um die Einheit Livlands. Der Griff des Ordensmeisters Bernd von Borch nach dem Erzstift Riga um 1480* (109–137) sowie Stefan Hartmann, *Reval zwischen dem Nordischen und Siebenjährigen Krieg* (139–166), der besonders auch die Wirtschaftsverhältnisse in der Stadt betrachtet, sind hier vor allem drei Beiträge von Interesse: Manfred Hellmann befaßt sich mit der Rolle, die *Die Deutschen im europäischen Nordosten* (1–19) vom 12. bis zum 20. Jh. spielten. Sein Überblick reicht von den Kaufleuten aus Haithabu/Schleswig, Lübeck und Gotland über die ihnen folgenden Missionare und Ordensritter bis zur Umsiedlung der Deutschbalten 1939/41. Er erwähnt den Anteil des deutschen Adels, der Bauern und Handwerker an der frühneuzeitlichen ländlichen und städtischen Siedlung vor allem in Litauen, die konfessionellen Gegensätze im Baltikum. – Norbert Angermann untersucht die Bedeutung, die *Deutsche Kaufleute im mittelalterlichen Novgorod und Pleskau* (59–86) hatten. Seit der ersten Erwähnung der deutschen Handelsfahrt nach Novgorod 1165 zeigten Kaufleute aus dem Westen während des gesamten Mittelalters ein Interesse an diesem wichtigsten Handelsplatz Nordosteuropas. A. untersucht anschaulich die vielfältigen Aspekte, die diese Handelsverbindung beeinflussten und bewirkten: die Herrschaftsverhältnisse in Novgorod, die Erschließung der Land- und Wasserwege dorthin, die Nutzung des Goten- und Peterhofs, Herkunft und soziale Gliederung der Kaufleute, Struktur und Bedeutung der Fahrergruppen, das Warenangebot und die Handelspraxis sowie schließlich auch die kulturellen Kontakte. Pleskau hatte als Handelsplatz zwar eine geringere Bedeutung als Novgorod, dennoch sind deutsche Kaufleute bereits um 1200 von der Dünamündung dorthin gefahren; es entwickelte sich zu einer wichtigen Station auf dem Weg nach Novgorod und zu anderen russischen Handelsplätzen. Die Stadt macht sich im 14. Jh. von Novgorod unabhängig und profitierte seit der Mitte des 15. Jhs. von dessen Niedergang. Vor allem Kaufleute aus Livland und Lübeck waren hier aktiv. – Über *Das deutsche Bürgertum im mittelalterlichen Finnland* (87–108) kann Rudolf Dencker aufgrund der spärlichen Quellen mit aller Vorsicht nur Vermutungen äußern. Gotländische und deutsche Kaufleute werden die an oder nahe der finnischen Küste gelegenen Orte –

u.a. Åbo, Wiborg und Borgå – seit der zweiten Hälfte des 12. Jhs. auf ihrem Weg nach Rußland als Zwischenstation benutzt und z.T. auch besiedelt haben. Stadtgrundrisse, die vorherrschende Ratsverfassung und das Namenmaterial deuten auf deutschen Einfluß hin. Der Anteil der Deutschen an der Bevölkerung der finnischen Städte wird auf ca. ein Drittel geschätzt; sie bildeten eine relativ homogene Volksgruppe mit engen verwandtschaftlichen Beziehungen besonders nach Reval, Stockholm, Visby, Danzig und Lübeck. O. Pelc

Zu dem leider steckengebliebenen *Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa*, begründet von Jadran Ferluga, Manfred Hellmann und Herbert Ludat, hg. von Frank Kämpfer, Rainer Stichel und Klaus Zernack, ist erfreulicherweise wieder ein Beiheft (Nr. 7) erschienen: Christian Lübke, *Arbeit und Wirtschaft im östlichen Mitteleuropa. Die Spezialisierung menschlicher Tätigkeit im Spiegel der hochmittelalterlichen Toponymie in den Herrschaftsgebieten von Piasten, Přemysliden und Arpaden* (Stuttgart 1991, Franz Steiner Verlag, IV, 115 S., 2 Tabellen, 10 Diagramme). L. geht von der Tatsache aus, daß viele mittelalterliche Ortsnamen in Polen, Böhmen und Ungarn auf appellativische Bezeichnung für eine menschliche Tätigkeit in den Volkssprachen zurückgehen und daß diese Tätigkeiten eine gewisse Verbreitung gehabt haben müssen – sonst hätten sie sich nicht in Ortsnamen niedergeschlagen. Eine quantitative Auswertung und Lokalisierung der Ortsnamen läßt L. beiseite; ihm geht es bei der „Bestandaufnahme des tätigkeitsbezeichnenden Namenmaterials“ um den „strukturellen Vergleich bestimmter Wirtschaftszweige“ (10). Gestützt auf zahlreiche regionale Untersuchungen, hat er ein Glossar der in den Ortsnamen bis zum 12. Jh. (d.h. vor dem Landesausbau) überlieferten Tätigkeiten erstellt und ausgewertet. Das Material hat er nach Modellen der Dienstorganisation in sieben große Gruppen (Hof-, Wald- und Jagddienst, Tierzucht, Handwerk, Nahrungsmittelproduktion, Bergbau, Militär-, Grenzdienst und Verkehr) mit vielen Unterteilungen gegliedert, und für die einzelnen Tätigkeiten hat er im Glossar Quellenbelege sowohl toponymischer als auch appellativischer Natur sowie lateinische Termini zusammengestellt (18–78). Die in den Ortsnamen überlieferten Tätigkeiten (Übersicht 83–87) bieten ein Spiegelbild der Wirtschaft in den Herrschaftsgebieten der Piasten, Přemysliden und Arpaden. L. ordnet sie einmal „nach natürlichen Grundlagen“, womit er Kategorien vor der Entstehung der Fürstenherrschaft erfassen wollte (Hauptgruppen: Wald-, Holz-, Bienen- und Jagdwirtschaft, Wasserwirtschaft, Bodenkulturen, Weidewirtschaft, Bodenschätze, Dienstleistungen), dann „unter den Bedingungen staatlicher Organisation“ (Versorgung mit Nahrungsmitteln, Versorgung mit Gebrauchsgütern, Infrastruktur und Dienstleistungen). Herausgehoben seien die interessanten Ergebnisse L.s beim Vergleich der Zahlen für bezeugte Tätigkeiten und dazugehörige Grundworte im Slawischen und im Madjarischen: die Prozentzahlen für Wald- (vor allem Holz-) und Weidewirtschaft sowie für Handwerk sind im Slawischen erheblich höher als im Madjarischen, dafür sind im Madjarischen die Dienstleistungen stärker vertreten als im Slawischen. Hinter diesen Feststellungen verbergen sich – trotz methodischer Unsicherheiten – gewiß richtige Hinweise auf unterschiedliche Sozial- und Wirtschaftsstrukturen auf der Grundlage verschiedener Siedlungsräume.

H. W.

Das Institut für Geschichte der UdSSR der Moskauer Akademie gab in zwei Hefen *Forschungen zur Geschichte der Litauischen Metrik* heraus (Issledovanija po istorii Litovskoj metriki. Sbornik naučnych trudov I–III, Moskau 1989, 1–184, 185–385). Die quellenkundliche Aufsatzsammlung steht in Zusammenhang mit dem gescheiterten Plan, das besonders für die Geschichte Litauens, der Ukraine und Weißrusslands so wichtige Material der Litauischen Metrik – des vor allem in Moskau und Warschau aufbewahrten Archivs des Großfürstentums Litauen – in bedeutendem Umfang zu publizieren. A. L. Choroškevič kennzeichnet in einem grundlegenden Beitrag die komplizierte Entstehung und Zusammensetzung des umfangreichen Archivs (11–31). S. V. Dumin spricht über die Litauische Metrik im 17. Jh. (85–104), wobei er das Vordringen der polnischen Sprache gegenüber dem Altweißrussischen in den Schriftstücken verdeutlicht und außerdem u.a. vermerkt, daß die Bücher mit den stadtbezogenen Entscheidungen der Assessorengerichte z.T. Korrekturen am sonstigen Bild von der Lage in den Städten ermöglichen. Für das 17. Jh. gibt es sieben Bücher, die sich nach dem Territorialprinzip speziell auf Polnisch-Livland und Kurland beziehen (93 f.) S. V. Abrosimova sichtet den Quellenbestand im Hinblick auf seine Bedeutung für die Geschichte der ukrainischen Städte in der 1. Hälfte des 16. Jhs. (196–216). Besonders viele Quellen liegen aus dieser Zeit für Luck und Kiev vor, weniger für Vladimir, Kremenec und Braclav. Vf. zeigt den Wert dieses Materials für die Kenntnis des ukrainischen Handels und Handwerks und spricht über Verleihungen des Magdeburger Rechts an die Städte. Des weiteren ermittelt A. N. Bulyko Fremdwörter in der weißrussischen Geschäftssprache des frühen 16. Jhs. (252–263), wobei er vor allem Entlehnungen aus dem Polnischen, aber auch solche aus dem Deutschen nachweist. N. A.

ESTLAND/LETTLAND. Einen nützlichen Überblick über die Entstehung und die Inhalte der *Baltischen Archivfilme im Herder-Institut in Marburg* gibt Wilhelm Lenz (Journal of Baltic Studies 21, 1990, 309–318). – Im Zuge der Umsiedlung der Deutschbalten im Jahre 1939 kam es im Baltikum zu einer spektakulären Archivalien-Verfilmung, bei der knapp eine Million Aufnahmen von den verschiedensten Archivalien aus den Archiven in Riga, Reval/Tallinn und Dorpat/Tartu gemacht wurden. 765 der damals insgesamt angefertigten 800 Mikrofilmrollen werden heute im Herder-Institut in Marburg verwahrt, wohin sie nach mehreren Zwischenstationen in den 1970er Jahren gelangt sind. Nachdem die Filme 1976 aufgrund ihres schlechten Zustandes für die Benutzung gesperrt worden waren, steht dem Benutzer nun wieder der größte Teil in Form von Kopien und Rückvergrößerungen zur Verfügung. Vf. bedauert, daß diese Schätze von der Forschung in fast unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden seien. Laut Vf. scheinen die Gründe dafür nicht zuletzt mit der Entstehung der Mikrofilme verknüpft zu sein: Die finanzielle Beteiligung des Reichsführers SS und die Einbindung der Verfilmungsaktion in die nationalsozialistische Propaganda hätten dazu beigetragen, die gesamte Aktion nach dem Krieg in Mißkredit zu bringen. Schließlich stellt Vf. die Findmittel und das verfilmte Material genauer vor – anhand eines Auszuges aus der von K. Dülfer erstellten Übersicht über „Die Baltischen Archivfilme“ (Baltische Briefe 6, 1953) und mit Ergänzungen von P. Wörster, Archivar des Herder-Instituts. Auf diese Weise wird dem an den Archivalien Interessierten eine bequeme erste Orientierung über Art und Inhalte dieser verfilmten Schätze aus baltischer Vergangenheit möglich. S. Weede

Das neue *Journal des Instituts für die Geschichte Lettlands* der Rigaer Akademie (Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls 1991, 1) enthält einen Beitrag von Z. Apala über *Die Bestattung eines vornehmen lettgallischen Mannes auf dem Gräberfeld Ģūģeri* unweit von Wenden (Dižciltīga latgaļa apbedījums Ģūģeru kapulaukā, 11–29, dt. Zusammenfassung). Das untersuchte Grab eines hochgestellten Angehörigen der lettgallischen Oberschicht aus dem 11. Jh. enthält nicht nur ein importiertes zweischneidiges Schwert und eine orientalische, mit Brokatbändern geschmückte Mütze, sondern auch den vollen Satz des beruflichen Zubehörs eines Kaufmanns mit Geldwaage, Gewichten und Münzen im Lederbeutel. Danach spricht T. Zeids, der Nestor der lettischen Mediävistik, über *Volter von Plettenberg und seine Bedeutung im Rahmen der Geschichte Lettlands* (Valters fon Pletenbergs un viņa nozīme Latvijas vēsturē, 30–52, dt. Zusammenfassung). Geschildert wird der Lebensweg des livländischen Ordensmeisters, und anhand seiner Rußlandpolitik und seines Verhältnisses zur Reformation wird das Bemühen Plettenbergs um friedliche Lösungen aufgezeigt. Des weiteren geht Z. auf die Frage ein, warum der Meister den Orden in Livland nicht säkularisiert hat. Die verständnisvolle Würdigung Plettenbergs stellt einen Gleichklang mit der deutschen Forschung her. Der begrüßenswerte Band enthält außerdem u.a. eine detaillierte chronologische Tabelle zur Geschichte Lettlands bis zum Ende des 13. Jhs., erstellt von den kompetenten Autoren A. Vasks, V. Pāvulāns und M. Auns (149–165), ferner Rezensionen, Kongreßberichte und Nachrufe, darunter solche auf die 1990 verstorbenen Wirtschaftshistoriker Herbert Ligi aus Dorpat/Tartu (199 f.) und Georg Jensch aus Riga (200–202).
N. A.

Priit Raudkivi untersucht in einer Abhandlung über *Die Entstehung des Landtages. Ein Kapitel aus der Geschichte Livlands im 14. und 15. Jahrhundert* (Maapäeva kujunemine. Peatükk Liivimaa 14.–15. sajandi ajaloost, Tallinn 1991, 176 S.) die Entwicklung des Ständewesens und die Ursprünge der Tagungen der Landesherren mit den Ständevertretern. Unter Berufung auf E. Pitz (1971) und M. Hellmann (1985) betont Vf., daß Livland im 13. Jh. nicht Reichslehen war. Dennoch habe das Land am Feudalisierungsprozeß voll Anteil gehabt. Hinsichtlich der ständischen Entwicklung müsse aber nicht nur Livland als Ganzes, sondern jedes einzelne Territorium behandelt werden. Dies werde durch die zeitlich abgestufte Entstehung der Adelskorporationen im dänischen Harrien-Wierland, in den Stiften und im Ordensland deutlich gemacht. Vf. stellt die Frage, von welchem Zeitpunkt an der Adel auf den ständischen Zusammenkünften eigene Interessen und nicht mehr die der Lehns- und Landesherren verfolgte und von wann an bei ihm eine gesamtständische Zusammengehörigkeit empfunden wurde. Die gleiche Frage sei eindeutiger hinsichtlich der Hansestädte Riga, Reval und Dorpat zu beantworten. – In der ersten Hälfte des 14. Jhs. wurden, wie Vf. unterstreicht, die Zusammenkünfte stets vom Orden organisiert oder von ihm im Interesse seiner Hegemoniebestrebungen ausgenutzt. Am Ende des 14. Jhs. ergriffen auch die Städte die Initiative, um ihre oder der Hanse Sonderinteressen auf Tagungen vorzubringen. Aber erst seit 1419 pflegten im Interesse der Landesherren alle oder fast alle Stände teilzunehmen. Den Grund sieht Vf. im veränderten politischen Gleichgewicht zwischen Orden und Bischöfen als Folge der Spannungen zwischen Livland und Preußen, militärischer Niederlagen (Swienta 1435) und innerer Rivalitäten und Niedergangerscheinungen im Orden (Westfalen und Rheinländer). So kam 1435 zu Walk das Ständebündnis

auf sechs Jahre zustande, doch wurde eine stabile Ordnung von Dauer damit nicht geschaffen. Außer der Harrisch-Wierischen vertraten die Vasallensschaften keine eigene Position und hatten nicht einmal das Recht zur Meinungsäußerung. Vf. weicht mit seinen Wertungen erheblich von bisherigen Betrachtungsweisen deutschbaltischer Historiker seit F. G. von Bunge (seit 1836) und neuerdings polnischer Autoren (Kostrzak, 1985) ab, doch will er nicht mehr, als die Problematik aus seiner Sicht zur Diskussion stellen.

H. von zur Mühlen

Im zeitlichen Anschluß an die Arbeiten seines Lehrers Arkadi Molvögin hat Ivar Akselevič Lejmus eine Kandidatendissertation über *Die Münzwirtschaft Livlands im 16. Jahrhundert (1515–1581/94)* verfaßt, deren Autorenreferat uns vorliegt (Monetnoe chozjajstvo Livonii v XVI veke / 1515–1581/94 gg./, Avtoreferat dissertacii na soiskanie učenoj stepeni kandidata istoričeskich nauk, Tallinn 1989, 17 S.). Unter Heranziehung archivalischer Quellen hat L. die Entwicklung von der Münzreform des Jahres 1515, die für Livland grundlegende Bedeutung besaß, bis zum Übergang Rigas und Revals – der beiden Hauptzentren der Münzprägung – zu neuen Geldsystemen untersucht. Wie verdeutlicht wird, wurden im 16. Jh. auch in Livland, dem mittel- und westeuropäischen Trend entsprechend, größere Nominale ausgeprägt, weil die bisherigen Kleinmünzen den Bedürfnissen des Verkehrs nicht mehr genügten. Dies geschah zunächst im Rahmen eines Münzvereins der livländischen Landesherren. Die letzteren waren wegen ihrer teilweise entsprechend fixierten Einkünfte an der Stabilität des Geldwertes besonders interessiert, während die Münzmeister und die städtischen Obrigkeiten eine andere Haltung zeigten, weil die Münzhöfe ihre Ausgaben durch Münzverschlechterungen beglichen und weil den Städtern an der Verfügbarkeit einer ausreichenden Zahl von Münzen gelegen war. Wie L. zeigt, haben die Landesherren auch nach dem Ausbruch des kostenintensiven Livländischen Krieges (1558–1583) keine so starke Münzverschlechterung herbeigeführt, wie man oft meinte. Notwendigerweise zerfiel aber der livländische Münzverein in der Frühzeit dieses Krieges, und das Münzrecht ging dann an neue Herrscher über, vor allem an die Könige der Siegermächte Schweden und Polen. In deren Geldsysteme integrierte sich die livländische Münzwirtschaft endgültig 1581 (Riga) und 1594 (Reval).

N. A.

V. Vilīte kennzeichnet *Die Entwicklung der Form und des Ornaments der Arbeiten der Silberschmiede Lettlands im Kontext der europäischen angewandten Kunst (16. – frühes 18. Jahrhundert)* (Formas un ornamenta evolūcija Latvijas sudrabkaļu darbos 16. gs. – 18. gs. sākumā Eiropas lietišķas mākslas kontekstā. ZAVēst 1991, 5, 40–53, russ. Zusammenfassung). Dabei wird u.a. verdeutlicht, daß die Rigaer Edelschmiede lübische Anregungen aufnahmen.

N. A.

Mit der von Raimo Pullat herausgegebenen Folge des Jahrbuchs *Alt-Reval* (Vana Tallinn I [V], Tallinn 1991, dt. und russ. Zusammenfassungen, 115 S., 8 Abb.) wurde ein altes Projekt neu aufgenommen. Bereits in der Zwischenkriegszeit waren schon einmal vier Jahrgänge dieses Forums für die Geschichte der alten Hansestadt Reval erschienen – unter der Beteiligung von Paul Johansen, eines der hervorragendsten Kenner des alten Livland im allgemeinen und der Stadt Reval/Tallinn im besonderen. Das neue Heft beinhaltet – neben estnischsprachigen Rezensionen vorwiegend hansegeschichtlich relevanter Publikationen – sieben Aufsätze, die sich

alle mit bestimmten Aspekten des Handwerks und der Handwerkerschaft im alten Reval befassen. L. Kotter beleuchtet beispielsweise *Die Stellung der Ratshandwerker in Reval im 15.–16. Jahrhundert* (8–14). Vf.in meint, der Begriff „Ratshandwerker“ sei nur bedingt anwendbar, um die Ratshandwerker einerseits von den anderen Ratsdienern und andererseits von den anderen Handwerkern zu unterscheiden. Sie seien, obwohl meistens auch zünftige Meister, direkt ihrem Arbeitgeber – dem Rat – unterstellt gewesen und betätigten sich hauptsächlich in der Kommunalwirtschaft. Dafür habe es verschiedene Begünstigungen und Zuschläge gegeben. Die Ratshandwerker spielten laut Vf.in eine wichtige Rolle für das reibungslose Funktionieren der Stadt als eines einheitlichen Organismus. Man habe ihnen verschiedene verantwortungsvolle Aufgaben überlassen können, denn sie seien durch den Amtseid zur Treue verbunden gewesen. Ebenfalls gewissermaßen im „öffentlichen Dienst“ standen die bis zur Mitte des 19. Jhs. im Amt befindlichen Stadtuhrmacher, über die W. Konsap in seinem Aufsatz *Über die Revaler Turmuhren und Uhrmacher im 15.–19. Jahrhundert* berichtet (15–21). T. Veispak betrachtet weniger ehrenhafte Tätigkeiten. In seinem Beitrag *Unehrlische Gewerbe in Reval gegen Ende der Schwedischen Herrschaft* (33–40) beschreibt Vf. die betroffenen Berufe: An erster Stelle sei der Henker und seine Familie zu nennen. Aber auch Gerichtsvollzieher, Gefängniswärter und andere, die in einer bestimmten Beziehung zu den verbrecherischen Schichten standen, hätten einen gewissen Abstand von der „ehrlichen“ Gesellschaft einhalten müssen. Im Unterschied zu Deutschland habe es in Reval nur wenige unehrliche Handwerksberufe gegeben. Es kämen hier nur die Leinweber in Frage. Dennoch seien alle Tätigkeiten, die von Undeutschen ausgeübt wurden, von den deutschen zünftigen Handwerkern als minderwertig und erniedrigend angesehen worden. – Insgesamt bieten die Beiträge des neuen Bandes von „Vana Tallinn“ ein recht eindrucksvolles Bild von Leben und Arbeit bestimmter Handwerker im alten Reval, wenngleich doch bedauert werden muß, daß alle Zusammenfassungen – sowohl die russischen als auch die deutschen – um einiges zu knapp ausgefallen sind. S. Weede

Ernst Gierlich, *Reval 1621 bis 1645. Von der Eroberung Livlands durch Gustav Adolf bis zum Frieden von Brömsebro* (Bonn 1991, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, 404 S.). – Arno Weinmann, *Reval 1646 bis 1672. Vom Frieden von Brömsebro bis zum Beginn der selbständigen Regierung Karls XI.* (Bonn 1991, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, 189 S.). – Die beiden Untersuchungen umfassen zwar nur kurze, durch die schwedische Reichsgeschichte gegliederte Zeitabschnitte in der Geschichte Revals, sie gehen dafür aber intensiv auf diese ein, wenn auch mit unterschiedlichen Ansprüchen der Autoren. Beide Arbeiten fußen auf dem reichhaltigen Quellenmaterial des bis 1990 in Koblenz verwahrten Revaler Stadtarchivs. G. versucht, alle Lebensbereiche der Stadt und ihrer Bewohner zu erfassen. Er geht auf den Rat, die Gemeinde und die Gilden, die Finanz-, Hafen- und Bauverwaltung ein, die Beziehungen der Stadt zur schwedischen Krone, zum Gouverneur und zur estländischen Ritter- und Landschaft. Er beschreibt das Gerichts- und das Militärwesen, die Situation der Kirche, das kulturelle Leben und die sozialen Verhältnisse, bei denen er z.B. Bevölkerungszahl, Familienstrukturen, Wohnverhältnisse, Gesundheit und Armut betrachtet. Das Spektrum der Themen reicht von Taufordnungen bis zu Diebstahlsdelikten, von den städtischen Literaten bis zur Abfallbeseitigung. Im umfangreichen Wirtschaftsteil werden der Handel

mit dem Schiffsverkehr, dem Im- und Export sowie den Zolleinnahmen, das Handwerk und seine Probleme, das Münzwesen, die städtische Landwirtschaft, Preise, Löhne und Lebenshaltungskosten untersucht. Reval hatte seine einst bedeutende Stellung im Ost-West-Handel im 17. Jh. verloren; es mußte versuchen, sich gegen die Konkurrenz Narwas im Rußlandhandel sowie der Handelsaktivitäten des Adels und der Bauern in seinem baltischen Hinterland zu behaupten. – W. setzt in seiner Untersuchung thematische Schwerpunkte und behandelt die für seinen Zeitraum bestimmenden Ereignisse und Entwicklungen. Die Maßnahmen der schwedischen Regierung zur Belebung des Ostseehandels und der Abschluß des Kommerzientraktates von 1648 hatten keine eindeutige Stärkung des Revaler Handels zur Folge. Die Streitigkeiten der Stadt mit dem estländischen Adel sowie den Städten Narwa und Nyen setzten sich fort. Schwedens Kriege belasteten die städtische Wirtschaft und die Bevölkerung durch Festungsbau, Kontributionen und Einquartierungen. Schlimmere Auswirkungen hatte die Pest von 1657, ihr fielen ca. zwei Drittel der Stadtbewohner zum Opfer. Die schlechte wirtschaftliche Lage der Stadt sowie die überkommenen ständischen Schranken führten zu Konflikten zwischen den Handwerkern und der Großen Gilde der Kaufleute einerseits, die auf ihren Zunftrechten beharrten bzw. Mitsprache forderten, und dem Rat andererseits, der seine Autorität und Unabhängigkeit verteidigte. – Beide klar gegliederten und gut lesbaren Studien liefern ein anschauliches Bild der Revaler Verhältnisse im 17. Jh. Graphiken, Tabellen sowie Personen- und Ortsregister erleichtern die Benutzung. Im Sinne moderner Stadtgeschichtsforschung müßten nun noch langfristig wirkende Brüche und Kontinuitäten in den einzelnen Lebensbereichen der Stadt untersucht sowie allgemeine und besondere Entwicklungen der Revaler Stadtgeschichte im Vergleich zu anderen Städten und Regionen festgestellt werden. O. Pelc

LITAUEN. Der zweite Band der „Atti e Documenti“ (zu Bd. 1 s. HGbll. 109, 1991, 200 f.) enthält zwölf Vorträge des internationalen Colloquiums, das anlässlich der 600-Jahrfeier der Christianisierung Litauens im Juni 1987 in Rom stattgefunden hat. Hier kann nur auf die Beiträge eingegangen werden, welche die Hanse und den Hanseraum berühren. – Manfred Hellmann behandelt *Die Päpste und Litauen* (27–61) von den frühesten Kontakten bis zur Christianisierung der Litauer und zur Vollendung einer Kirchenorganisation in deren Land im frühen 15. Jh., dabei auch die Bemühungen der Nachbarn (Deutscher Orden, Polen), die Litauer für das Christentum zu gewinnen. Die Feststellung H.s, der Deutsche Orden habe alles getan, den Weg der Litauer zu Christus zu erschweren, erscheint in dieser Entscheidung als überraschend, ist aber in letzter Konsequenz doch richtig. Das Verhältnis des Deutschen Ordens zu Litauen zur Zeit des Großfürsten Olgierd (1345–1377) berührt auch Rasa Mažeika in seinem Beitrag *The Relations of Grand Prince Algirdas with Eastern and Western Christians* (63–84). William Urban, *The Teutonic Order and the Christianization of Lithuania* (105–135), hat sich vollkommen der Untersuchung der Rolle des Deutschen Ordens bei der Christianisierung Litauens gewidmet: Er wägt alle Argumente vorsichtig ab und stellt auch die schwerwiegende Frage, ob die Fortsetzung des Kampfes gegen die Litauer für den Orden nicht wichtiger war als deren Bekehrung. Jedenfalls wurden die Litauer ohne Zutun des Ordens Christen; freilich geht U. auch hier den weltlichen Zielen der Handelnden nach. – *Der Anteil der geistlichen Orden an der Christianisierung Litauens* war nach Kaspar Elm (175–203) nicht besonders groß; immerhin waren vor allem die Fran-

ziskaner an den Bemühungen um die Bekehrung der Litauer beteiligt, u.a. im 13. und frühen 14. Jh. von Riga aus. – Tore S. Nyberg, *Skandinavien und die Christianisierung des südöstlichen Baltikums* (235–261), trägt nur wenig zum Thema „Litauen“ bei; dafür beschäftigt er sich mit den kriegerischen, politischen und missionarischen Unternehmungen Dänemarks, Schwedens und der Deutschen im Ostseeraum von Pommern bis Finnland vom Hochmittelalter bis ins 14. Jh. Dabei weist er auch auf wenig bekannte Verbindungen hin, gibt aber zugleich auch recht unscharfe und unzuverlässige Nachrichten wieder (Expansion der „Deutschen aus Magdeburg“ im Baltikum; die deutsche Mission aus Bremen verdrängt „im Baltikum die bisherige magdeburgische Mission“, 237). Das „Bestreben der Deutschen, 1227 das Stadtrecht von Riga in Reval einzuführen“, auf „die deutsche Mission“ zurückzuführen, die sich nicht mit der dänischen Präsenz im Baltikum abfinden wollte (246), ist eine etwas unsichere Aussage, aber letzten Endes doch akzeptabel, wenn man die Rivalitäten mehr politisch-wirtschaftlich, weniger missionarisch auffaßt. – Insgesamt ist ein beträchtlicher Wert der in diesem Band zusammengefaßten Beiträge festzustellen. H. W.

Nach seinen Darstellungen *The Baltic Crusade*, *The Prussian Crusade* und *The Livonian Crusade* (vgl. HGBll. 101, 1983, 249) setzt William Urban seine Monographien zur Geschichte des Deutschen Ordens mit *The Samogitian Crusade* (Chicago 1989, Lithuanian Research and Studies Center, 304 S., Abb., Kartenskizzen, genealog. Tafeln) fort. Das Thema des Buches ist die Eroberung Žemaitens (Samogitiens) durch den Deutschen Orden im 14. Jh., welche nie dauerhaft gelang. U. schildert detailliert die zahlreichen Kriegszüge des Ordens, seine Absichten, Erfolge und Niederlagen sowie die Reaktion der Žemaiten. Er bezieht die innere Verfassung des Ordens ebenso mit ein wie die Rolle der erstarkenden Nachbarn Litauen und Polen. Darüber hinaus werden aber auch die sich wandelnde Bedeutung der Kriegszüge für den europäischen Adel und dessen Ritterideal sowie ihre Grausamkeiten und Strapazen deutlich. Die lebendige Darstellung macht das Buch zu einer anregenden Lektüre, die nur etwas durch den schwer erkennbaren roten Faden getrübt wird. O. Pelc

Alvydas Nikžentaitis eruiert *Das Programm der außenpolitischen Handlungen des Großfürstentums Litauen im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und ihre Ergebnisse* (Lietuvos Didžiosios Kunigaikštystės užsienio politikos veiksmų programa XIV a.-XV a. I pusėje ir jos įgyvendinimas. In: *Lituanistica* 1990, 3, 31–40, dt. Zusammenfassung). Als wichtigste Ziele Litauens betrachtet Vf. das Streben, die Gefährdung durch den Deutschen Orden zu beseitigen, einen Teil des Ordenslandes zu erhalten und den Orden an die Grenze zwischen Russen und Tataren zu verpflanzen, sowie die Anerkennung des Rechtes, die gesamte Ruś zu erobern; dieses Programm habe Litauen nach seiner Personalunion mit Polen (1385) mit dessen Hilfe weiterverfolgt. N. A.

Die Aktivität der litauischen Diplomatie in Mitteleuropa im sechsten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts wird von Alvydas Nikžentaitis gekennzeichnet (Lietuvos diplomacijos veikla Vidurio Europoje XIV a. VI dešimtmetyje. In: *Lituanistica* 1991, 2(6), 3–12, dt. Zusammenfassung). Mit dem Ziel, ausländische Unterstützung – u.a. diejenige Karls IV. – zu erhalten, haben die litauischen Fürsten 1349–58 dreimal

die Taufannahme erstrebt bzw. in Aussicht gestellt. Obwohl diese Projekte keine Realisierung erfuhren, wurde durch sie der Heidenkampf des Deutschen Ordens gegen die Litauer erschwert. N. A.

WEISSRUSSLAND. Reiches archäologisches Fundmaterial auswertend, behandelt Ja. G. Zverugo *Das obere Memelgebiet im 9.–13. Jahrhundert* (Verchnee Ponemaŋe v IX–XIII vv. Minsk 1989, Navuka i Tehnika, 208 S., zahlr. Abb.). Untersucht werden sowohl baltische als auch slawische Altertümer, und in eigenen Kapiteln findet man die Wirtschafts- und Lebensweise, die Kultur und die Glaubensvorstellungen der Bewohner jenes weißrussischen Gebiets mit den Städten Grodno, Novogrudok, Volkovysk, Slonim usw. charakterisiert. Was ihre Außenbeziehungen betrifft, waren die Städte besonders eng mit dem Kiever Land und mit Wolhynien verbunden. Von dort stammen gefundene schieferne Spinnwirtel, gläserne Armbänder und sonstige Glaserzeugnisse, Kultgegenstände, glasierte Keramik, Metallschmuck und anderes mehr. Die für den Bereich der Alten Ruß einmalige Sammlung von Glasgefäßen aus Novogrudok enthält ca. 60 Kiever Stücke und 40 aus Byzanz bzw. dem Vorderen Orient. Zu den Funden byzantinischer Herkunft gehören auch Seidenstoffe aus Novogrudok und Grodno. Aus dem westlichen Europa stammen u.a. Glasgefäße (wohl aus dem Rheingebiet) und Münzen sowie als besonders eindrucksvolle Gegenstände ein in Volkovysk gefundener, sehr kunstvoll geschnitzter Löwenkopf aus Bein (vermutlich aus Süddeutschland) und ein Wasserspender in Gestalt eines Ritters (wahrscheinlich aus Niedersachsen). N. A.

RUSSLAND. Die Vortragsthesen von V. D. und S. V. Beleckij über *Die archäologische Erforschung Pleskaus. Einige Ergebnisse und Perspektiven* (Archeologičeskoe izučenie Pskova. Nekotorye itogi i perspektivy. Tezisy dokladov na VI Meždunarodnom kongresse slavjanskoj archeologii. Pskov, SSSR, april' 1991g., Leningrad 1991) bieten in knapper Form einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Grabungsarbeiten in Pleskau. Der gesamte Umfang der erforschten Kulturschicht beträgt inzwischen 4 ha; das weitgehend noch unveröffentlichte Material ermöglicht in Teilen eine Bestätigung bereits erzielter Ergebnisse, macht jedoch auch eine Umorientierung in einigen Aspekten erforderlich. Im Mittelpunkt des Interesses stehen dabei vier Schwerpunkte: die Entstehung Pleskaus, Pleskau als altrussische Stadt (12./13.Jh.), als Zentrum einer „Feudalrepublik“ (14./15.Jh.) und als Teil des Moskauer Reichs (16./17.Jh.), wobei ein besonderes Gewicht auf die Erforschung der Anfänge und des Endes der altrussischen Stadt gelegt werden soll. Abschließend wird eine detaillierte Periodisierung der mittelalterlichen Geschichte Pleskaus gegeben, wobei von Interesse ist, daß gerade in deren letzter Phase im 17.Jh. einzelne Pleskauer Kaufmannsfamilien zu beachtlichem Reichtum gelangten – dies läßt sich nicht zuletzt auch aus den „massenhaften Funden von Gegenständen westeuropäischer Herkunft“ (14) schließen. G. Pickhan

Neue Ergebnisse über *Die Bevölkerungszahl der mittelalterlichen Stadt: Möglichkeiten der Rekonstruktion (am Beispiel Pleskaus)* (Čislennost' naselenija srednevekovogo goroda: vozmožnosti rekonstrukcii (na primere Pskova). SovArch. 1991, 4, 108–122) legt K. A. Meržanova vor. Als mittlere Bevölkerungsdichte im Pleskau des 17.Jhs. gibt sie die Zahl von 55,5 Personen auf 1 ha an, indem sie mit Hilfe zum einen der Grabungsergebnisse und zum anderen der sog. „Dienstlistenbücher“

in einem ersten Schritt das bebaute städtische Territorium (360 ha) und die Gesamtbevölkerungszahl (ca. 20 Tausend) bestimmt. Ausgehend von der – allerdings nicht zu verifizierenden – Prämisse, daß die Bevölkerungsdichte Pleskaus vom 11. bis 16. Jh. stabil blieb, ermittelt Vf.in dann mit einer „retrospektiven Methode“ die Analogie von Bevölkerungswachstum und Erweiterung des Stadtgebietes. Demnach wuchs die Bevölkerungszahl des mittelalterlichen Pleskau von 5,8 Tausend im 12. Jh. auf 15,2 Tausend im 16. Jh. an. Die Dynamik des Wachstums führt Vf.in auf die Einbeziehung neuer Gebiete in die städtische Bebauung zurück, konstatiert allerdings auch den Einfluß anderer Faktoren (Klima, Epidemien, Kriege u.a.) auf die demographische Entwicklung.

G. Pickhan

S. A. Afanašev beleuchtet die Rolle von *Kommune und Fürst in Alt-Pleskau im 12/13.Jh.* (Obščina i knjaž v Drevnem Pskove v XII–XIII vv. In: Vestnik Leningradskogo Universiteta, Serija 2, Vyp.3, 1990, 89–93). Verschiedene Ereignisse im politischen Leben der Stadtrepublik im angegebenen Zeitraum interpretiert er entsprechend der Konzeption seines akademischen Lehrers I. Ja. Frojanov vom demokratischen Charakter der altrussischen Stadtstaaten dahingehend, daß Pleskau im Kiever Reich gleichsam eine Doppelrolle innehatte: als Novgorod untergeordnete Beistadt und als eigenständiger Verwaltungsbezirk (volost') mit „direkter Demokratie“ (90). Die Ablösung von Novgorod erfolgte laut Vf. durch die Berufung des aus Novgorod vertriebenen Fürsten Vsevolod auf den Pleskauer Thron im Jahre 1137; fortan habe Pleskau seine Stellung als autonome Stadtrepublik mit einem eigenen Fürsten an der Spitze kontinuierlich ausgebaut. Im Pleskauer Fürsten sieht Vf. einen Vertreter der Interessen „breitester Kreise“, bestimmender Faktor sei jedoch das „veče“ – die Volksversammlung – gewesen. – Bezeichnend für die gegenwärtige Situation der russischen Mediävistik ist die ausführliche Würdigung der vorrevolutionären Geschichtsschreibung wie auch die ausdrücklich vorgenommene Abkehr von der sowjetischen Forschung vergangener Jahrzehnte.

G. Pickhan

Die Städte der Nordöstlichen Ruß im 13.–15. Jahrhundert (Burg und Vorstadt, die städtische Bevölkerung) werden von V. A. Kučkin charakterisiert (Goroda Severo-Vostočnoj Rusi v XIII–XV vekach [Krepost' i posad; gorodskoe naselenie]. IstSSSR 1991, 2, 73–84). Zu allen Städten der behandelten Region gehörte eine Festungsanlage, deren Mauern mit Ausnahme derjenigen des Moskauer Kreml aus Holz bestanden. Nachdem die Zahl der Städte im 14. Jh. deutlich zugenommen hatte, erfolgte im 15. Jh. ein Wachstum der alten Zentren, woraufhin um 1500 nicht nur für Moskau, sondern auch für Tver' und Vladimir jeweils mehrere Vorstädte bezeugt sind. Die vorstädtischen Territorien wurden im 14. und 15. Jh. zunächst vom Adel und von der Kirche besiedelt, nicht aber, wie wir uns dies bisher vorstellten, von Kaufleuten und Handwerkern. Ungünstig für die städtische Entwicklung war, daß auf den adligen Höfen unfreie Handwerker tätig waren und daß die von den Fürsten zwangsweise in die Städte umgesiedelten Landhandwerker nicht für den Markt, sondern im fürstlichen Auftrag arbeiteten. Die am internationalen Handel beteiligte Oberschicht der Kaufleute bestand aus den Gosti-Surožane, die mit der Goldenen Horde und den italienischen Kolonien am Schwarzen Meer Handel trieben, und aus den westwärts orientierten Sukonniki.

N. A.

Evgenij Nikolaevič Nosov konzentriert sich in einer beachtlichen, hervorragend ausgestatteten Monographie auf *Das Novgoroder „Rjurikovo“-Gorodišče* (Novgorodskoe [Rjurikovo] Gorodišče, Leningrad 1990, Nauka, 214 S., 71 Abb., engl. Zusammenfassung). Es geht um die schon im 9. Jh. errichtete, slawisch-skandinavisch geprägte Burgsiedlung am Ausfluß des Volchov aus dem Ilmensee, in deren unmittelbarer Nähe im folgenden Jahrhundert das mächtige Novgorod entstand. Seit Beginn des 12. Jhs. war Gorodišče ständiger Sitz der Novgoroder Fürsten. N.s. Buch, wesentlich auf eigene Forschungen im Kontext archäologischer Grabungen zwischen 1975 und 1983 gestützt, verfolgt das Ziel, alle bislang gewonnenen Materialien zu systematisieren, um insbesondere das Verhältnis Gorodišches zu Novgorod in den Anfängen, also im 9. und 10. Jh. zu untersuchen. Insofern orientiert er sich an der alten wissenschaftlichen Gretchenfrage, auf welche Vorgängerin Novgorod als „Neue“ Burg des 10. Jhs. und spätere Metropole Nord-Rußlands zurückging. Um diesen historischen Titel konkurrieren neben Gorodišče vor allem Alt-Ladoga am See gleichen Namens und Staraja Russa im Süden des Ilmensees. Vfs. vorsichtig gefaßtes Ergebnis korrigiert und bekräftigt die zu Beginn des 20. Jhs. durch A.E. Presnjakov formulierten Thesen, die zugunsten Gorodišches sprechen. Größeres Gewicht jedoch mißt N. dem Bestreben zu, tiefer in die topographisch und chronologisch faßbaren Siedlungsprozesse der Ilmenregion einzudringen, um ihre ethnischen, sozialökonomischen, kulturellen und schließlich politischen Komponenten zu begreifen. Damit gilt sein Interesse einer Landschaft, deren frühgeschichtliches Schicksal in großem Maßstab verkehrsgeographisch determiniert war: Zuerst als Knotenpunkt zwischen dem Ostseeraum und dem Wolgaweg zum Vorderen Orient, vor allem nach Arabien; sodann wegen der Wasserwege vom Ilmensee zum Dnjepr, dem historischen „Weg von den Warägern zu den Griechen“ zur Zeit der Wikinger und der Gründung des Kiever Reichs. E. H.-G.

B. N. Florja legt eine Studie über *Die Erhebung der Handelszölle und die Posadbevölkerung im Russischen Staat (vom Ende des 15. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts)* vor (Sbor torgovyh pošlin i posadskoe naselenie v Russkom gosudarstve [konec XV – načalo XVII v.]. IstZap 118, 1990, 330–350). Dargelegt wird, daß die großfürstlichen Zollrechte zunächst in zunehmendem Umfang verpachtet wurden, wobei Moskauer Kaufleute als Pächter eine große Rolle spielten. Seit der Mitte des 16. Jhs. waren es jedoch oft gewählte Vertreter der örtlichen Gemeinden, denen die Moskauer Regierung die Einnahme der Zölle übertrug. Schließlich begann die Regierung im späten 16. Jh. mit der Ernennung von Zollvorstehern, von denen wiederum eine recht große Zahl der Oberschicht der hauptstädtischen Kaufmannschaft angehörte. Dies stand mit der gleichzeitigen Bildung der privilegierten, dem Staat aber dienstpflchtigen Gruppen der Gosti und der Kaufleute-Hundertschaften in Moskau in Zusammenhang. N. A.

Siegmond von Herberstein. Kaiserlicher Gesandter und Begründer der Rußlandkunde und die europäische Diplomatie, hg. von Gerhard Pferschy (Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 17, Graz 1989, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 280 S.). – Die 15 Beiträge des Sammelbandes befassen sich eingehend mit der Person Herbersteins, seinem politischen Umfeld, seiner Rolle als Gesandter und besonders seiner bekannten Beschreibung Rußlands, der seit 1549 erschienenen *Moscovia*. Ausführlich und anregend werden darüber hinaus die Diplomatie und

das Gesandtschaftswesen im Europa des 16. Jhs. betrachtet. Besonders breit angelegt ist die Studie von A. L. Choroškevič, *Die Quellen Herbersteins und die Moscovia als Quelle zur politischen, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Ruß im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts* (179–243). Sie analysiert die vielfältigen mündlichen und schriftlichen Quellen Herbersteins sowie seine persönlichen Beobachtungen und untersucht dann seine verschiedenen Interessengebiete. Diese reichen von geographischen Beschreibungen über die Lebensweise der einzelnen Stämme in der Ruß bis zur Sozialstruktur, der Wirtschaft, dem politischen System und der Außenpolitik. Herberstein geht dabei auch auf die russischen Städte und den Handel ein. O. Pelc

Walther Kirchner fragt in einer Betrachtung, die sich von der Kiewer Zeit (850–1250) bis in die Gegenwart erstreckt, nach *Kontinuität und Wandel im Wirtschaftsverkehr zwischen Rußland und dem Westen* (in: Oulun Yliopisto Historian Laitos, Erikospainossarja 260, 1991, 227–236). Er begreift das Geschehen von 1917 als einen klaren Bruch im ökonomischen Ost-Westgefüge, vor allem durch die Vernichtung der russischen Privatwirtschaft. Er hebt aber hervor, daß andere Komponenten wie die strikte Staatskontrolle im Außenhandel, das Prinzip staatlicher Konzessionen und Aufträge sowie die Begleitmusik von Bestechung und Korruption bis in die Moskauer Periode (1250–1600) zurückreichen. In dieser Zeit freilich habe im Zeichen der Hanse erstmals „ein beständiger, bedeutender Wirtschaftsverkehr zwischen Ost und West“ (230) eingesetzt, der sich jedoch in peripheren Zentren wie Novgorod/Pleskau, Livland und seit dem 16. Jh. in Archangelsk verankerte. Das entsprach einerseits dem kirchlich-staatlichen Interesse an Isolation, das später auch die Politik der Sowjetunion bestimmte. Damals wie heute unterstützten diese Tendenz jeweils herausragende Mängel des binnenrussischen Verkehrssystems und grundständige Vorbehalte gegen die westlichen Maßstäbe ökonomischer Effizienz.

E. H.-G.

Demgegenüber nennt die Studie von Hans-Heinrich Nolte, *Tradition des Rückstands: ein halbes Jahrtausend „Rußland und der Westen“* (VSWG 78, 1991, 344–364), schon im Titel das für den Vf. maßgebend wirksame Kontinuum. Die „Handlungsbedingungen der russischen Gesellschaft“, so seine These, seien „spätestens seit dem 16. Jahrhundert – unter anderem – durch einen entwicklungsmäßigen Rückstand zu Westeuropa bestimmt“ (345). Dabei habe sich das Ost-Westverhältnis auf mindestens zwei Ebenen korrelativ entfaltet. Beiderseits unterschiedliche Schübe des Wandels gestalteten den Abstand vom 16.–20. Jh. variabel. Nicht allein Konkurrenz, sondern auch politische und ökonomische Komplementarität prägten ein Bezugsfeld, das sich für N. als „System“ darstellt. Diese funktionale Verbundenheit wird faktographisch erläutert und im internationalen Rahmen vergleichbarer oder konträrer Prozesse diskutiert. Zwar klammert Vf. kulturell-religiös gewichtige Fragen nicht aus. Daß aber beim russischen „Lernen“ und „Hinterherlaufen“ das Militärische den Ausschlag gab und entsprechend das Ökonomische (z.B. Schwerindustrie im 17./18., Eisenbahnbau im 19. Jh.) zwingend nach sich zog, wird kein Kenner bestreiten. Im zeitlichen Vergleich konzentriert sich N. auf weiterführende Einsichten wie die, daß der Einsatz neuer Technologien ohne marktmäßige Kontrolle den Rückstand eher festschreibt; daß autochthone Wachstumschancen erstrangig von einer mit Kaufkraft ausgestatteten Binnennachfrage abhängen; daß man Rußlands relative Expansion vor 1800 als einen Pyrrhussieg ansehen kann, da sie

vom Kostenvorteil leibeigener Arbeitskraft abhing, von einem Faktor also, der das bedrohliche Stagnieren des Russischen Reichs im Industriezeitalter weitgehend bedingt hat.

E. H.-G.

Das Buch von Oleg Nikandrovič Vilkov, *Grundzüge der sozial-ökonomischen Entwicklung Sibiriens vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts* (Očerki social'no-ekonomičeskogo razvitija Sibiri konca XVI-načala XVIII v., Novosibirsk 1990, Nauka, 369 S., 23 Tab.), bezieht sich von der Sache her auf das Netz der Handels- und Verkehrswege Sibiriens (Kap. 2), das sibirische Zollsystem und die kommerzielle Funktion der Städte (Kap. 3), die Funktion der von den Bucharen (bucharci) unterhaltenen Verbindung zwischen Sibirien und Mittelasien (Kap. 4), den sibirischen Getreidehandel (Kap. 5), Handwerk und Gewerbe der russischen Bauern in Sibirien (Kap. 6) und schließlich auf den Einsatz von Lohnarbeit im nichtagrarisches Sektor Sibiriens (Kap. 7). Mit dieser aufgrund einer Palette von Zoll- und Gebührenbüchern intensiv angelegten Untersuchung verfolgt Vf. das Ziel, einen maßgebenden Beitrag zur Genesis des Kapitalismus in Rußland zu leisten und darzulegen, wie sich Sibirien im 17. Jh. zu einem eindeutigen Bestandteil des Gesamtrussischen Marktes auswuchs. Dabei distanziert er sich von sowjetischen Forschern, die wie N.I. Pavlenko u.a. fälschlich unterstellten, selbst Lenin betrachte in jener Zeit lediglich „Keime“ kapitalistischer Entfaltung als nachweisbar (Kap. 1). Davon abgesehen bietet V.s Arbeit fundierte Einblicke in den Ausbau des sibirischen Verkehrsnetzes mit seinen Anschlüssen an das europäische Rußland, aber auch an den Handel mit China. – Die Bedeutung, die um 1650 Tobol'sk vor allem als Handels- und Transitzentrum für Pelzwerk zukam, erläutert Vf. u.a. durch die Feststellung, Tobol'sk habe damals im Hinblick auf Größe, Besucherzahl und Güterumschlag west-russische Handelsstädte wie Tichvin und Pleskau überrundet und in etwa dem Niveau von Smolensk entsprochen. Die Hauptstraße über den Ural begann damals in Solikamsk an der Kama, dem großen Nebenstrom der Wolga. Sie führte nach Tobol'sk über Irbit und Verchotur'e. Zum Einzugsbereich der Messen von Irbit zählten 1721 insgesamt 24 Städte und Siedlungen, die sich über einen Raum verteilten, der von Petersburg bis Irkutsk und von Archangel'sk bis nach Simbirsk reichte.

E. H.-G.

Lindsey Hughes durchleuchtet wenig beachtete Dokumente im Hinblick auf *V.T. Postnikov's 1687 Mission to London: Anglo-Russian Relations in the 1680s in British Sources* (SEER 68, 1990, 447–460). Er analysiert eine in sich nicht ergiebige, jedoch zukunftsweisende Episode im britisch-russischen Verhältnis der vorpetrinschen Zeit. Londons lethargische Reaktionen auf politische Interessen der Zarin Sofija nach dem Russisch-polnischen Vertrag (1686) werden in einer Konstellation, wo „trade was the only serious concern which Englishmen then had in Russia“ (G.H. Jones) durchaus verständlich. Schließlich erschlossen britische Faktoren den westrussischen Markt gleichzeitig mit Erfolg über das schwedische Narva. Sie nutzten einen günstigen Stützpunkt, ohne zu ahnen, daß ihn wenig später das für England noch günstigere St. Petersburg ablösen werde.

E. H.-G.

Bei Boris Nikolaevič Mironov steht *Der Einfluß der Preisrevolution im Rußland des 18. Jahrhunderts auf die ökonomische und sozialpolitische Entwicklung* (Vlijanie revoljucii cen v Rossii XVIII veka na ee ekonomičeskoe i social'no-političeskoe

razvitie, IstSSSR 1991, 1, 86–191, 9 Tab.) zur Debatte. Er legt dar, wie ein säkularer Anstieg der Preise auf das insgesamt Fünffache (Getreide: 6,2 fach) hauptsächlich durch die enorme Vergrößerung der Außenumsätze zum Westen zustandekam und gleichzeitig die innere Kommerzialisierung (Marktbildung) forcierte. Der Preis für diese Einbindung in die internationale Arbeitsteilung war nach M. hoch. Er bestand in einer Stärkung des Agrarsektors, die dem Adel zugutekam, die Leibeigenschaft verschärfte, Gewerbe und Bürgertum schwächte und die Urbanisierung bremste. Den an sich bedenkenswerten Ausführungen zu folgen, fällt interessierten Historikern aufgrund der Mangelhaftigkeit entscheidender Belege jedoch schwer. Als Beispiel hierfür kann gleich die erste Tabelle dienen, in der es um den schrumpfenden Anteil von Gewerbecprodukten am russischen Export geht. Vf. „belegt“ ihn mit Daten für 1725, 1748, 1762 usw., wobei er das Jahr 1725, in dem die Exporte zu 72,2% aus gewerblichen Erzeugnissen bestanden, zum Maßstab erhebt. Er verschweigt, daß er sich damit auf situativ verzerrte Exportziffern stützt. 1725 nämlich endete ein von Peter I. verhängtes Ausfuhrverbot für russische Leinwand, die in überproportionalen Mengen stoßartig auf die Außenmärkte drängte (vgl. Repin, HGbl. 103, 1985, 269).
E. H.-G.

A. I. Jucht untersucht für *Astrachans Handelsverkehr zum Binnenmarkt in den 20er–50er Jahren des 18. Jhs.* (Torgovye svjazi Astrachani s vnutrennim rynkom, 20–50-e gody XVIII v., IstZap. 188, 1990, 139–201, 8 Tab.) Umfang, regionale Verteilung und kaufmännische Vermittlung von Warenströmen, die sich aus dem regionalen Umfeld und der auswärtigen Zufuhr der Wolgametropole am Kaspischen Meer speisten. Er stützt sich hauptsächlich auf Zollakten, die für den Zeitraum 1724–1753 im Astrachaner Gebietsarchiv mit mehr als 100 Bänden in einzigartiger Dichte überliefert sind. Vf. ermittelt, daß es sich bei den wolgaufwärts vermarkteten Erzeugnissen der Region weitgehend um Fisch (84 %) handelte. Von außen, also aus Transkaukasien, Iran, Mittelasien und Indien kommend, passierten Astrachan überwiegend Seidenstoffe und Tuche. Nur Pelzwerk (7,2 %) und Kupfer (9,6 %) hatten daneben ein relatives Gewicht. Diese südöstlichen Einfuhren bestritten wertmäßig rund zwei Drittel eines Güterverkehrs, der sich über Astrachan in weitreichender Streuung auf die Märkte des Russischen Reiches verteilte. Die Herkunft der vom Astrachaner Zoll registrierten Händlerschaft verdeutlicht, um welche Absatzräume es ging. Im Vordergrund stehen Zentralrußland mit dem sichtbar wachsenden Anteil Moskaus sowie das Wolgagebiet, in dem Saratov, Borisoglebsk, Nižnij Novgorod und Jaroslavl' hervortreten. Ähnlich hatten auch Handelszentren der Ukraine und Weißrußlands ihren signifikanten Anteil an einer innerstaatlichen Kommerzialisierung, die Ausläufer des Astrachaner Handelspotentials bis nach Novgorod, Petersburg und Riga gelangen ließ.
E. H.-G.

Boris Nikolaevič Mironov, *Die russische Stadt von den 1740er bis zu den 1860er Jahren: Demographische, soziale und ökonomische Entwicklung* (Russkij gorod v 1740–1860-e gody: demografičeskoe, social'noe i èkonomičeskoe razvitie, Leningrad 1990, Nauka, 272 S., 53 Tab., engl. Zusammenfassung). – Vf. startet seitens der sowjetischen Geschichtswissenschaft erstmals den Versuch, ein für das neuzeitliche Rußland historisch zentrales, äußerst komplexes Thema zeitlich übergreifend zu erfassen. Hinsichtlich der demographischen Grundlage stützt sich die Analyse weitgehend auf statistische Quellen, die sich für die Zeit vor 1861 ihrerseits als

ein kompliziertes, von Spezialisten kontrovers diskutiertes Material erweisen. Je längs der Zeitachse behandelt M. in fünf Kapiteln: den numerischen Bestand der Stadtbevölkerung; die durch Geburten- und Sterberaten sowie Mißernten und Epidemien bestimmten Prozesse; den Wandel der Sozialstruktur; die auf sieben verschiedene Schichten bezogene soziale Mobilität und schließlich den durch ökonomische Prozesse bestimmten Wandel der Typologie des städtischen Potentials. Zwar wuchs die städtische Bevölkerung zwischen 1745 und 1863 absolut gesehen auf das Zweieinhalbfache. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung jedoch verminderte sich von etwa 11 % (um 1700) auf 7 % (nach 1860), so daß Vf. von einer verzögerten, ja rückläufigen, wenn auch regional differierenden Urbanisierung spricht. Sie ging allerdings mit dem Niedergang des altrussischen Typs der „Agrarstadt“, der noch um 1800 dominierte, Hand in Hand. *E. H.-G.*

AUTORENREGISTER

für die Umschau

Abrosimova 174, Afanašev 181, Alberts 123, Altwein 104, Amburger 172, Andermann 83, Angermann 71 f., 172, Apala 175, Arand 116 f., Arnold, B. 90, Arnold, K. 85, Arnold, U. 72, Arnould 156, Assing 75, Auerbach 97, Auns 175, Åström 171, Bake 86, Barthelmeß 96, Bátori 85, Bauer 113, Baykowski 95, Beckert 89, Behre 147, Beleckij 180, Bender-Wittmann 122, Beninghoff-Lühl 116, Bergerhausen 112, Berkenvelder 153 f., Berns 118, Bijsterfeld 100, Bill 94, Binder 86, Biskup 77, Blair 160, Blockmans 155, Blume 128, Böcker 151, Böcking 89, Böhme 100, Boenisch 140, Bogucka 77, Bohmbach 88, Bollenbeck 129, Bonde 91, Bongers 122, Boockmann 124, 129, Borger-Keweloh 99, Boss 116, Brachmann 92, Bräuer 129, 152 f., Brand 122, Brandenburg 144, Brandis 120, Bündgen 89, Buitelaar 76, Bukowski 105, Bulyko 174, Burmester 99, Busch 130, Childs 93, Chittolini 114, Choroškevič 174, Christensen 91, Christophersen 109, Crumlien-Pedersen 91 f., Cunz 127, Czok 76, 152, Damgaard-Sørensen 107, Dautermann 82, Delbanco 123, Dencker 172, Deter 119, Deurer 116, Dierkens 156, Dobbertin 124 f., Drescher 82, Droste 121, Duda 73, Dumin 174, Duvosquel 156, Ebeling 117, Eggersgluß 134, Ehbrecht 129, Ellmers 89, 91 f., 94, 96, Elm 178, Elmentaler 114, v. Elsner 145, Enemark 164, Engel 75 f., Engels 102, Ennen 84, Erdmann 141, Eriksen 91, Ewe 77, Fehring 101, 139, Feldbæk 166, Feldkamp 98, Ferluga 173, Fiedler 88, Fischer 89, Fleige 126, Flood 129, Florja 182, Foreman 93, Friedland 71, 154, Friese 88, Fritze, E. 142, Fritze, K. 75 f., Gallén 170, Gamby 107, Ganse 168, Garzmann 128, Gerhardt 150, Gerstenberger 148, Gidlöf 167, Gierlich 177, Gieseler 139, Gläser 139, Görensson 88, Goldmann 132, Gøbel 97, Grafen 102, Graßmann 71, Greiffenhagen 97, Grieser 137, Gringmuth-Dallmer 100, van Haaster 140, Hägermann 147, Halaga 76, Halle 122, Hansen 106, Hardt 107, Hartmann, F. 103, Hartmann, H. 126, Hartmann, St. 172, Haucap 129, Hauschild-Thiessen 144, Havemann 91, Haywood 90, Heinrich, D. 103, Heinrich, G. 152, Heitz 76, Hellmann 172 f., 178, Hemann 122, Henn 117, Hennig 86, Hergemöller 86, Herrmann 75, 92, 101, 105, Herteig 109, Heußner 105, Höckmann 89, Höhl 126, Hösch 171, Hoebanx 156, Hoffmann, E. 71, Hoffmann, P. 94, Hofmeister 148, Hoheisel 95, Hohenschwert 122, Honemann 129, Hooek 74, Hoppe 122, Horn 123, van Houtte 154, Hüpper 81 f., Huffman 110, Hughes 184, Huijsmans 154, van t'Hull 94, Hund 142, Hvass 106, Ibs 139, Isenberg 103, Jäger 73, Jagodziński 105, Jansen 107, Janssen 114, Jansson 168, Jeannin 74, 156, Jensen, J. 137, Jensen, J.E. 107, Jensen, M. 165, Johanek 121, Jucht 185, Jung 123, Kaack 104, Kämpfer 173, Kalweit 89, Kasprzycka 105, Kellenbenz 77–81, Keller 152, Keweloh 89, 99, Kintzinger 128, Kirchner 183, Kiupel 86, Klappauf 101, Klostermann 116, Könneker 129, Körner 171, Kötter 142, Konsap 177, Koopmans 129, Kortekass 105, Kotter 177, Kramer 96, Kranz 113, Kraume 89, Kroll 133, Kromann 107, Kroon 162, Krüger 137, Kučkin 181, Künne 137, Kuhne 98, Kurmann 152, Kurze 152, Lade-Messerschmidt 82, Lange, K. 120, Lange, U. 137, Langer 88, Lavicka 103, Lebecq 157, Lehmann 76, Lejmus 176, Lenz 174, Leppin 82, Lieberwirth 81, Lindström 161, Lloyd 158, Löber 89, Looz-Corswarem 116 f., Luchter-

handt 122, Ludat 173, Lübke 173, Lück 90, Lüdecke 93, Lund 106, Maarbjerg 165, Malmer 107, Mandel 132, Mangelsdorf 151, Mathée 129, Mažeika 178, de Melker 158, Melzer 120, Menke 129, 155, Meržanova 180, Michael 120, Michaelsen 107, Mihm 114, Militzer 110, Milz 89, Mironov 184 f., Moberg 107, Mönig 110, van de Moortel 95, Moritz 147, Müller 82, Müller-Wille 104, Münz 99, Münzing 96, Näsmann 106, Naß 128, Neiske 81, Neitmann 172, Neitzert 125, Neumeister 76, Ney 98, Nielsen 108, Nievers 137, Nikžentaitis 179, Nitrowski 116, Nöldecke 96, Nolte 183, Nordeide 109, Nosov 182, Nyberg 156, 179, Nylén 170, Ostersehlte 143, Ødegaard 97, Pätzold 76, Paletschek 86, Paravicini 155, Pāvulāns 175, Pelc 139, Peter 141, Peters, R. 129, Peters, Werner 82, Peters, Wolfgang 110, Pferschy 182, Pirodzok 140, Platz 127, Poeck 81, Pötschke 83, Pohl 115, Pohlmann 122, Poulsen 135, Prange 134, Prechel 139, Preuß 97, Prietzel 125, Prieur 115–117, Prowatke 151, Puff 144, Pullat 77, 176, Puyman-Burmeister 139, Raddatz 114, 117, Ramsay 160, Raudkivi 175, Rebas 166, Rech 94, Reichmann 101, Reichstein 103, 140, Reinecke 122, Reinicke 117, Reininghaus 116, Remann 104, Rentenaar 87, Rheingans 140, Ring 131, Rippmann 103, Roelen 115 f., Rogge 123, Rogosch 145, Rohse 128, Rothe, H. 172, Rothe, J.M. 122, Rudloff 150, Ryckaert 154, Sahlmann 142, Salewski 137, Sandberg 167, Sandmann 81, Sauerbrei 89, Schalies 104, Scheele 82, Scheffler 122, Scheulen 122, Schild 122, Schildhauer 75 f., Schindler 132, Schindling 123, Schlimpert 151, Schlotter 126, Schmid 100, Schmidt 76, Schmidt-Wiegand 81 f., Schmitt 89, Schmitz 129, Schnall 95, Schnell 129, Schnurmann 111, 117, Schöttker 128, Scholl 89, Schoppmeyer 121, Schorn-Schütte 86, Schütte, Chr. 74, Schütte, S. 124, Schuler 74, Schuller 86, Schwarzwälder 150, Schweitzer 143, Schwerhoff 122, Seidensticker 141, Seifert 117, Seiler 146, Sievers 135, Siltberg 170, Sodmann 129, Sonntag 98, Sprandel 155, Spriewald 129, Staats 146, Stark 77, Steane 93, Stempel 116, Stephan-Maser 117, Steppart 89, Steurs 157, Stichel 173, Stilborg 107, Stölting 88, Stöwer 121 f., Stöwe-Gaus 122, Stoob 83, Svalesen 97, Swart 134, Tappe 122, Tauber 103, Teuteberg 74, Theuerkauf 72, 86, Theuws 100, Thome 89, Thomsen 107, Tielke 134, Timpel 104, Törnblom 171, Trapp 89, Trotzig 92, Uitz 85, Ulbricht 89, Ulsig 163, Urban 178 f., van Uytven 157, Vandewalle 155, Vasks 175, Veispak 177, Ventegodt 163, Vilite 176, Vilkov 184, Vogel, B. 85, Vogel, V. 101, Vogtherr 73, Vorwerk 144, Walberg 122, Walther 137, Wand 101, Wase 170, Waterbolk 100, Weber 116, Weckel 85, Weczerka 72, Weidinger 94, Weinmann 177, Welke 148, Wensky 85, Wette 137, Wikström 167, Willoweit 114, van Winter 76, Witthöft 72, 110, 155, Wolsing 115, Wood 106, Wozel 153, Wróblewska 109, Wübbecke 111, Wulf 137, Wunder 86, Yamada 157, Yrwing 169, Zeids 175, Zernack 173, Ziegler 123, 152, Zimmermann 100, Zöllner 109, Zverugo 180.

MITARBEITERVERZEICHNIS

für die Umschau

Angermann, Prof. Dr. Norbert, Hamburg (174–176, 179–182; N. A.); Böcker, PD Dr. Heidelore, Berlin (77–81, 83, 85 f.); Ehbrecht, Dr. Wilfried, Münster (117 f.); Ellmers, Prof. Dr. Detlev, Bremerhaven (88–99; D.E.); Fryde, Prof. Dr.

Natalie, Darmstadt (158–161; N.F.); Gerteis, Prof. Dr. Klaus, Trier (73, 112 f.); Graßmann, Dr. Antjekathrin, Lübeck (134–141; A.G.); Hammel-Kiesow, Dr. Rolf, Lübeck (100–106, 109; R.H.-K.); Harder-Gersdorff, Prof. Dr. Elisabeth, Bielefeld (71–73, 182–186; E.H.-G.); Henn, Dr. Volker, Trier (74 f., 81, 84 f., 109–111, 113–116, 118–122, 150 f.; V.H.); Hill, Dr. Thomas, Kiel (163–166); Hoffmann, Prof. Dr. Erich, Kiel (106–108, 135, 161–163, 166–171; E.H.); Holbach, PD Dr. Rudolf, Trier (119); Ibs, Jürgen, Kiel (163 f., 166); Keweloh, Hans-Walter, Bremerhaven (91 f., 96); van der Laan, Drs Petrus H.J., Amsterdam (153–158; v.d.L.); Meyer, Günter, Hamburg (141–143); von zur Mühlen, Dr. Heinz, Neubiberg (175 f.); Müller-Boysen, Dr. Carsten, Schleswig (87, 171 f.); Pelc, Dr. Ortwin, Hamburg (172 f., 177–179, 182 f.); Pickhan, Dr. Gertrud, Hamburg (180 f.); Reinicke, Dr. Christian, Düsseldorf (86 f., 111); Schneidmüller, Prof. Dr. Bernd, Braunschweig (128 f.); Schwarzwälder, Prof. Dr. Herbert, Bremen (73, 83 f., 87 f., 122–134, 143–151; H.Schw.), Seresse, Volker, Kiel (165); Voltmer, PD Dr. Ernst, Trier (114); Weczerka, Dr. Hugo, Marburg (75–77, 151–153, 173, 178 f.; H.W.); Weede, Sabine, M.A., Hamburg (174, 176 f.); Wensky, Dr. Margret, Bonn (111 f.); Wittek, Dr. Gudrun, Magdeburg (81–83).

FÜR DIE HANSEFORSCHUNG WICHTIGE ZEITSCHRIFTEN

ABaltSlav.	Acta Baltico-Slavica. Bialystok.		Handelingen van de Koninklijke Commissie voor Geschiedenis. Brüssel.
AESC	Annales. Economies, sociétés, civilisations. Paris.	DA	Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Köln-Wien.
ADH	Annales de démographie historique. Paris.	DHT	(Dansk) Historisk Tidsskrift. Kopenhagen.
AnnNdrh.	Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere das alte Erzbistum Köln. Bonn.	DSA	Deutsches Schifffahrtsarchiv. Bremerhaven.
APolHist.	Acta Poloniae Historica. Polska Akademia Nauk. Instytut Historii. Warschau.	DüsseldJb DuisbF EcSocHistJb.	Düsseldorfer Jahrbuch. Duisburger Forschungen. Economisch- en Sociaalhistorisch Jaarboek. 's-Gravenhage.
Ausgr.Fu.	Ausgrabungen und Funde. Berlin.	EcHistRev.	The Economic History Review. London.
AZGW	Archief. Vroegere en latere mededelingen voornamelijk in betrekking tot Zeeland. Middelburg.	EHR	The English Historical Review. London.
BaltStud.	Baltische Studien. Marburg.	FHT	Historisk Tidsskrift för Finland. Helsinki.
BDLG	Blätter für deutsche Landesgeschichte. Wiesbaden.	Fornvänner	Fornvänner. Tidsskrift för Svensk Antikvarisk Forskning. Stockholm.
Beitr.Dortm.	Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Dortmund.	FriesJb. GotlArk.	Friesisches Jahrbuch. Gotländskt Arkiv. Visby.
BMGN	Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden. 's-Gravenhage-Antwerpen.	HambGHbll.	Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter.
BonnJbb.	Bonner Jahrbücher. Bonn.	HBNu.	Hamburger Beiträge zur Numismatik.
BraunschwJb.	Braunschweigisches Jahrbuch.	HGbll.	Hansische Geschichtsblätter. Köln-Wien.
BremJb.	Bremisches Jahrbuch.	Hispania	The Hispanic American Historical Review. Durham/North Carolina.
BROB	Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek. Amersfoort.	Hist.	Hispania. Revista española de historia. Madrid. History. The Journal of the Historical Association. London.
BullCommHist.	Bulletin de la Commission Royale d'Histoire. —	HistArkiv	Historik Arkiv. Stockholm.
		HistJourn.	The Historical Journal. Cambridge
		HZ	Historische Zeitschrift. München.

IJNA	International Journal of Nautical Archaeology. London.	KwartHist.	Kwartalnik Historyczny. Warschau.
IstSSSR	Istorija SSSR. Moskau.	KwartHKM	Kwartalnik historii kultury materialnej. Warschau.
IstZap	Istoričeskie zapiski. Moskau.	LippMitt.	Lippische Mitteilungen. Detmold.
JbAmst.	Jaarboek van het Genootschap Amstelodamum. Amsterdam.	Logbuch LJ	Das Logbuch. Wiesbaden. The London Journal. London.
JbbGOE	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. München.	LünebBl.	Lüneburger Blätter.
JbBreslau	Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Würzburg.	MA	Le Moyen Age. Revue d'histoire et de philologie. Brüssel.
JbEmden	Jahrb. d. Gesellschaft f. Bildende Kunst u. Vaterländische Altertümer zu Emden.	Maasgouw	De Maasgouw. Tijdschrift voor Limburgse Geschiedenis en Oudheidkunde. Maastricht.
JbGFeud.	Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus. Berlin (Ost).	MAcWet.	Medelingen der Koninklijke Nederlandsche Academie van Wetenschappen. Afdel. Letterkunde. Amsterdam.
JbGMOst.	Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Berlin.	MatZachPom.	Materialy Zachodnio-Pomorskie. Muzeum Pomorza Zachodniego. Stettin.
JbKölnGV	Jahrb. d. Kölnischen Geschichtsvereins.	Meddelanden	Meddelanden frå Lunds Universitets Historiska Museum. Lund.
JbMorgenst.	Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bremerhaven.	MittKiel	Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
JbVNddtSpr.	Jahrbuch d. Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung. Neumünster.	MM	The Mariner's Mirror. London.
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin.	NAA	Nordic Archaeological Abstracts. Viborg.
JbWitthBremen	Jahrbuch der Wittheit zu Bremen.	NAFN	Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen. Hildesheim.
JEcoH	The Journal of Economic History. New York.	Naut.	Nautologia, Kwartalnik-Quaterly. Gdingen-Warschau-Stettin.
JEEH	The Journal of European Economic History. Rom.	NdSächsJb.	Niedersächsisches Jahrb. f. Landesgeschichte. Hildesheim.
JMH	Journal of Medieval History. Amsterdam.	NHT	Historisk Tidsskrift utgitt av den Norske Historiske Forening. Høvik.
JMitVorg.	Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte. Halle/S.	NNU	Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim.
KSIA	Kratkie soobščenija Instituta archeologii Akademii nauk SSSR. Moskau.	NOA	Nordost-Archiv. Zs. für Kulturgeschichte und Landeskunde. Lüneburg.
KölnJbVFg.	Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte.		
Kuml	Kuml. Årbog for Jysk Archaeologisk Selskab. Kopenhagen.		

Nordelbingen	Nordelbingen. Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Heide (Holst.).	SkandSborn	Skandinavskij sbornik (Skrifter om Skandinavien), hrsg. v. d. Staatsuniversität Tartu (Dorpat).
NordNumA	Nordisk Numismatisk Årsskrift. Stockholm.	SEER	The Slavonic and East European Review. London.
NT	Nordisk Tidskrift. Stockholm.	SoesterZs.	Soester Zeitschrift.
OldbJb.	Oldenburger Jahrb.	SovArch.	Sovetskaja archeologija. Moskau.
OsnMitt.	Osnabrücker Mitteilungen.	StadJb.	Stader Jahrbuch. Stader Archiv. Neue Folge.
P & P	Past and Present. Oxford.	StudPom.	Studia i materialy do dziejów Wielkopolski i Pomorza. Posen.
PrzegHist.	Przegląd Historyczny. Warschau.	TATÜ	Eesti Teaduste Akadeemia Toimetised Ühiskonnateadused. Tallinn (Reval).
RB	Revue Belge de philologie et d'histoire. – Belgisch Tijdschrift voor Filologie en Geschiedenis. Brüssel.	TG	Tijdschrift voor Geschiedenis. Groningen.
RDSC	Roczniki dziejów społecznych i gospodarczych. Posen.	Tradition	Tradition. Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie. Baden-Baden.
RH	Revue Historique. Paris.	TZG	Tijdschrift voor Zeege-schiedenis. 's-Gravenhage.
RheinVjbl.	Rheinische Vierteljahrsblätter. Bonn.	VerslOverijssel	Verslagen en Mededelingen. Vereeniging tot Beoefning van Overijsselsch Regt en Geschiedenis. Zwolle.
RHES	Revue d'histoire économique et sociale. Paris.	Viking	Viking. Oslo.
RHMC	Revue d'histoire moderne et contemporaine. Paris.	VIst.	Voprosy istorii. Moskau.
RM	Revue Maritime.	VSWG	Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Wiesbaden.
RN	Revue du Nord. Revue historique trimestrielle. Region du Nord de la France-Belgique-Pays-Bas. Lille.	Wagen	Der Wagen. Ein Lübeckisches Jahrbuch.
RoczGd	Rocznik Gdański. Gdańskie Towarzystwo Naukowe. Danzig.	Westfalen	Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde. Münster/Westf.
SEHR	The Scandinavian Economic History Review. Uppsala.	WestfF	Westfälische Forschungen. Mitteilungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volksforschung. Münster/Westf.
Scandia	Scandia. Tidskrift för historisk forskning. Lund.	WestfZs.	Westfälische Zeitschrift. Paderborn.
ScHR	Scottish Historical Review. Edinburgh.	WissZsBerlin	Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin.
ScrMerc	Scripta Mercaturae. München.		Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe.
SHAGand	Société d'histoire et d'archéologie de Gand. Annales. Gent.		
SHT	Historisk Tidskrift. Svenska Historiska Föreningen. Stockholm.		
SJH	Scandinavian Journal of History. Stockholm.		

WissZsGreifswald	Desgl.: Ernst Moritz Arndt-Universität Greifswald.	ZGesSHG	Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. Neumünster.
WissZsRostock	Desgl.: Universität Rostock.	ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin (Ost).
ZAA	Zeitschrift für Agrargeschichte u. Agrarsoziologie. Frankfurt/M.	ZHF	Zeitschrift für historische Forschung. Berlin.
ZArchäol	Zeitschrift für Archäologie. Berlin.	ZRGG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Weimar.
ZAM	Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Köln.	ZVHG	Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte.
ZAVēst	Latvijas Zinētnu Akadēmijas Vēstis. Riga.	ZVLGA	Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterumskunde.
ZapHist.	Zapiski Historyczne. Thorn.		
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung. Marburg/Lahn.		

HANSISCHER GESCHICHTSVEREIN

SATZUNG
DES HANSISCHEN GESCHICHTSVEREINS

(Stand 28.5.1985)

§ 1

Der Verein führt den Namen Hansischer Geschichtsvereins und hat den Zweck, den Forschungen zur Geschichte sowohl der Hanse wie auch der Städte, die früher der Hanse angehört haben, einen Vereinigungs- und Mittelpunkt zu gewähren. Er pflegt ferner die Studien zur deutschen See- und Verkehrsgeschichte.

§ 2

Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung. Der Verein ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.

Seinen Zweck erreicht der Verein durch folgende Maßnahmen:

1. er gibt die Quellen der hansischen Geschichte und der deutschen See- und Verkehrsgeschichte heraus;
2. er veröffentlicht Forschungen und Darstellungen aus seinem Arbeitsgebiet;
3. er gibt als seine Zeitschrift die „Hansischen Geschichtsblätter“ heraus;
4. er veranstaltet jährlich Mitgliederversammlungen mit öffentlichen Vorträgen.

§ 3

Der Sitz des Vereins ist Lübeck. Der Verein soll in das Vereinsregister eingetragen sein.

§ 4

Die Mitgliedschaft kann von Einzelpersonen und von Körperschaften erworben werden. Über die Aufnahme entscheidet der Vorstand. Der Austritt ist spätestens ein Vierteljahr vor Ende des Geschäftsjahres zu erklären. Die Mitgliedschaft erlischt, wenn das Mitglied seine Verpflichtungen nicht erfüllt.

§ 5

- (1) Die Führung der Geschäfte liegt dem von der Mitgliederversammlung gewählten Vorstände ob.
- (2) Er besteht aus 8 bis 12 Mitgliedern, von denen zwei ihren Wohnsitz am Sitz des Vereins haben müssen. Ein Vorstandsmitglied, welches das 70. Lebensjahr vollendet hat, scheidet mit der nächsten Mitgliederversammlung des Hansischen Geschichtsvereins aus dem Vorstände aus; diese Vorschrift gilt nicht für den Vorsitzenden. Vorstandsmitglieder, die solchermaßen ausgeschieden sind, sind befugt, auch weiterhin mit beratender Stimme an den Vorstandssitzungen teilzunehmen, wenn und solange sie sich dazu bereit erklärt haben. Solchenfalls sind sie zu den Sitzungen zu laden. Von den übrigen Mitgliedern treten alljährlich zu Pfingsten die beiden in ihrer Zugehörigkeit zum Vorstände ältesten aus; Wiederwahl ist zulässig. Der Vorstand verteilt seine Ämter unter sich und regelt die Geschäftsführung durch eine Geschäftsordnung. Er wählt den Vorsitzenden auf 5 Jahre; Wiederwahl ist zulässig. Der Vorstand schlägt der Mitgliederversammlung die zu erwählenden Vorstands- und Ehrenmitglieder vor.
- (3) Den Vorstand im Sinne des BGB § 26 bildet der Vorsitzende; sein Stellvertreter ist der Schriftführer.

§ 6

Die Ordentliche Mitgliederversammlung (Jahresversammlung) findet alljährlich in der Pfingstwoche statt. Ihr liegt vornehmlich ob:

1. Entgegennahme des Jahresberichts;
2. Entgegennahme des Kassenberichts und die Entlastung des Vorstandes;
3. die Wahl der Vorstands- und Ehrenmitglieder nach Vorschlägen des Vorstandes;
4. Die Ernennung von Wissenschaftlern zu Korrespondierenden Mitgliedern des Vereins, die sich um die Erforschung der Hanse verdient gemacht haben;
5. die Wahl des Ortes der nächsten Jahresversammlung;
6. etwaige Satzungsänderungen.

Für die Kosten der Jahresversammlung zahlt jeder Teilnehmer einen vom Vorstand festzusetzenden Beitrag.

Über die Verhandlungen der Jahresversammlung ist eine Niederschrift anzufertigen, die von den beiden in Lübeck ansässigen Vorstandsmitgliedern zu unterzeichnen ist.

Eine außerordentliche Mitgliederversammlung ist zu berufen, wenn ein Drittel der Mitglieder die Berufung schriftlich unter Angabe des Zwecks und der Gründe verlangt.

Die Mitgliederversammlungen werden durch besondere Einladungen an die Mitglieder einberufen.

§ 7

Die Herausgabe der Zeitschrift besorgt ein vom Vorstand zu ernennender Redaktionsausschuß von drei Mitgliedern, von denen wenigstens eines dem Vorstande angehören muß.

§ 8

Mittel des Vereins dürfen nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

Die für seine Zwecke erforderlichen Mittel beschafft der Verein teils aus den Beiträgen seiner Mitglieder und den etwaigen Überschüssen von den Einnahmen der Versammlungen, teils aus den Überweisungen der einst zur Hanse gehörigen Städte. Die Höhe des Mitgliedsbeitrags wird vom Vorstande festgesetzt und unterliegt der Genehmigung der Jahresversammlung.

§ 9

Die Auflösung des Vereins erfolgt durch den Beschluß einer Mitgliederversammlung, die mit Bekanntgabe der Tagesordnung vier Wochen vor der Tagung einzuberufen ist. Der Beschluß muß mit einer Mehrheit von zwei Dritteln aller Mitglieder gefaßt werden. Sind in der Versammlung weniger als zwei Drittel der Mitglieder des Vereins anwesend, so ist unter gleichen Bedingungen eine neue Mitgliederversammlung einzuberufen, die die Auflösung mit einer Mehrheit von drei Vierteln der anwesenden Mitglieder beschließen kann.

Wird die Auflösung beschlossen, so fallen Inventar und Vermögen des Vereins nach Abzug etwaiger Verbindlichkeiten an die Universität Hamburg, die sie im Rahmen ihrer Einrichtungen zur Förderung der hansischen Geschichtsforschung verwenden muß.

JAHRESBERICHT 1991

A. Geschäftsbericht

Auch im Jahr 1991 bildete die Hansisch-niederdeutsche Pfingsttagung den Schwerpunkt des Vereinslebens. Sie fand mit ca. 150 Teilnehmern in der Hansestadt Wesel statt, die ihr 750. Stadtjubiläum beging. Folgende Vorträge gaben Einblick in die gegenwärtige Hanseforschung: Dr. Jutta Prieur-Pohl, Wesel: Die Hansestadt Wesel und ihre klevischen Städte; Dr. Andrea Dirsch-Weigand, Weiterstadt: Die Rostocker Dom-Fehde (1483–1491) im Spiegel der zeitgenössischen Historiographie. Der Standpunkt der Chronisten im Konflikt zwischen Stadt und Landesfürst; Dr. Wilfried Ehbrecht, Münster: „riten und roven is kine schande, dat don de besten in dem Lande“ – Bemerkungen zu adligem Land- und Seeraub im spätmittelalterlichen Nordwesten; Professor Dr. Arend Mihm, Duisburg: Sprache und Geschichte am unteren Niederrhein; Dr. Joachim Deeters, Köln: Wesel und Köln – Drittels- und Viertelstage in der Hanse; David V. Proctor, Rochester/GB: Die Musik bei den hansischen Seefahrern im Norden.

Den Nachmittag des ersten Tagungstages nutzten die Mitglieder und Freunde des Vereins zum Kennenlernen des Tagungsortes und seiner Umgebung (Archäologischer Park Xanten, Haus Esselt, Kloster Mariental, Willibrordi Kirche mit Schatzkammer, das preußische Wesel). Am Abend wurden die Teilnehmer durch den Herrn Bürgermeister der Stadt Wesel sehr großzügig zu einem Essen eingeladen. Der Nachmittag des folgenden Tages wurde wie bisher üblich zur Diskussion der Vorträge der Tagung genutzt. Die Exkursion entführte die Teilnehmer zum Kloster Kamp, Fossa Eugenia und Xanten. Die diesjährige Tagung war in dem Sinne bemerkenswert, als die Träger der ostdeutschen Hanseforschung, die bisher in der Hansischen Arbeitsgemeinschaft der Historiker-Gesellschaft der ehemaligen DDR vereinigt waren, nun wieder gemeinsam mit den Mitgliedern des Hansischen Geschichtsvereins sowohl an den Hansisch-niederdeutschen Pfingsttagungen teilnehmen, im Vorstand des Hansischen Geschichtsvereins präsent sind, als auch hinsichtlich ihrer Forschungsarbeit integriert werden. So ist es nach 21 Jahren der Trennung auch hier wieder zu einer Einheit der Hanseforschung gekommen.

Vorstandssitzungen fanden am 20. Mai und am 17. November statt, die Jahresmitgliederversammlung am 21. Mai. Sie wählte erneut Herrn Dr. Knüppel und Frau Dr. Graßmann, deren Amtszeit abgelaufen war, in den Vorstand. Neu in den Vorstand aufgenommen wurde Herr Professor Dr. Müller-Mertens, als dauernde Gäste gehören dem Vorstand an Herr Dr. Wernicke, Frau Dr. Böcker, Herr Professor Dr. Schildhauer. Auch die

Rechnungsprüfer, Herr Professor Dr. Ahrens und Herr Professor Dr. Hatz, beide Hamburg, wurden erneut für ihr Amt gewählt.

Zu den Veröffentlichungen des Hansischen Geschichtsvereins ist zu berichten, daß die „Hansischen Geschichtsblätter“ des Jahres 1991 gegen Ende des Jahres erschienen sind und die Planung für den nächstjährigen Band angelaufen ist. Ebenso gedeiht die Bearbeitung des Hansischen Urkundenbuches 7 Teil 2. Im Rahmen der „Quellen und Darstellungen“ sind erschienen: Michael North, Kredit im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa, und Stuart Jenks, England, die Hanse und Preußen. Handel und Diplomatie 1377–1474 (3 Bände). Geplant ist die Drucklegung der Vorträge des Lübeck-Kolloquiums zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1991, hrsg. v. Stuart Jenks und Michael North. Im Stadium der Bearbeitung befinden sich: Die Edition der Societates und Andrzej Groth, Seehandelsstatistik der Häfen am Frischen Haff 1585 bis 1712.

In das Jahr 1992 geht der Verein mit 576 Mitgliedern (42 Neueintritte, 4 Austritte, davon 4 Todesfälle).

Lübeck, den 3. Januar 1992

Graßmann
Schriftführerin

B. Rechnungsbericht

Das Rechnungsjahr 1991 schloß mit Einnahmen in Höhe von 65.312,29 DM und Ausgaben in Höhe von 48.401,40 DM ab. Die Differenz zwischen beiden Posten kann aber leider nicht als Überschuß oder gar Gewinn verbucht werden, sondern erklärt sich zum einen daraus, daß die für den neuesten Band der „Quellen und Darstellungen“ (Jenks, England, die Hanse und Preußen) eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr im Vorjahr, sondern erst nach der Jahreswende zu erfüllen waren. Zum anderen sind bereits 1991 erste Einzahlungen in Hinblick auf das Nowgorod-Kolloquium eingegangen, die natürlich nicht ausgegeben werden durften. Sie werden in diesen Tagen für die lange vorgeplante wissenschaftliche Exkursion eingesetzt.

Im einzelnen setzen sich die Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen in Höhe von 23.397,00 DM, aus Zuschüssen und Spenden in Höhe von 31.886,00 DM sowie aus sonstigen Erlösen in Höhe von 10.033,29 DM zusammen. Hinter den sonstigen Erlösen verbergen sich Rückflüsse aus dem Verkauf von Veröffentlichungen, Tagungsbeiträge und Zinsen. – Ausgegeben hat der Hansische Geschichtsverein 1991 für Publikationen 36.809,43 DM, wovon die Hansischen Geschichtsblätter 21.279,31 DM erforderten und 15.530,12 DM für die Fortsetzung der beiden Reihen des Vereins mit je einem Band aufgewandt wurden. Die Hansische Pfingsttagung schlug mit

7.719,95 DM zu Buch, während die Verwaltung 3.647,02 DM erforderte. Unsere Mitgliedschaft im Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine sowie kleinere Aufwendungen im Zusammenhang mit Mitgliederbewegung beliefen sich auf 225,00 DM. Prozentual gerechnet, belief sich 1991 der Anteil der Ausgaben für die satzungsmäßigen Aufgaben des Hansischen Geschichtsvereins wie im Jahr davor auf 92%. Das ist ein erfreuliches Ergebnis, sind doch auch wir auf Dienstleistungen von Post, Banken u.a. angewiesen, die allgemein teurer geworden sind. Wir hoffen, solche Teuerungen auch in Zukunft auffangen zu können.

Wie in den Vorjahren hat der Schatzmeister an dieser Stelle die gern erfüllte Pflicht, für besondere finanzielle Förderung der Vereinsarbeit zu danken. In erster Linie hat unser Dank der Possehl-Stiftung in Lübeck zu gelten, die auch 1991 die Hansischen Geschichtsblätter und die Pfingsttagung namhaft bezuschußt hat. Außerdem haben die Freie und Hansestadt Hamburg, die Freie Hansestadt Bremen, die Hansestadt Lübeck, die Stadt Köln, die Stadt Braunschweig, der Landschaftsverband Westfalen-Lippe und der Landschaftsverband Rheinland ihre regelmäßige Förderung des HGV durch Zuwendungen und erhöhte Jahresbeiträge fortgesetzt. Die genannten Förderer wie auch die Institutionen und Personen, die unsere Arbeit durch einmalige Zuwendungen gefördert haben, haben zu unserer Dankesverpflichtung geholfen, daß wiederum wichtige neue Forschungsergebnisse zur Geschichte der Hanse und ihrer Glieder publiziert werden konnten. Nach wie vor bietet der Hansische Geschichtsverein mit seinen Publikationen und seinen Veranstaltungen der Forschung wie auch interessierten Laien Foren zur Erörterung neuer Fragestellungen zur Geschichte der Hanse und ihrer Mitgliedsstädte und zur Gewinnung neuer Einsichten. Da das so bleiben soll, hoffen wir, daß wir auch fernerhin mit der Hilfe unserer Förderer rechnen dürfen.

Die Kassenprüfung hat am 1. Juni 1992 stattgefunden und keine Beanstandungen ergeben. Die gewählten Rechnungsprüfer, die Herren Professor Dr. Gerhard Ahrens und Professor Dr. Gert Hatz, haben Einsicht in die Rechnungslegung genommen und deren Richtigkeit festgestellt, nachdem der Schatzmeister ihre kritischen Fragen offensichtlich zur Zufriedenheit beantwortet und alle hinterfragten Zahlen belegen konnte. Sie haben ihren Befund schriftlich niedergelegt und stellen schriftlich den Antrag an die ordentliche Mitgliederversammlung, den Schatzmeister und den übrigen Vorstand des Hansischen Geschichtsvereins für das Geschäftsjahr 1991 zu entlasten.

Kiel, 9. Juni 1992

Loose
Schatzmeister

AUSSPRACHE ÜBER DIE VORTRÄGE

bei der 107. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in
Wesel am 22. Mai 1991.

Dr. Jutta Prieur-Pohl, Die Hansestadt Wesel und ihre klevischen Städte: Auf Frage *Heinsius* führen Frau *Prieur-Pohl* und die Herren *Prieur-Pohl* und *Deeters* aus, daß Wesel seit Ende des 15. Jahrhunderts und dann 1540 eine führende Rolle im Drittel spielt sowie die klevischen Städte zusammenfaßt.

Zum Referat Dr. Andrea Dirsch-Weigand, Die Rostocker Domfehde 1482–1491 (Die Referentin ist bei der Aussprache nicht anwesend) verweist *Stoob* auf die Frage der Finanzierung der Universität sowie die Absicht des Landesherrn, wieder festen Fuß in der Stadt zu fassen, des weiteren auf die enge Bekanntschaft des erschlagenen Rohde mit Krantz.

Dr. Wilfried Ehbrecht, Riten und roven is keine schande: auf Fragen *Snapper* führt *Ehbrecht* aus, daß das Raubrittertum vom 14. Jahrhundert an zugenommen habe, daß die Stadt Groningen durch Auseinandersetzungen mit friesischen Häuptlichen in die Kämpfe mit den Vitalienbrüdern einbezogen gewesen sei, und daß die Grafen von Holland Kaperbriefe für die Vitalienbrüder-Seesöldner ausgestellt hätten. Zu den Fragen nach Gemeinschaftsform der See- und Landräuber, Kapitalakkumulation als Mittel der Territorialbildung und hansischem Verhalten zu Seeräuber-Beutegut (*Wernicke*): Seeräübergilden waren weder familiär noch territorial gebunden, auch nicht dauerhaft (*Ehbrecht*). Für Ritterbünde gilt das ebensowenig (*Stoob*). Durch Söldnergruppen zusammengebrachte Kapitalien sind unzweifelhaft in Landesherrschaften zusammengekommen (*Ehbrecht*). *Heinsius* verweist auf Kniphausen. Gestohlene Ware wurde in der Hanse wieder verhandelt (*Ehbrecht*), wenn auch nicht generell (*Henn*). *Von Loos-Corswarem* verweist auf Lösegelder, die an Räuber gezahlt wurden. Bis wann die Landesherrn solche Möglichkeiten nutzten (Frage *Wernicke*), ist kaum beantwortbar, sicher aber noch im 16. Jahrhundert (*Ehbrecht*).

David Proctor, Die Musik bei den hansischen Seefahrern im Norden: *Heinsius* verweist auf erhalten gebliebene seemännische Bräuche, wie das Aussingen von Befehlen, und empfiehlt die Zuziehung noch weiterer hansischer Quellen. Frühhansische Musikinstrumente sind nachweisbar (*Ellmers*). Frau *Wirrer* fragt nach der Bedeutung der in der

Takelage aufgehängten Glocken, was jedoch nicht beantwortet werden kann; Untersuchungen gibt es bis jetzt nur von russischen Forschern (*Proctor, Ellmers*). Ob die Glocken einen praktischen Zweck bei der seemännischen Arbeit hatten (Frage *Ellermeyer*), ist nicht klar.

Dr. Joachim Deeters, Wesel und Köln – Drittels- und Viertelstage in der Hanse: Der Referent gedenkt, die Vorarbeiten von Luise von Winterfeldt, die noch von einem politisch-statischen Gefüge ausgehen, kritisch zu nutzen (auf Einlassung *Ehbrecht*). Eine ausführliche Erörterung, welchen Einfluß das Brügger Vorbild auf die Drittelseinteilung gehabt habe (Vermutung *Henn*), gedenken der Fragesteller und der Referent später fortzusetzen.

LISTE DER VORSTANDSMITGLIEDER DES HANSISCHEN GESCHICHTSVEREINS

I. Ordentliche Mitglieder

Vorsitzender

Lund, Heinz, Senator a.D.
Am Mühlenhang 25, 2409 Pansdorf

Vorstandsmitglieder:

Ellmers, Prof. Dr. Detlev
Ltd. Museumsdirektor,
Dt. Schiffahrtsmuseum
van-Ronzelen-Str., 2850 Bremerhaven

Graßmann, Dr. Antjekathrin
Archivdirektorin
Archiv der Hansestadt Lübeck
Mühlendamm 1–3, 2400 Lübeck 1

Henn, Dr. Volker
Univ. Trier, Geschichtl. Landeskunde
Postfach 3825, 5500 Trier

Irsigler, Prof. Dr. Franz
Univ. Trier, Geschichtl. Landeskunde
Postfach 3825, 5500 Trier

Knüppel, Dr. Robert Bürgermeister a.D.
Claudiusring 38e, 2400 Lübeck 1

Loose, Prof. Dr. Hans-Dieter
Direktor des Staatsarchivs Hamburg
ABC-Str. 19, 2000 Hamburg 36

Müller-Mertens, Prof. Dr. Eckhard
Platanenstraße 101, O-1110 Berlin

Pitz, Prof. Dr. Ernst
Königin-Luise-Straße 73
1000 Berlin 33

Stehkämper, Prof. Dr. Hugo
Ltd. Stadtarchivdirektor
Hist. Archiv d. Stadt Köln
Severinstr. 222–228, 5000 Köln 1

Wernicke, Dr. Horst
Wolgaster Str. 125, O-2200 Greifswald

Weczerka, Dr. Hugo
Lahnbergstr. 14, 3550 Marburg 23

Altmitglieder des Vorstands:

Friedland, Prof. Dr. Klaus
Kreienholt 1, 2305 Heikendorf

Schwebel, Dr. Karl-Heinz
Ltd. Regierungsdirektor a.D.
Weißenburger Str. 23, 2800 Bremen

Korrespondierende Vorstandsmitglieder:

Dollinger, Prof. Dr. Philippe
1, Boulevard, Déroulède
F-67000 Straßbourg

Jeannin, Prof. Prierre
10 Boulevard de Port Royal
F-75005 Paris

Kumlien, Prof. Dr. Kjell
Kungsholms Kyrkoplan 1 IV
S-11224 Stockholm

Gäste des Vorstands:

Böcker, Dr. Heidelore
Trachtenbrodtstr. 31, O-1055 Berlin

Schildhauer, Prof. Dr. Johannes
Gerdigstr. 8, O-2200 Greifswald

Schmidt, Prof. Dr. Heinrich
Hugo-Gaudig-Str. 10
2900 Oldenburg

Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte/Neue Folge

Herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein

Eine Auswahl:

XIV: Das Zweite Wismarsche Stadtbuch 1272–1297

Liber vel de impignoratione vel emptione seu venditione hereditatum vel aliorum bonorum

Bearbeitet von Lotte Knabe unter Mitwirkung von Anneliese Düsing

Teil I: Text. 1966. 409 Seiten, 4 Tafeln und 1 Falttafel. Br. DM 68,—

Teil II: Register. 1966. 109 Seiten mit 4 Stammtafeln. Br. DM 38,—

(Beide Teile werden nur zusammen abgegeben)

XV: Ursprung und Wurzeln der Rôles d'Oléron

Von Karl Friedrich Krieger. 1970. X, 167 Seiten. Br. DM 42,—

XVI: Hansestädte und Landesfürsten

Die wendischen Hansestädte in der Auseinandersetzung mit den Fürstenhäusern Oldenburg und Mecklenburg während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Von Hans Sauer. 1971. X, 218 Seiten. Br. DM 56,—

XVII: Bergen – Handelszentrum des beginnenden Spätmittelalters

Referate und Diskussionen des Hansischen Symposions in Bergen vom 9. bis 11. September 1970. Bearbeitet von Klaus Friedland. 1971. VIII, 55 Seiten. Br. DM 24,—

XVIII: Das Hamburger Pfundzollbuch von 1418

Von Rolf Sprandel. 1972. VI, 92 Seiten, 2 Abbildungen. Br. DM 28,—

XIX: Studien zu den Löhnen und Preisen in Rostock im Spätmittelalter

Von Ursula Hauschild. 1973. VIII, 229 Seiten, 29 Diagramme, 118 Tabellen. Br. DM 58,—

XX: Frühe bürgerliche Institution norddeutscher Hansestädte

Beiträge zu einer vergleichenden Verfassungsgeschichte Lübecks, Bremens, Lüneburgs und Hamburgs im Mittelalter. Von Burchard Scheper. 1975. XI, 234 Seiten. Br. DM 52,—

XXI: Reval 1670–1687

Rat, Gilden und schwedische Stadtherrschaft

Von Johann Dietrich Pezold. 1975. VI, 391 Seiten. Br. DM 88,—

XXII/1–2: Kämmereibuch der Stadt Reval 1432–1463:

Bearbeitet von Reinhard Vogelsang. 1. HlbBd. Nr. 1–769; 2. HlbBd. 770–1190. 1976. VII, V, 746 Seiten. Br. DM 144,—

XXIII: Frühformen englisch-deutscher Handelspartnerschaft

Referate und Diskussionen des hansischen Symposions im Jahre der 500. Wiederkehr des Friedens von Utrecht in London vom 9. bis 11. September 1974. Bearb. von Klaus Friedland. 1976. XII, 119 Seiten, 2 Titelbilder, 2 Karten und 2 Diagramme im Text. Br. DM 40,—

XXIV: Hansekaufleute als Gläubiger der englischen Krone (1294–1350)

Von Inge-Maren Peters. 1978. XIII, 323 Seiten, zahlreiche Tabellen im Text. Br. DM 88,—

XXV: Wolter von Holsten marchand lubeckois dans la seconde moitié du 16^e siècle

Von Marie-Luise Pelus. 1981. 610 S. Br. DM 96,—

XXVI: Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter

Von Margret Wensky. 1981. XI, 374 Seiten, 3 Karten, 73 Tabellen im Text. Br. DM 88,—

Böhlau Verlag Ges.m.b.H. & Co.KG, Sachsenplatz 4–6, A-1201 Wien
Böhlau Verlag GmbH & Cie, Theodor-Heuss-Str. 76, D-5000 Köln 90

*Quellen und Darstellungen
zur Hansischen Geschichte/Neue Folge*
Herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein

XXVII/1–2: Kämmererbuch der Stadt Reval 1463–1507

Bearbeitet von Reinhard Vogelsang. 1. Halbband: Nr. 1191–1990; 2. Halbband: Nr. 1991–2754. 1983. VII, IV, 948 Seiten. Br. DM 284,—

XXVIII: Die Plescows

Ein Beitrag zur Auswanderung Visbyer Kaufmannsfamilien nach Lübeck im 13. und 14. Jahrhundert. Von Jürgen Wiegandt. 272 Seiten, zahlr. Tabellen. DM 78,—

XXIX: Gilde und Korporation in den nordeuropäischen Städten des späten Mittelalters

Herausgegeben von Klaus Friedland. 1984. V, 114 Seiten. Br. DM 38,—

XXX: The Urban Patriciate: Lübeck and Venice 1580–1700

Von Alexander Francis Cowan. 1986. XVI, 267 Seiten. Br. DM 68,—

XXXI: Tragfähigkeiten, Ladungen und Maße im Schiffsverkehr der Hanse

Vornehmlich im Spiegel Revaler Quellen. Von Thomas Wolf. 1987. XIII, 246 Seiten, zahlr. Tabellen. Br. DM 88,—

XXXII: Visby-Colloquium des Hansischen Geschichtsvereins 15.–18. Juni 1984

Herausgegeben von Klaus Friedland. 1987. XXXII, 160 Seiten. Br. DM 54,—

XXXIII: Das Handelshaus Donner in Visby und der gotländische Aussenhandel im 18. Jahrhundert

Eine Studie zur Handels- und Seefahrtsgeschichte des Ostseeraums im Spätmerkantilismus. Von Robert Bohn. 1989. XII, 362 Seiten, mehrere Abb. i.T., zahlr. Tab. u. Graphiken i.T. Br. DM 96,—

XXXIV: Maritime Aspects of Migration

Herausgegeben von Klaus Friedland. 1989. X. 465 Seiten. Br. DM 148,—

XXXV: Geldumlauf, Währungssysteme und Zahlungsverkehr in Nordwesteuropa 1300–1800

Beiträge zur Geldgeschichte der späten Hansezeit. Herausgegeben von Michael North. 1989. VI, 195 Seiten, Br. DM 88,—

XXXVI: Brügge-Colloquium des hansischen Geschichtsvereins 26.–29. Mai 1988

Referate und Diskussionen. Herausgegeben von Klaus Friedland. 1991. VIII, 152 Seiten, 2 Abb., Br. DM 58,—

XXXVII: Kredit im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa

Herausgegeben von Michael North. 1991. VII, 222 Seiten, Br. DM 64,—

XXXVIII: England, die Hanse und Preußen: Handel und Diplomatie, 1377–1474

Von Stuart Jenks. 1992. Ca. 1.265 Seiten. Br. DM 196,—